This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

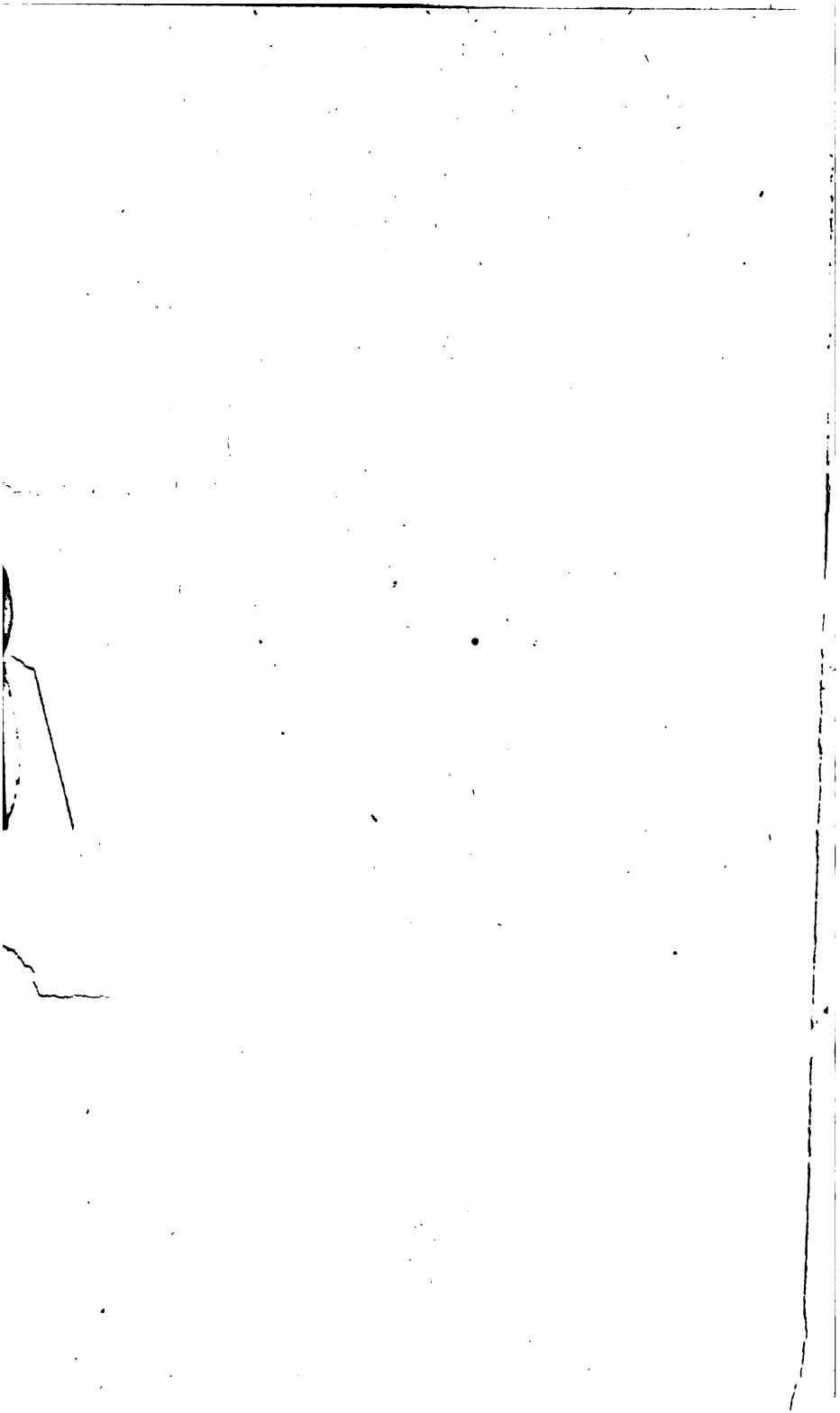
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

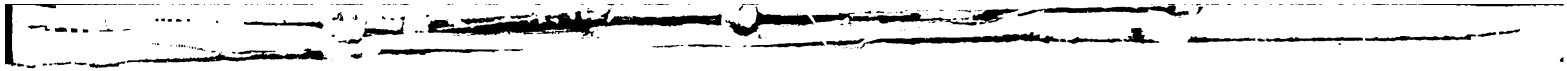
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07437335 2

D





Die

rationelle Sprachforſchung

Auf

ihrem gegenwärtigen Standpunkte

geprüft

und pſychologiſch begründet

von

Georg Heinrich **H. Dieſtel,**

vormaligem Prediger.

Eine Vorbereitungsſchrift

zu einer auf Subſcription herauszugebenden

deutſchen Sprachlehre.

Königsberg, 1845.

In Commiſſion bei E. H. Mangelsdorf.

L. L. S.

Nr.
6734.

Inhalt.

Seite

Einleitung. 1

Erste Abtheilung. Kritik des gegenwärtigen Standpunktes der rationellen Sprachforschung. 11

Erster Abschnitt. Der rationelle Standpunkt der neuern Grammatiker.

1. Ihr gemeinsames Ziel. 17
2. Die Methode 22
3. Die Principien. 34

Zweiter Abschnitt. Die Resultate der neuern rationellen Sprachforschung.

1. Beschaffenheit der grammatischen Lehrsätze im Allgemeinen. 53
   a) Unbestimmte Ausdrucksweise der neuern Grammatik. . 54
   b) Widersprechende Begriffsbestimmungen der Grammatiker. 58
2. Eigenthümliche Lehrsätze der neuern Sprachforschung.
   a) Resultate des organischen Princips. 67
   b) Resultate des logischen Princips. 78
3. Lehrsätze der ältern Grammatik in der neuern. 104
   a) Die ältere Etymologie in der neuern. 105
   b) Die ältere Flexionslehre in der neuern. 113

Seite

Zweite Abtheilung. Abriß eines auf pſychologiſcher Grundlage entwickelten Sprachſyſtems.

Erſter Abſchnitt. Die Grundlage.

1. Zweck einer deutſchen Sprachlehre für Deutſche. . . . 126
2. Die pſychologiſchen Principien. 133

Zweiter Abſchnitt. Die Entwickelung. 161

1. Die Wortgeltung. 163
2. Die Wortwandlung. 171
3. Die Wortfügung. 177

Nationelle Sprachforschung — ich verstehe darunter das wissenschaftliche Streben, die Sprache als Produkt der menschlichen Natur aus ihren natürlichen oder wesentlichen Gründen zu erkennen — diese Forschung ward bereits vor dreißig Jahren eine meiner Berufspflichten. Der Unterricht im Deutschen, den ich meinen Zöglingen ertheilte, und der später an der hiesigen (Königsberger) Divisionsschule mir oblag, weckte das Bedürfniß eines eindringendern Verständnisses, als die damals gangbaren Sprachlehren *) es gewährten. Der Leitfaden, den ich entwarf, um dasselbe einigermaßen zu vermitteln, konnte nicht genügen. In gleicher Weise principlos verfahrend, wie das sogenannte System, an welches ich die bessernde Hand legte, blieb es ein vergebliches Bemühen, auch nur ein wesentlich Besseres, geschweige denn das System der Sprache wissenschaftlich darzustellen.

Diese Aufgabe erneuerte sich in einem andern Verhältnisse zu einem andern Zwecke. — Es erging nämlich an mich, als Mitglied der Stadtschuldeputation, die Aufforderung, für die von Seiten des hiesigen Magistrats auf meinen Antrag und unter meiner speciellen Mitwirkung (1828) neu errichteten Armenschulen eine Sprachlehre zu schreiben, die als Grundlage eines gleichförmigen Unterrichts (wie er, um den Wechsel der Lehrer nicht zu behindern, erforderlich war) dienen sollte.

Mit lebhaftem Interesse ging ich darauf ein. Ich hoffte, mit dieser Arbeit einen nicht geringen Beitrag zu einer Verbesserung des Elementarunterrichts zu liefern, die sich mir längst als dringendes Bedürfniß erkennbar gemacht hatte; **) und dieser Zweck galt mir schon von vorne herein als Bürgschaft des Gelingens.

---

*) Dr. Mager hat dieselben unlängst (im Januarheft der pädagog. Revue von 1844) unter der Rubrik: „Grammatik als Polizeireglement," aufgeführt.

**) Als geistlicher Beamte und als Magistrats-Deputirter wohnte ich nicht nur alljährlich vielen öffentlichen Schulprüfungen bei, sondern wurde auch außerdem mit besondern Inspicirungen beauftragt.

Formenlehre und Orthographie waren damals, wie auch wohl noch jetzt, die Hauptbestandtheile des grammatischen Unterrichts; diese, die Orthographie, als Ziel und Krone desselben, jene, die Formenlehre, um etwa mir und mich nicht zu verwechseln. Ein Höheres wird wohl kaum beabsichtiget. — Welch' ein wunderliches Gerüst aber ist es, das unter dem Namen deutsche Grammatik aufgeführt wird, um jene beiden Zwecke zu erreichen! Man darf nur, um dies inne zu werden, die Terminologieen mustern.

Kann man etwas Widerwärtigeres hören, als wenn Knaben und Mädchen, deren Seele nie von der Bedeutung eines lateinischen Ausdrucks berührt wird, unter lateinischer Aegide Deutsch lernen? Und doch ist das deutsch-grammatische Deutsch widerwärtiger. Den Widersinn, welchen die lateinische Nomenclatur verdeckt und zurückstellt, stellt die deutsche grell heraus.

Man streitet, ob man das Substantiv Hauptwort, Dingwort, Sachwort, Selbstwort, — und das Verbum Zeitwort, Redewort, Zustandswort, Aussagewort, Meldewort, Wandelwort — oder wie sonst — nennen solle.

Schmitthenner (in seiner Ursprachlehre, S. 123) meint, „der übliche Ausdruck Hauptwort möchte wohl der geeignetste sein." Wenn aber ein Meister das „Uebliche" nur insofern kennt, als es „wohl geeignet sein möchte": wie tief wird dann das Verständniß eines Elementarschülers eindringen? Wird er mehr vom Hauptworte wissen, als daß es den großen Buchstaben und den Artikel hat? — Dem Hauptwort zur Seite steht das „Zeitwort." Wäre das „Uebliche" nicht — diese grammatische Kunststraße, auf welcher der Verstand mit verbundenen Augen über alle Unebenheiten sanft hingleitet — wäre das „Uebliche" nicht, so verstände man unter „Zeitwort" ein Wort der Zeit, (z. B. heute, gestern, bald u. dgl.) wie man unter Baumblatt ein Blatt des Baumes versteht. Die Grammatik aber verbietet es. Andere Wörter, die in einigen ihrer Formen beiläufig auch an Zeit (wie viele Substantive an Raum) erinnern, die müssen „Zeitwörter" heißen.

Mit einem andern Paare — mit dem „Ding- oder Sachworte" und mit dem „Redeworte" — geht es den Sprachschülern nicht besser. Wo an kein Ding, an keine Sache gedacht wird (z. B. bei „Genüg-

samkeit"), da müssen sie „Ding- oder Sachwort" sagen; und von allen Wörtern der Rede dürfen sie doch nur Eine Art, das Verbum, „Redewort" nennen! —

Die Namen „Selbstwort," „Selbstständswort," „Zustandswort" geben einen gewissen Eindruck vom Wesen der durch sie bezeichneten Wortart. Wer aber vermag es, sie zu erklären? Das „Selbstständwort," sagt man, ist ein Selbstständiges. In der Sprache giebt es aber kein selbstständiges Wort. Alles Sprechen ist ein Verknüpfen. — Und das „Zustandswort" erklärt man als Ausdruck des Handelns oder Leidens oder eines Zustandes: man giebt ihm drei Merkmale, und unter diesen das Erklärte selbst, d. h. man classificirt die Eine Wortklasse in drei andere und sucht eine davon als allgemeinen Namen aus. Etliche verfallen auf den einen, Andere auf den andern Namen; Etliche sehen das Verbum als Zustand, Andere (z. B. K. F. Becker) als Thätigkeit an.

Gleich ungehörig sind die Namen: „Aussagewort, Meldewort, Wandelwort." — Mit dem letztern wird eine Modification des Verbums, die Wandlung, die demselben nicht einmal eigenthümlich angehört (auch das Substantiv wird gewandelt), als das Wesen desselben bezeichnet; — jene, das Aussage- und Meldewort, benennen einen Theil einer Aussage oder Meldung, als wäre er das Ganze; und benennen gerade denjenigen Theil also, der an und für sich nichts aussagt oder meldet, wogegen jedes concrete Subject (z. B. Pferd, Haus) schon an und für sich eine bestimmte Vorstellung erzeugt.

Auch grammatische Regeln — nicht nur Namen allein — will man den Kindern beibringen. Man lehrt sie z. B. Genus und Casus, Geschlecht und Fall, unterscheiden. Wo man „der" vorsetzt — so lernen sie — das sei männlich; und wo man „wessen" fragt, das sei ein „Besitzfall." — Und wie lernen sie „der" setzen und „wessen" fragen? — Nun, das wissen sie; das bringen sie von Hause mit. Diesem Mitgebrachten giebt die Schule Namen, und diese Namen nennt sie „Regeln." Was die Schüler mit diesen „Regeln" gewinnen, ist wohl kaum zu sagen. Reden sie vom „Fall," so wissen sie nur, daß sie dabei nicht zu Falle kommen; und könnten, wenn das „Uebliche" den „Besitzfall" nicht gegen Vorwitz in Schutz nähme, dabei bemerken, daß die Ausdrücke: „Herr des Hundes" und „Hund des Herrn," den Herrn und den Hund im Besitze alterniren lassen.

Dieſes Weſen der deutſchen Terminologieen hat die neueren Grammatiker entweder entſchieden zur lateiniſchen zurückgeführt *) oder ſie verleitet, lateiniſche und deutſche Nomenclatur zu vermengen. — Schmitthenner bedient ſich in ſeiner Urſprachlehre (Frkfrt. a. M. 1826) der deutſchen; es bleiben jedoch mehrere lateiniſche Ausdrücke (z. B. die Caſusnamen u. a.) unverdeutſcht. K. F. Becker läßt die lateiniſche Terminologie herrſchen. Doch findet man bei ihm (z. B. in ſeiner Schulgrammatik 4. Aufl.) den adverſativen Grund mit dem möglichen und wirklichen, Cauſalität und Intenſität, Frequenz und Modus mit Raum, Zeit und Weiſe, den Infinitiv und das Particip unter dem Namen „Mittelwörter," und niemals Tempus und Modus, ſondern ſtets

*) Ohne doch darüber ſich ſelbſt recht klar zu ſein. So z. B. Dr. K. E. P. Wackernagel in ſeiner Schrift über den Unterricht in der Mutterſprache (Stuttg. 1843). Er ſagt (S. 79.): „daß die lateiniſchen Ausdrücke den Kindern unverſtändlich ſind, das iſt gerade ihr Vorzug. Hätten wir unverſtändliche deutſche, ſo wäre es freilich noch beſſer. Aber eben, daß die deutſchen zu verſtändlich ſind, das macht ſie unbrauchbar. Sie bezeichnen Ein Merkmal, oft gar nicht das weſentlichſte, und ſind die Urſache unſäglicher Oberflächlichkeit und Verwirrung." — Der letztere Ausſpruch iſt wahr; ſeine Ableitung jedoch verkehrt. Unverſtändlichkeit kann nie ein Vorzug ſein, und Verſtändlichkeit nie ein Uebermaß haben; geſchweige denn gar ein ſolches, wodurch ein Verſtändliches unbrauchbar würde. Auch wird Niemand einſehn, daß Ausdrücke, die als „deutſche" ein Verſtändniß anregen, als „unverſtändliche" aber es unbefriedigt laſſen, „beſſer" ſein ſollten, als die lateiniſchen, die in der deutſchen Sprachlehre nur Zeichen einer Anſchauung aber nicht eines Begriffs ſind; und ebenſo wenig, wie ein Name, der Ein Merkmal bezeichnet, nicht genügen ſollte, auch wenn es das „weſentlichſte" wäre. Der Ausdruck, welcher das Eine weſentlichſte Merkmal bezeichnet, iſt ja eben der wahre Name der Sache. — Beſtimmter erklärt ſich Jean Paul (den W. S. 80. anführt) für die lateiniſche und gegen die bisherige deutſche Terminologie, wenn er ſagt: „England, Welſchland, Rußland, Frankreich können ihre Redetheile bei dem Namen rufen, bloß weil ſie den alten Donatus zu ihrem Geſammtgevatter gebeten: ſollten aber wir Deutſche allein, während Donati lateiniſcher und Fürſten-Lehrſtuhl als hochſtehender Fernſchreiber von Petersburg bis Liſſabon in ganz Europa zu ſehen und zu hören iſt, dieſem Szepterweiſer entweichen, um mit einer regelloſen Grammatikſprache eine Sprachregellehre aufzuführen? Sollten wir immer erſt die neue Sprache eines Sprachregellehrers lernen, um unſere alte zu erlernen, und jene wieder vergeſſen oder überſetzen, um wieder die neue eines andern zu verſtehen?"

„Zeit- und Modusformen" zusammengestellt. — Den Grund solcher Mengerei verräth Götzinger in der Vorrede zur 2. Auflage seiner Sprachlehre (3. Aufl. Aarau 1835). Er sagt: „In dem eigentlichen Texte wird man die lateinische Terminologie finden, daneben aber auch nicht selten die gangbaren deutschen Namen. Denn wie die Sachen einmal stehen, muß der Schüler beiderlei Bezeichnung kennen und merken. Das Wort Substantiv ist z. B. nie gebraucht; aber die Benennung substantivisch ist kaum zu vermeiden, da hauptwörtlich doch zu sonderbar klingt." — Und in der That, so „steht" — oder vielmehr so schwebt und hängt die Sache. Das wissenschaftliche Bewußtsein fordert den Namen aus der Sprache, in welcher der Begriff gedacht wird; Herkommen, Allgemeinheit und technische Brauchbarkeit empfehlen die lateinischen. So schwankt man und entscheidet, je nachdem es — „klingt." Klingt es nicht „zu sonderbar," — d. h. widerspricht der Name nicht dem Begriff — dann freut man sich des deutschen Ausdrucks; fehlt aber der Begriffsname, dann wird das mangelnde Bewußtsein mit dem lateinischen — mit dem begriffslosen Namen, mit dem bloßen Zeichen — verdeckt.

Hier den Streit zwischen lateinischer und deutscher Terminologie — und denselben für die deutsche zu entscheiden, das war zunächst die Aufgabe, deren Lösung eine Sprachlehre für Armenschulen von mir verlangte. Latinität in Armenschulen — Lappen gelehrter Bildung auf dem Kittel — konnte nur Spott erregen, und eine deutsche Terminologie nur genügen, wenn sie nicht bloß richtig, sondern zugleich überzeugend war. Ueberzeugend mußte sie sein um der Lehrer willen; denn diese sollten gewonnen werden, ihr erlerntes System willig mit einem neuen zu vertauschen. Und so enthielt denn die mir gestellte Aufgabe nichts Geringeres als die Weisung, dasjenige System der Sprache zu ermitteln, welches widerspruchsfrei als das wahre sich erkennbar machte.

Mit dieser Aufgabe stand ich damals noch allein. Schmitthenners Ursprachlehre und K. F. Beckers Organism der Sprache (1. Aufl. Frkf. a. M. 1827) waren mir noch unbekannt; der Standpunkt der Voraussetzungslosigkeit, dessen man so oft ohne Grund sich rühmt, war in der That der mir zugewiesene.

Aber hätte nicht erst eine Vorfrage entschieden werden sollen: nämlich die, ob denn überhaupt in Elementarschulen theoretischer

Sprachunterricht Bedürfniß sei? Damals fragte man so nicht; in neuerer Zeit haben sich bedeutende Stimmen gegen diesen Unterricht erhoben. Die Frage bedarf ernster und eindringender Erwägung. *)

*) Man erklärt diesen Unterricht nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich. Wackernagel (a. a. O. S. 17) sagt, daß jede Schule, die beim Unterricht der Muttersprache sich bedient, Unterricht in der Muttersprache ertheile; „wie es alle Mütter an ihren kleinen Kindern und überhaupt die Menschen thun, wenn sie miteinander über Allerlei vernünftig sprechen." — „Soll sie," so fährt er fort, „es noch in einem andern Sinne thun, so haben wir ein Feld des Zwiespalts vor uns, von dem man in den Zeiten vor der systematischen Experimentalpädagogik keine Ahnung hatte." — Sodann bemerkt er (S. 42): „ich habe beobachtet, daß der Unterricht in der Muttersprache den Knaben aushölt, daß die Säfte, die zu seinem Gedeihen nöthig sind, darüber vertrocknen, und, während er unheimlicher Weise lernt, den Blick in die Zeugungsstätte seines Innern wenden, sich sein Auge für den Zauber wahrer Schönheit abstumpft. Er sieht fortan in einem Gedichte nur Wörter und Sätze, wie jener Realschüler, am offenbaren Meere, als Alles in Andacht versunken war, nur wußte, daß das Wasser hauptsächlich aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe." — Nachdrücklicher noch läßt ein Anderer in Magers pädagog. Revue (Januar 1844 S. 93) sich vernehmen: „So viel ist gewiß," sagt er, „daß der elementarische deutsche Unterricht so einfach und praktisch als möglich gehalten werden muß, und ja nicht in die Verirrung gerathen darf, allgemeine philosophische Grammatik geben zu wollen. Denn dieses hat noch einen tiefern sittlichen Nachtheil. Dieses begriffliche, Alles zersetzende Erfassenwollen, dieses Theorieen entwickeln und Gesetze geben vor aller Erfahrung, in das eine verfehlte Methode gegenwärtig überhaupt hineingerathen ist, und das sich vielfach auch bei andern Unterrichtsfächern anwendet, bringet keinen Segen für die naturgemäße stille Entwickelung des kindlichen Geistes. „Bewußtsein" ist gegenwärtig das Schlagwort unsers Unterrichts. Allein wird es nicht gar zu häufig übertrieben, und heißt es nicht vielfach den harmlosen Gang der natürlichen Entwickelung stören und in die stille geheimnißvolle Thätigkeit des innern Lebens muthwillig eingreifen, wenn das Kind, das vor Allem Stoff sammeln und an diesem seine Kraft erstarken lassen soll, schon zum bewußten Erkennen von Wahrheiten, die ihm noch ferne liegen, genöthigt, wenn es vollends zum Selbstbewußtsein gebracht werden soll? Denn nichts Anderes ist das Beobachten, Anschauen, das gesetzesuchende Zergliedern der eigenen innerlichen Geistesthätigkeit in der Muttersprache. — Und dieses unglückliche Vorgreifen giebt gewiß auch einen Beitrag dazu, daß kindlich unbefangene, weil unbewußte, Aufnehmen zu zerstören, dem Kindesalter seinen einfältigen demüthigen Glauben zu untergraben, und der Neigung zu dem vielbeklagten gemüthlosen und hochmüthigen Raisonniren, Absprechen, Zweifeln und Selbstvergöttern, das in unserer Zeit

Ob theoretischer Sprachunterricht in Elementarschulen ertheilt werden soll, darüber entscheidet nur gründliche Besinnung über den Zweck derselben. Was soll die Elementarschule? Was soll der Schulunterricht überhaupt? Diese Frage gilt es zu beantworten, um über die Zweckmäßigkeit des Unterrichts in der Muttersprache auf verschiedenen Stufen der Bildung ein Urtheil zu fällen.

Der Schulunterricht, so dünkt mich, soll ein Wissen und ein Können, und das Können auf Grund des Wissens — mithin das im Bewußtsein begründete, das frei persönliche Können — vermitteln. Die Anforderung an den Schulunterricht, daß er gründlich sei, hat keine andere Bedeutung. Nach Gründen zu urtheilen, nach Gründen sich zu entschließen, dazu ist der Mensch als Mensch berufen; im Bewußtsein der Gründe wurzelt die persönliche Freiheit; der Wille, Gründe zu hören und Gründen zu gehorchen, entwickelt sie. Freiheit hat ihren Boden in der Erkenntniß des Nothwendigen. Die Schule als solche bildet zur persönlichen Freiheit vermittelst der Entwickelung der Gründe der Dinge und der Erscheinungen hinan.

Wahrhaft gründlicher Schulunterricht wird niemals Klüglinge bilden; und der Unterricht, dessen Schlagwort „Bewußtsein" ist, beweiset nur, daß er auf der Stufe stehet, auf welche die zeitgemäße Entwickelung ihn stellt. Klügelei, und der mit ihr verbundene Egoismus und Unglaube sind Früchte der Bewußtlosigkeit, die ersonnene Gründe von erkannten nicht zu unterscheiden weiß. Nur die ersonnenen machen frivol und egoistisch, denn sie führen auf das Ich ihres Erfinders als den letzten Grund. Erkannte Gründe — die wahren — führen allemal und überall auf den wahren Begründer, und machen demüthig. *) Darum hat wahrhaft gründlicher Schulunterricht niemals „sittlichen Nachtheil." Im Gegentheil. Er arbeitet an der Stimmung, welche der Boden der Sittlichkeit ist, — an der Stimmung, Gründe zu

---

so rasch um sich greift, in die Hände zu arbeiten." — Die Anklage ist hart. Wer aber dürfte wohl leugnen, daß diese Bemerkungen, aus dem Leben geschöpft, den schadhaften Fleck, wie des Zeitalters überhaupt, so mancher Schulen insbesondere, treffen? — Doch möchte darum noch nicht die Klügelei als nothwendige Folge des Unterrichts in der Muttersprache gelten.

*) **Philosophia funditus exhausta ad Deum adducit.**

Baco.

hören; und wenn es dem Religionsunterricht besonders obliegt, den Willen zu wecken, das Rechte zu thun, so hat jeder andere wissenschaftliche Unterricht die nicht minder wichtige Aufgabe, das Urtheil zu bilden, um das Rechte zu erkennen.

Bildung des Urtheils aber fällt vornehmlich dem formalen Unterrichte — der Mathematik und der Grammatik — und diesen, als „reinen," d. h. als Wissenschaften anheim, die von jedem andern Interesse, als dem des zureichenden Grundes oder des theoretischen Urtheils, abgelöset sind. — Man irrt, wenn man den höchsten Werth dieser Kenntnisse in ihnen selbst oder wohl gar in äußern Vortheilen zu finden meint. Die Gewöhnung, die an den Erwerb dieser Kenntnisse sich anknüpft, steht höher im Werthe. Die mathematische Consequenz wird da, wo nur überhaupt der Sinn auf Charakterbildung gerichtet ist, ihren Einfluß auf Consequenz des Denkens auch der Sittlichkeit zuwenden, und der Sprachunterricht kann als sittliche Hülfe sich bewähren, insofern er gewöhnt, auf Worte zu merken.

Die Grammatik nimmt mit Worten es genau. Ein solches Thun ist auch als sittliches von hoher Wichtigkeit. Im Worte liegt Geist und Sinn des Menschen, im Worte sein eigenstes Selbst; *) wer auf sich — auf sein Ich — merkt, merkt auf seine Worte. Nun ist es allerdings gewiß, daß die Grammatik keinen Menschen moralisch macht: wer aber möchte bestreiten, daß den moralisch Gesinnten die Gewöhnung an den grammatischen Zügel eine Hülfe sein kann für den ethischen?

Sollte der Elementarschule der grammatische Zügel überflüssig sein; ein Zügel, der nicht bloß nach Regeln, sondern nach Gründen der Sprache construirt wäre? — Die Elementarschule spricht den Standpunkt des allgemeinen persönlichen Bewußtseins, den Standpunkt der allgemeinen persönlichen Freiheit aus; und es ist ein charakteristisches Merkmal des preußischen Staats, daß er seine gesammte Jugend nicht etwa nur als schulberechtigte, sondern als schulpflichtige erklärt. Bewußtsein der Persönlichkeit — und dieses ist nichts anderes als das Wissen von seinen Rechten und Pflichten — soll in jedem Staatsbürger wohnen; Jeder soll unterrichtet sein. — Ist dem aber so, so darf es nicht mehr zweifelhaft sein, daß in allen Schulen, und

*) Christus sagt (Mtth 12, 37.): „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertiget werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.

auch in Elementar- und Armenschulen grammatischer Unterricht in der Muttersprache ertheilt werden soll. Mit Recht verlangt man, daß das Gesprochene verstanden werde; und die Sprache, die Vermittelung alles Bewußtseins, das Kleid des Geistes, in welchem er lebt und webt, sollte ein unbekanntes verworrenes Gewebe bleiben? Wenn der Lehrer die Gestalt einer Blume und ihren wunderbaren äußern Bau ins Bewußtsein seiner Schüler führt: wird man ihn tadeln, wenn er auch das Verständniß des innern öffnet? „Die Muttersprache," sagt Wackernagel (a. a. O. S. 38), „ist die einzige Sprache, die wir wissenschaftlich durchdringen können; daß wir sie in uns selbst empfinden und zugleich auch außer uns anschauen können, das erhebt sie zu dem würdigsten Gegenstande aller Wissenschaft, zu dem vielleicht einzigen, weil nur in ihr Subject und Object Eins sind." So ist es; und wir sollten Anstand nehmen wollen, ein so nahe liegendes Object als wissentschaftliche Erkenntnißquelle zu benutzen? Jeder Handwerker erklärt dem Lehrlinge die Structur seines Werkzeuges: und wir sollten die Sprache, das Werkzeug aller Wissenschaft, unerklärt lassen wollen? — Grammatik war im Mittelalter die erste Stufe des Triviums; es wäre ein Rückschritt, wenn man die Grammatik aus den Elementarschulen verbannte.

Freilich gilt es „wissenschaftliche Durchdringung der Sprache; auch hatte ich eine solche als Aufgabe mir gestellt. Aber das gesteckte Ziel lag ferner, und die Schwierigkeit, es zu erreichen, war größer, als ich geahnet hatte. Die Armenschulen haben mittlerweile anderweitig berathen werden müssen. Denn obwohl ich meine Arbeit mit Lust und Eifer begann, und die Lehrer jener Schulen, mit denen ich mich in den monatlichen Conferenzen besprach, an ihr lebhaften Antheil nahmen; obwohl andere (namentlich Preuß und Neumann, die damaligen Directoren des Waisenhauses und des Taubstummeninstituts) nicht minder dafür sich interessirten, und Herbart, auf dessen psychologische Grundsätze meine Sprachlehre gebaut ist, schon damals die Veröffentlichung meines ersten Versuchs mir anrieth: so trug ich doch Bedenken eine Arbeit, die sich mir selbst als eine lückenhafte, an mehrern Punkten noch nicht wissenschaftlich durchdrungene, darstellte, dem öffentlichen Urtheil vorzulegen. Darüber gerieth sie ins Stocken; und nach etlicher Zeit wurde sie gänzlich unterbrochen. — Zunächst war es die Polemik gegen die theologisch-moralische Richtung des damals am hiesigen Orte fun-

gienden Professors Olshausen, die seit 1833, und sodann später der bekannte, gegen Dr. Ebel und mich verhängte, Criminalproceß, der seit 1835 all mein Denken und alle meine Zeit in Anspruch nahm. Grammatische Speculation konnte hiemit sich nicht vertragen. Zu dieser zurückzukehren gestatteten erst wieder die beträchtlichen Zeiträume, in welchen die Acten zum Spruche vorlagen,*) und endlich die unbeschränkte Muße, die nach der Amtsentsetzung mir zu Gebote stand.

Ob ich jedoch unter andern Umständen mein System früher zum Abschluß geführt hätte, muß ich bezweifeln. — Ein Punkt, — der Conjunctiv des Imperfects — war mir immer noch räthselhaft geblieben. Herlings „vergleichende Darstellung der Lehre vom Tempus und Modus" (Hannover 1840) führte mich, obwohl sie selbst das Räthsel nicht löst, zum Aufschluß; und ich habe daher erst jetzt mich für berechtigt halten können, mit meiner Sprachlehre vor das literarische Publicum zu treten.

Die gegenwärtige Schrift soll ihr den Weg bahnen, und das in zweifacher Weise. Die Kritik des Standpunktes der heutigen rationellen Sprachforschung und der Abriß meines Systems sollen ihr Erscheinen rechtfertigen, die Aufforderung zur Subscription die Herausgabe ökonomisch vermitteln. — Entspricht der Erfolg meinem Wunsche, dann hoffe ich, meine grammatischen Studien mit Erfüllung des Auftrages zu krönen, der sie veranlaßte, und eine Sprachlehre zu schreiben für Armenschulen.

*) In erster Instanz vom März 1838 bis Ende August 1839, in zweiter vom Mai 1840 bis Anfang Februar 1842.

Erste Abtheilung.

Kritik des gegenwärtigen Standpunkts der rationellen Sprachforschung.

Rationelle Sprachforschung ist ein Erzeugniß der geistigen Entwickelung der neuern Zeit. Nannte man sonst jede übersichtliche Anordnung eines wissenschaftlichen Stoffes „System," so hat dieser Name jetzt eine tiefere Bedeutung gewonnen. Man will nicht bloß im Gegebenen — in der Anschauung — sich orientiren; statt der sonst genügenden Uebersicht verlangt man Einsicht; anstatt nur Regeln zu beobachten, will man Gesetze erkennen; anstatt der Hypothese fordert man das Realprincip. Dieser Ruf ist auch an die Grammatik ergangen; und sie hat ihn vernommen.

„In den letzten zehn Jahren," sagt Herling, *) „hat das Sprachstudium eine tiefere, über das gedächtnißmäßige Fachwerkeln weit hinausstrebende Richtung erhalten; und insbesondere hat das Studium der deutschen Sprache einen höhern Schwung und eine Bedeutsamkeit gewonnen, welche auch den Grammatiken der classischen Sprachen eine andere Gestaltung aufzwingen muß." — Wenn nun zwar die classischen Philologen von solchem Zwange noch nichts empfunden haben wollen, so ist es doch unbestreitbar, daß Männer, wie W. v. Humboldt, K. F. Becker, Fr. Schmitthenner, S. A. H. Herling u. a. der rationellen Sprachforschung neben der historischen — mit andern Worten: der Vertiefung in das Wesen der Sprache neben der

*) In seiner Syntax der deutschen Sprache, Frankfurt a. M. 1830. 1 Th. S. 5.

Beſinnung über ihre Geſtaltung — einen Raum erworben und ein Ziel vorgeſteckt haben, das der Forſchung nicht minder würdig iſt, als irgend ein anderes wiſſenſchaftliches Problem.

Wilhelm v. Humboldt, „durch die Macht ſeiner Intelligenz und durch die nicht geringere Macht ſeines Willens und ſeiner ununterbrochenen Studien tiefer in den Bau einer größern Menge von Sprachen eindringend, als wohl je von einem Geiſte umfaßt worden ſind," *) — dieſer ausgezeichnete Sprachforſcher hat auf ſeinem Standpunkte — auf dem des Geſammtgebietes der Sprachen — das Weſen der Sprache ebenſo vielſeitig als tief beleuchtet. Doch ein Syſtem hat er nicht conſtruirt. Dagegen haben es Fr. Schmitthenner und K. F. Becker unternommen, die Sprache nicht bloß als Factum darzuſtellen, ſondern als Product zu entwickeln, jener als hiſtoriſches in ſeiner „Urſprachlehre," dieſer als phyſiologiſches in ſeinem „Organism der Sprache" (2. Aufl. 1841). Und eben darin findet Schmitth. ſein „Verdienſt um die allgemeine Grammatik," daß ihm nur obgelegen habe, „die zerſtreuten Strahlen des neuen Lichtes," welches in der Bearbeitung der philoſophiſchen Grammatik von Seiten der „beſſern Köpfe" und in dem neu-entdeckten indiſchen Schriftenthum aufgegangen ſei, „in einen Focus zu ſammeln." (S. Vorw.)

Darf aber wohl dies neu erwachte Sprachſtudium ſchon eines entſchiedenen und gereiften Reſultats ſich rühmen? — „Die Anſicht, als ſei die Sprache eine menſchliche Erfindung," auf welche Bkr. in der erſten Ausgabe ſeines Organism noch Rückſicht nehmen mußte, gehört freilich, wie er in der Vorrede zur zweiten ſagt, „zu den verſchollenen," aber das Bekenntniß der erſten, „es ſei dem Verfaſſer zunächſt nur darum zu thun geweſen, durch ſeinen Verſuch die Möglichkeit einer phyſiologiſchen Bearbeitung der Sprache zu zeigen," indem „für eine eigentliche Phyſiologie der Sprache, welche die organiſche Bedeutung des Beſondern und Einzelnen mit einer jeden Zweifel ausſchließenden Beſtimmtheit darſtellte, die hiſtoriſche und beſonders die vergleichende Sprachforſchung noch nicht hinlänglich vorgearbeitet habe," — dieſes Bekenntniß der erſten Auflage hat Bkr. auch in die zweite herübergenommen. Das Ziel der neuern Sprachforſchung iſt nicht erreicht.

*) So drückt ſich Alex. v. Humboldt über ſeinen Bruder aus im Vorworte zu deſſen Abhandlung über die Kawi-Sprache.

Auch hat unlängst Dr. Mager in seiner pädadog. Revue (Januar 1844) solches ausdrücklich erklärt. Er theilt (S. 24. f.) sämmtliche deutsche Grammatiken in drei Klassen, in die „Grammatik als Polizeireglement," in die „systematische" und in die „positive" Grammatik; zählt zur ersten die Grammatiken von Gottsched, Adelung, Heinsius, Heyse u. a., zur zweiten die Arbeiten von Becker, Herling, Schmitthenner, (bemerkt jedoch, daß „es bis jetzt noch keinem Menschen vergönnt gewesen sei, ein Princip folgerichtig und durchaus fehlerlos durchzuführen"); zählt dann zur positiven die Grammatiken von Grimm, Bopp, Rapp und Wocher, und schließt mit den Worten: „Nun sollten wir aber viertens eine ächt philosophische, genauer ausgedrückt, psychologische Grammatik haben, welche die Vorzüge der systematischen und der positiven Grammatik vereinigte. An dieser ist zu arbeiten."

Die psychologische Grammatik — die Grammatik, welche die Sprache nicht bloß als Symbol der geistigen Thätigkeit, sondern als Product des geistigen Wesens auffaßt und darstellt — fehlt noch; das Räthsel der Sprache ist noch nicht gelöst. Nun soll zwar Humboldt dieser Grammatik, wie Mager will, „die Richtung vorgezeichnet," Becker und Grimm sammt ihren Genossen sollen ihr „vorgearbeitet haben:" aber auch dies muß bestritten und als Mißverständniß in Betreff der Natur einer psychologischen Grammatik angesehen werden.

In das Wesen der Sprache ist Humboldts geistiger Blick tiefer eingedrungen, denn sonst irgend Jemand. Ihm, dem unbefangenen Forscher, der nirgend darauf ausgeht, ein System darzustellen, liegt die Sprache in ihrer Wahrheit — als das, was sie ist — klarer vor, als den Systematikern: aber einem Systeme — einer Grammatik — hat er, wenn auch das Ziel vorgesteckt, so doch nirgend die „Richtung," die in der Wissenschaft noch keineswegs mit dem Ziele gegeben ist, „vorgezeichnet." Im Gegentheil. Stände es fest, was Hmb. an mehrern Stellen seiner Einleitung zur Kawi-Sprache (S. 53. 66. 214.) behauptet — stände es fest, daß es „unerklärlich bleibe, wie Geist und Sprache in einer und eben derselben, unserm Begreifen unzugänglichen, Quelle zusammenkommen;" — „läge die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache in der nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur"; wäre die „Verbindung des Lautes mit seiner Bedeu-

tung etwas unerforschliches," und gäbe es — wiewohl man allerdings dadurch, daß man „Begriffe spaltet und Wörter zergliedert, dem Geheimniß, wie eigentlich der Gedanke mit dem Worte sich verbindet, nicht näher tritt" — gäbe es auch keinen andern Weg, diesem Geheimnisse näher zu treten: so wäre der Wurzelpunkt der Sprache ein absolut unzugänglicher; das psychologische Prinzip derselben wäre unerkennbar, eine psychologische Grammatik unmöglich. — Die „Richtung" hat H. ihr nicht „vorgezeichnet;" denn wo der Ausgangspunkt nicht vorliegt, da kann auch keine Richtung sein.

Auch haben Becker und Grimm ihr nicht „vorgearbeitet." — Becker könnte nur negativ, könnte nur insofern ihr „vorgearbeitet" haben, als sein Versuch mißlungen wäre, und den spätern Arbeiter warnte. Denn leistete sein „Organism der Sprache," was er bezweckt, so wäre die Arbeit selbst gethan. Ist er aber, wie Mager (a. a. O.) behauptet, „insofern das Gegentheil dessen, was sein Name besagt, als er nicht in der Sprache selbst (nicht in der Form), sondern in der Bedeutung das Wesen der Sache sucht;" will Mager den Ausdruck „physiologisch" nur als „Metapher" auf Beckers „Betrachtung" anwenden, und dieser lieber den Namen „logische oder ideologische Grammatik" als den „bezeichnendern" zuweisen (päd. R. Febr. 1844. S. 136.): so kann Beckers Arbeit nicht als die Lösung des Problems, und auch nicht als Vorarbeit zu einer solchen angesehen werden. Die Entwickelung eines verfehlten Princips liefert keinen Beitrag zur Lösung des Problems, und auf Grund der eigenen Feststellungen Magers muß sein Zugeständniß, daß dem Beckerschen System, inwiefern dasselbe „das logische Element in der Sprache als das Wesentlichste" herausstelle, zwar „nur eine relative Wahrheit," doch aber eine „Berichtigung" zustehe, als „nothwendige Stufe in der Erkenntniß der Sprache für immer" zu gelten, als eine Inconsequenz erklärt werden, die einen verfehlten Standpunkt — den Standpunkt außerhalb der Sprache selbst — als „relative Wahrheit" und als einen „nothwendigen" berechtigen will.

Anders stellt sich das Verhältniß der Arbeiten J. Grimms zur Idee einer psychologischen Grammatik; anders das Verhältniß zwischen historischer und rationeller Sprachforschung. Jene beschäftiget sich mit der Cultur, diese mit der Natur der Sprache; das Object der historischen Forschung ist die sprechende Menschheit, das der rationellen

der ſprechende Menſch, reſp. der Sprachforſcher ſelbſt. Becker (Org. 2. Aufl. Vorw.) erklärt, daß ihm „ſeine grammatiſche Lehre zunächſt aus der Mutterſprache erwachſen ſei, weil ja nur in dieſer die Sprachgeſetze unmittelbar angeſchaut und verſtanden werden könnten.“ — Fragt man, welche von beiden — ob der hiſtoriſchen die rationelle oder der rationellen die hiſtoriſche Sprachforſchung — vorarbeiten ſollte, ſo kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß die Vorarbeit der rationellen und nicht der hiſtoriſchen Forſchung gebührte. Das Weſen und die Natur der Sprache ſollten zuvor erkannt ſein, um als Grundlage der vergleichenden Sprachforſchung zu dienen, wie die ſpecielle Anatomie der vergleichenden zur Grundlage dient. Und iſt es allerdings wahr, was Bkr. (Or. 23) ſagt, daß, „wie die organiſchen Verhältniſſe der Thierkörper durch die vergleichende Zoologie,“ alſo auch „die organiſchen Verhältniſſe der Sprache durch die vergleichende Zuſammenſtellung der Sprachen und Mundarten verſchiedener Zeiten und Völker in ein helleres Licht geſtellt werden,“ ſo iſt es doch nicht minder wahr, daß das „hellere“ Licht nur leuchten kann, wenn das helle zuvor, und dieſes auf Grund der Natur der Sprache, angezündet worden. Der Vergleichung muß das Kriterium, das Erkannte, der vergleichenden Phyſiologie überall das phyſiologiſch Feſtgeſtellte vorangehn; der hiſtoriſchen Sprachforſchung ſollte die rationelle vorarbeiten, ſollte ihr Licht geben, um von ihr das „hellere“ zurück zu empfangen. — Factiſch iſt es freilich anders. Die hiſtoriſche Sprachforſchung hat der rationellen vorgearbeitet; ſie hat, kann man ſagen, die rationelle geweckt; ſie hat vermittelſt des Eindrucks, den die Anſchauung einer großen Anzahl von Sprachen bewirkte, die Idee der Naturnothwendigkeit der Sprache — d. h. die Idee einer rationalen Begründung derſelben — erzeugt, und ſo auch den Irrthum veranlaßt, daß ſie, wie Bkr. meint, einer „eigentlichen Phyſiologie der Sprache noch nicht hinlänglich vorgearbeitet habe.“ Daraus geht aber nur das Mißverhältniß hervor, in welchem rationelle und hiſtoriſche Sprachforſchung zur Zeit noch zu einander ſtehen, und überhaupt die Dunkelheit, die im Gebiete der Sprachforſchung herrſchen muß, wenn die rationelle Sprachforſchung das „hellere“ Licht von dem hellen, und daſſelbe von den entfernten und fremden Objecten für das nahe gelegene erwartet und fordert, damit aber beweiſet, daß ſie ihrer ſelbſt noch nicht bewußt geworden iſt. — Auch Humboldt iſt

hier nicht klar. „Der Organismus der Sprache," sagt er *), „gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen." Hienach, sollte man glauben, müßte die Untersuchung des Organismus an die Physiologie des einzelnen intellectuellen Menschen, dagegen die Untersuchung der Ausbildung an die Geschichte, jene mithin an die rationelle, diese an die historische Sprachforschung verwiesen werden. Bei Hmb. anders. „Das Studium des Organismus," so fährt er fort, „fordert, so weit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung. Isoliren auf dieselbe Sprache und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, — daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung." — Aber auch diese Feststellung wendet sich wieder zurück, indem H. hinzufügt: „Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muß sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniß einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit." — Hier fordert H. selbst ein Kriterium der Vergleichung, „genaue Kenntniß einer einzigen oder weniger" Sprachen. „Genaue Kenntniß" muß aber wohl mehr sein, als genaue Bekanntschaft. Sie kann nur Product der „Isolirung auf dieselbe Sprache," aber nicht vorzugsweise Kenntniß „des Ganges ihrer Ausbildung," sondern nur Kenntniß des „Organismus der Sprache" sein, durch welchen die Ausbildung bedingt wird und auch nur verstanden werden kann. Die Kenntniß des Organismus kann daher nicht Resultat der vergleichenden, sondern nur Resultat der auf eine einzelne Sprache sich isolirenden, in die Tiefe derselben eindringenden, Forschung sein.

Der Organismus der Sprache ist aber noch nicht erkannt; rationelle und historische Sprachforschung stehen mithin noch in gar keinem positiven Verhältnisse: wo das eine Glied nicht vorhanden ist, kann kein Verhältniß sein. Was die historische Forschung der rationellen darbietet, ist dankenswerthe aber zufällige Gabe; von Vorurtheilen kann die historische Forschung den rationellen Forscher befreien,

*) In der Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium" unter den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1820 und 1821, histor. philolog. Klasse, S. 244.

aber „vorarbeiten," den Boden ihm bereiten, das vermag sie nicht. Die Physiologie des intellectuellen Menschen ist der Boden der rationellen Sprachforschung — und dieser Boden ist jeder Forscher selbst.

Die Stelle, die Dr. Mager als die leere bezeichnet hat, ist in aller Hinsicht noch leer. Was jedoch neben ihr unter dem Namen Grammatik bisher aufgestellt worden, das wird die nun folgende Untersuchung ergeben.

Erster Abschnitt.

Der rationelle Standpunkt der neuern Grammatiker.

1.

Ihr gemeinsames Ziel.

Die Sprache als Organismus — sie als Product, als natürliche Wirkung der physischen Beschaffenheit des intellectuellen Menschen zu erkennen, das ist das Ziel, welches mehr oder weniger bestimmt den neuern Sprachforschern vorschwebt. — Die Idee ist zwar nicht neu; schon Leibnitz bemerkte: „Da ohne Sprache nicht nur kein philosophisches, sondern überhaupt kein menschliches Bewußtsein sich denken läßt, so konnte der Grund der Sprache nicht mit Bewußtsein gelegt sein; es scheint damit, wie mit den organischen Wesen zu sein: wir glauben sie blindlings entstehen zu sehen, und können die Unergründlichkeit ihrer Bildung doch nicht in Abrede stellen." — Doch als Princip der Sprachforschung hat diese Idee erst in neuester Zeit, und besonders durch K. F. Becker, Geltung erlangt.

„Die Idee," sagt er, „daß die Sprache, als ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur, selbst ein in allen seinen Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganze sei, — diese Idee, welche die leitende Idee aller Sprachforschung sein muß, liegt sehr nahe, sobald man nur in den menschlichen Dingen überhaupt etwas Höheres erkennt,

als einen Kampf künstlicher Bildung mit thierischer Rohheit;" — „die Sprachlehre ist nur eine Physiologie der Sprache," indem sie „in uns die Bildungsgesetze der Sprache zum Bewußtsein bringt" (Org. 2. Aufl. Vorr. und S. 9. 23).

In gleichem Sinne spricht Herling (Syntax II., 1) sich aus. Er glaubt „dem eigentlichen und innern Verständnisse der Sprache nur in dem Grade näher getreten" zu sein, „als es gelungen sei, die einfache Oekonomie der Natur in ihrem Walten erkannt, die Regeln, welche die Syntax der Wörter darstellt, als Gesetze des Sprachgeistes in ihrer innern Nothwendigkeit und in ihrem organischen Zusammenhange aufgefaßt, und auch im Gefüge der Sätze jene organische Gesetzmäßigkeit, ungeachtet des Scheins einer größern Willkür, nachgewiesen zu haben."

Schmitthenner — obwohl in der Entwickelung des Systems von Becker durchaus abweichend — ist aber doch darin mit ihm einverstanden, daß er (Urspr. 107) die Sprache als einen Organismus anerkennt, der nicht, wie ein Mechanismus, „durch Zusammensetzung von außen," sondern „durch Entwickelung von innen heraus entstanden sei." Dann unterscheidet er „zweierlei Art der Organismen: primäre, die ihr Princip in sich selbst tragen, und secundäre — unter diesen auch die Sprache — die das Princip ihres Daseins außer sich haben." — Hier ist Schmitthenner consequenter als Becker. Denn dieser weiß wohl (Or. 12), daß „die Sprache an und für sich nicht ein selbstständiger Organismus ist," sondern „als Erzeugniß des menschlichen Organismus nur innerhalb der Sphäre desselben ein Dasein hat." Indem er aber „jede besondere Function eines organischen Ganzen," und auch die besondere „Function des Sprechens," als „einen für sich gewissermaßen geschlossenen, dem selbstständigen nachgebildeten Organismus" ansehn und betrachten will, versetzt er das Princip der Sprache, welches Schmtth. außerhalb derselben sucht, innerhalb derselben, verliert das besondere Princip als Princip des Besondern, der Sprache, aus den Augen, und macht das Princip des Allgemeinen, des Gesammtorganismus, zum Princip eines Theiles, einer Particularität desselben — zum Princip der Sprache. Dieß ist einer der Grundfehler des Beckerschen Systems.

Auch M. W. Götzinger schließt an die Sprachforscher der höhern Ordnung sich an. In der Vorrede zur 2. Aufl. seiner Sprach-

lehre verlangt er, daß man seine Grammatik nicht als eine „Zusammenreihung von zufälligen Regeln und Vorschriften" ansehn möge, sondern die Sprache „als eine Schöpfung zu verstehen suche, in der alle Theile in inniger Beziehung zu einander stehen;" indem es sonst „in der That besser sei, bei den ältern Anleitungen ꝛc. zu bleiben," weil „jede Durchführung einer höhern Ansicht nur ein verschlossenes Buch" sein könnte.

Doch umfassender und tiefer als W. v. Humboldt ist Niemand in das Wesen der Sprache eingedrungen; das Object der Grammatik hat er ohne Zweifel am schärfsten ins Auge gefaßt, ohne doch darum eine „Richtung ihr vorzuzeichnen." — „Die Sprache in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt" — so lauten seine Worte (Einl. in die Kawi-Spr. S. 57) — „ist die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen;" — „sie ist," so heißt es weiter (S. 121), „im unmittelbaren Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus; in ihr lassen sich nicht bloß Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben, den physiologischen Gesetzen vergleichbar, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet." — „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, daß Jedes in ihr nur durch das Andere und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht" (s. über vergl. Sprachstudium, a. a. O. S. 240).

Die Sprache ist ein anderes Object geworden, als sie früher war. Erschien sie sonst nur als die Wörtermasse, die das Lexikon aufweise und deren Manipulation vermittelst der Wandlung und Stellung die Grammatik lehre, so wird sie jetzt als Product einer organischen, und speciell einer sinnlich-geistigen Kraft angesehn, dessen Construction aus dem dieser Doppelkraft zu Grunde liegenden Doppelwesen wissenschaftlich, d. h. als nothwendig hervorgegangen, abgeleitet werden soll. — Das Object ist bestimmt; das Problem ist aufgestellt. Die Lösung hängt allerdings ab von der scharfen Bestimmung des Objects; ist aber mit derselben noch keineswegs gegeben.

Wird man aber wohl die Lösung erwarten dürfen, wenn die Aufgabe selbst noch nicht aufs Reine gekommen, — das Ziel der Forschung noch nicht im Klaren ist? — Den „Organismus" der Sprache will man erklären; die Sprachlehre soll „Physiologie der Sprache" sein: aber Dr. Mager will (a. a. O. Febr.) den Namen „Organismus" nur „in soweit sich gefallen lassen, als der Urheber das Wort offenbar metaphorisch nehme," und meint „der Name physiologisch scheine gar nicht auf das Becker'sche Verfahren zu passen, sondern dem Rapp'schen und Wocher'schen zu gebühren," indem Rapp unter „Physik der Sprache" nur die „Physiologie des Sprachlauts" und Wocher unter „natürlicher Grammatik" nur die „Phonologie" verstanden wissen will. — Schmitthenner spricht auch vom „Organismus" der Sprache. Aber in seinem ganzen System ist von organischer Ableitung gar nicht die Rede; und nur an einer Stelle (Urspr. 121) zeigt sich bei der Ableitung der Wortarten eine Form, die man eine organische nennen könnte, wenn irgend ein organischer Grund erkennbar gemacht würde. — Becker will allerdings die Totalität der Sprache als Organismus und als physisches Product geltend machen, und ohne Zweifel steht Humboldt ihm zur Seite; er protestirt, wie man nicht anders denken kann, gegen Magers Ansinnen, das Wort „metaphorisch zu nehmen." Hat er aber keine Veranlassung gegeben zur Behauptung, er nehme es „offenbar" in solchem Sinne? Ein organisches Princip (es ist der Gegensatz von Thätigkeit und Sein) stellt Bkr. allerdings an die Spitze seines Systems; zugleich soll aber auch dieses System (s. Vorr. 2. Aufl. Org.) „erst möglich" geworden sein, „seitdem man angefangen, die Form aus der Bedeutung zu erklären." Und so stehen offenbar zwei Principien, das organische und das logische, dem Systeme vor, von welchen überdieß das logische, insofern die Bedeutung im Sprechenden Grund der Form zu sein scheint, im Hörenden aber Wirkung der Form ist, als ein sehr zweideutiges sich kund giebt. Der Einfluß des zweiten Princips auf Beckers System ist aber immer groß genug, um einem Beurtheiler desselben die Erklärung abzunöthigen, daß der Verfasser des „Organism" dieses Wort „offenbar metaphorisch nehme," und daß der Name „logische oder ideologische Grammatik" für dieses System „bezeichnender" sein dürfte.

Es ist ein kritischer Punkt, um den hier der Streit sich dreht. „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher

und geiſtiger Geltung" ſoll die Sprache ſein; und die „Phyſiologie der Sprache" im eigentlichen Sinne giebt ja auch dem Geiſte die Geltung der Phyſis. Iſt das nicht Materialismus? — Doch den beſonnenen Denker wird ein verpönter Name nicht einſchüchtern. Iſt es Thatſache, daß Geiſt und Leib in realer Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen; iſt es unleugbare Thatſache, daß die innige Verbindung des Geiſtigen und Sinnlichen mit entſchiedener Klarheit in der Sprache und faſt bedeutſamer noch im Blick und in der Gebehrde hervortritt, und muß man bekennen, daß die Formen, welche dem Auge, den Mienen, den Lauten ihren geiſtigen Inhalt geben, einen ebenſo wirklichen, einen ebenſo realen Grund haben müſſen, als ſie ſelbſt nach Stoff und Form real ſind: ſo wird Niemand, der wirklich denkt, dem Begriff des Geiſtes den Begriff der Phyſis, den Begriff der realen und beſtimmten Naturbeſchaffenheit, abſprechen wollen, und wiſſenſchaftlich eine Phyſiologie — mit Herbart eine „Statik und Mechanik" — des Geiſtes ebenſo im eigentlichen, nicht metaphoriſchen, Sinne gelten laſſen, als eine „Phyſiologie der Sprache" überhaupt.

Eine „Phyſiologie der Sprache" aber, im Sinne Rapp's und Wocher's und reſp. des Dr. Mager, die den Begriff des Phyſiſchen nur auf die phonetiſche Seite der Sprache anwenden wollen, iſt ein Gedanke, der ſich ſelbſt aufhebt. Weder der Laut für ſich allein, noch der Begriff für ſich allein ſind ſprachliches Element. Sprache iſt nicht Begriffsbildung und Lautbildung in gleichſam präſtabilirter Harmonie neben einander her laufend und ſich entwickelnd; die Sprache hat nicht zwei Wurzeln, von welchen die eine der Laut, der andere der Begriff wäre; ſie wurzelt nicht in beiden ſondern zwiſchen beiden: Einheit von Begriff und Laut iſt Wurzel und Weſen der Sprache. Stellt man ſie unter den Begriff des Lauts, ſo iſt ſie begriffliche Lautbildung; macht man den Begriff zu ihrem Genus, ſo iſt ſie verlautbarte Begriffsbildung. Eine „Phyſiologie der Sprache", die vom geiſtigen Elemente abſtrahirt, ließe ſich mit einer Phyſiologie der Fieberrinde vergleichen, die nur die Rinde aber nicht ihre Heilkraft in Betrachtung zöge.

Das aber liegt am Tage: das Ziel der neuern Grammatiker, die Sprache als einen Organismus zu erklären, iſt nur ein anſchauliches und nicht ein begrifflich klares; und darum ein unklares, weil das Verhältniß zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen ganz unbeſtimmt

gelaſſen wird. Die Sprache ſelbſt iſt ein unbeſtimmtes Objekt. Daß die Erklärung eines unklaren Objekts unmöglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

2.

Die Methode.

Die Methode entſcheidet überall über den wiſſenſchaftlichen Werth — auch in der Grammatik. — Methode, dem Wortverſtande nach ein geregelter Weg, iſt Art und Weiſe der Ermittelung, iſt Anordnung der Mittel zum Zwecke; rationelle Methode iſt zweckgemäße und demnach kritiſche Anordnung der Begriffe; ſie iſt Zucht des Denkens, ſie iſt, mit einem Worte, Philoſophie.

Man irrt, wenn man eine Philoſophie nach ihren Reſultaten würdiget. Das Weſen der Philoſophie iſt nicht das Ermittelte: Ermittelung, Methode, charakteriſirt ein philoſophiſches Syſtem. Der Weg des reinen Denkens — der Weg der Reflexion, der Abwägung des Für und Wider nach Maßgabe zureichender Gründe — dieſer Weg, der reflectirende, im Gegenſatze zur äußern oder innern Anſchauung, zum Experiment, zur Ahnung, zur Extaſe, zur Inſpiration, zur Tradition — oder wie ſonſt die Wege heißen möchten, auf welchen ein Wiſſen an die Menſchen gelangt — der Weg des reinen Denkens — Reflexion — iſt ſpecifiſches Merkmal der Philoſophie. Die Art des Denkens, die Methode der Philoſophie, iſt die Philoſophie ſelbſt.

So viel Philoſophieen es gegeben hat, ſo viel Methoden. Man kennt die mathematiſche, die kritiſche, und die neuere ſogenannte „dialektiſche" Methode. Aber die Eine, von welcher Krug in ſeinem philoſ. Lexikon (ſ. „philoſoph. Methode") ſagt: „An und für ſich betrachtet kann es freilich nur Eine Methode geben, welche ächt philoſophiſch iſt, und zu dem Ziele führt, das wahre Syſtem zu Stande zu bringen" — dieſe „Eine Methode" kennt man nicht. Die Philoſophie, obwohl der Idee nach Wiſſenſchaft des Nothwendigen, dankt ihre Principien und Methoden doch nur dem Zufall der Einfälle. Allen andern Wiſſenſchaften ſoll und will ſie den wiſſenſchaftlichen Charakter verleihen: aber keine der andern Wiſſenſchaften — namentlich keine empiriſche — fragt nach ihr. Es herrſcht ein tiefer Zwieſpalt zwiſchen der Philoſophie und Empirie.

Auch die rationelle Sprachforschung ist in diesen Zwiespalt verflochten; sie steht mit sich selbst im schneidendsten Widerspruche. Die gegebene Sprache philosophisch zu erklären, ist ihre Aufgabe: aber die factische Sprache sträubt sich, den philosophischen Satzungen sich anzubequemen, und die Philosophieen, die das Universum construiren, achten die Sprache kaum einer besondern Beachtung werth *). Und da stehen denn die Grammatiker zwischen Sprache und Philosophie, zwischen dem Problem und der prätendirten Lösung, wie zwischen feindlichen Parteien: wenden sie der einen sich zu, so kehren sie der andern den Rücken. Wollte man es ihnen verargen, daß sie zur Sprache sich halten? Auf diese sind sie gewiesen. Daß die rationelle Forschung darüber mit dem Rationalismus zerfällt, ist ein Uebelstand — aber ein unvermeidlicher. Wir hören die Grammatiker selbst.

Schmitthenner (s. Vorr. zur Urspr.) sucht den Grund, „warum die Versuche, ein richtiges System der Grammatik aufzustellen, mißlangen, auch darin, daß man von den Ansichten irgend einer philosophischen Schule ausging". — Wie die Worte lauten, so trifft sein Vorwurf nicht sowohl die besondern „Ansichten" als vielmehr die „Schule" — das aber heißt die Systematik — überhaupt; und es scheint, als dürfe man von einem schul- oder systemlosen Verfahren „ein richtiges System der Grammatik" erwarten. Doch ist es nicht ganz so gemeint; denn er fährt also fort: „Was das erste" — die Schule — „betrifft, so bedarf, wenn irgend Jemand, der Grammatiker philosophischer Bildung: allein er muß, so dünkt mich, zu dem alten einfältigen Systeme, nach welchem man die Dinge so nimmt, wie sie sind, sich bekennen; er muß nicht Kantianer, nicht Fichtianer, nicht Schellingianer, sondern eben Sprachianer sein". — Nun haben freilich weder Kant, noch Fichte, noch Schelling die Grammatik philosophisch begründet. Wird aber ein „Sprachianer" es vermögen, der es nicht zu wissen scheint, daß alle Philosophieen darauf ausgehen,

*) „Hegel" — so urtheilt Professor Rosenkranz in seiner Psychologie (2. Aufl. S. 296) — „Hegel habe das Bewußtsein gehabt, auch hier eine neue Bahn gebrochen zu haben, denn er bemerke, daß in den meisten Psychologieen von der Sprache in einem Anhange außerordentlicher Weise die Rede sei, während sie in der Entwickelung der theoretischen Intelligenz vielmehr als ein bestimmtes Resultat ihre nothwendige Stelle habe". — Weiter unten wird dieses Resultat näher geprüft werden.

„die Dinge zu nehmen, wie sie sind," und nicht, wie sie erscheinen? Schein und Sein für identisch zu halten, ist freilich eine „alte einfältige" Weise: aber „System" — philosophisches System — hat man es noch nimmer genannt. — Und wenn, wie Schmitth. meint, seinem „System" „erst in unsern Tagen", und zum Theil auch dadurch „die Bahn gebrochen" worden sein soll, daß „der Volksgeist das Gebiet der Speculation nach den entgegengesetztesten Richtungen durchmessen und dabei das gewonnen habe, was eigentlich bei philosophischer Forschung auch nur zu gewinnen sei" — nämlich „Läuterung, Kraft, freiere Ansicht des Lebens und seiner Erscheinungen": so sieht man wohl, wie ein so lockeres System, das seine Wurzel in den Kreuz- und Querzügen des speculativen Volksgeistes haben, und unter seinen Früchten keine Resultate, sondern nur Bedingungen derselben, — nur Läuterung und Kraft, aber nicht Geläutertes und Kräftiges — auch nicht etwa eine ernstere, sondern nur eine „freiere Ansicht des Lebens" aufweisen soll, gleichartige Anhänger gewinnen kann. Aber einen causalen Zusammenhang zwischen diesem Systeme und einem „richtigen Systeme der Grammatik" sieht man nicht. — Die „philosophische Forschung des Volksgeistes" — und von einer andern spricht Schmitth. nicht — beschäftiget sich, wie man weiß, mit andern Dingen. — Das aber ist gewiß, daß auch die Philosophie, wenn sie nicht zur bloßen Redeweise hinabsinken soll, einer besondern Stimmung bedarf, und daß Schmitthenners „Sprachianer" sich nicht in derselben befindet.

Ernster lautet die Rede Herlings. „Jedem unbefangenen Denker", so spricht er (Synt. I, 2), „muß es einleuchtend sein, daß in der Sprache die ewigen Gesetze des Denkens und Empfindens in ihrer reinsten Anlage, in ihrer tiefsten Bedeutung leben, und daß sie eine Urweisheit in sich schließt, vor deren Sprüchen die Weisheit aller künstlichen grammatischen und logischen Systeme verstummen muß". — Hrl. hat hier jene „künstliche Abstraction", jenen „künstlichen Schematismus von Kategorieen a priori" im Auge, „dessen Vergleichung mit den Sprachen", wie er (S. 7) sagt, „sonst das Wesen und die Methodik der sogenannten reinen Sprachlehren (wie z. B. der von Roth) ausmachte". — Und es ist wahr, daß sie „verstummt" sind. Ob aber vor den „Sprüchen" der „in der Sprache eingeschlossenen Urweisheit"? — Wer könnte wohl die Grammatik namhaft machen, in welcher diese „Urweisheit" ihr bisheriges Schweigen bricht? Hrl. anticipirt sie; und

die Art, wie er anticipirt, verräth nicht, daß er auf dem Wege ist, sie zu finden. — „Die ewigen Gesetze des Denkens und Empfindens" sollen „in der Sprache leben!" Dann wäre die Sprache nicht nur Grund des Denkens, was mindestens problematisch ist, sondern auch, was noch Niemand behauptet hat, Grund des Empfindens. Die „tiefste," oder vielmehr die eigentliche „Bedeutung" jener Gesetze wird allerdings in der Sprache kund, denn eben die Sprache ist Product derselben: aber neben der „tiefsten Bedeutung" wohnt keineswegs zugleich die „Anlage," oder gar die „reinste Anlage." Anlage ist Entwickelungsgrund, ist organisches Gesetz; die Anlage eines Gesetzes wäre ein Grund eines Grundes, mithin ein Ausdruck ohne Sinn; ebenso wie eine „reinste Anlage" oder ein „reinstes Gesetz," da die Begriffe einer Anlage oder eines Gesetzes eine Nothwendigkeit bezeichnen und folglich das Merkmal des Zufälligen, welches in einer gradweisen Reinheit liegt, absolut ausschließen. Läßt man aber, wie Hrl., die Anlage neben der Bedeutung, d. h. den Grund des Denkens neben der Wirkung desselben, und beide in der Sprache, im Gewirkten, wohnen, so wird offenbar der Causalitätsbegriff — der Grundbegriff des Denkens — arg mißhandelt; und es ist klar, daß eine einzige Periode, wie die hier zergliederte, zum Beweise genügt, wie dort, wo die Zucht des Denkens in solchem Grade mangelt, philosophische Methode nicht gefunden werden kann. Hrl. tritt vielmehr aller philosophischen Methode schnurstracks entgegen.

In seiner „vergleichenden Darstellung der Lehre vom Tempus und Modus" protestirt er (S. 5) entschieden gegen den „aprioristischen" oder „synthetischen Weg," „um über seinen Gegenstand zu einer irgend genügenden Klarheit zu gelangen." Er betritt den historischen: als den ersten freilich mit Recht, doch als den genügenden mit Unrecht. Der historische Weg ergiebt das zu erklärende Object, aber nicht dessen Erklärung. Diese fällt dem „Apriorismus" anheim. Das aber vergißt Herling. Denn wiewohl sein Urtheil über die versuchten Erklärungen der Zweitheiligkeit der semitischen Tempusformen vollkommen begründet ist, wenn er sie als „todte Namen" zurückweiset, die nicht zureichen, auch nur „einiges Licht in das Chaos der Gebrauchsweise zu bringen," so streitet doch die Art, wie er (S. 23) der Frage der sog. „aprioristischen Sprachforschung, ob nicht, gemäß der so geläufigen Eintheilung der Zeit in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, eine

Dreitheiligkeit der Zeitformen naturgemäßer und darum wohl ursprünglich sei?" entgegen tritt, geradezu gegen die Ansprüche, die man an den Philosophen macht. Mag er als historischer Sprachforscher eine prätendirte „geschichtliche Ursprünglichkeit" der „Dreitheiligkeit der Zeitformen," wovon „in der Sprache keine Spur nachzuweisen" sei, als „eine bloße Fiction" niederschlagen; dieß Recht gebühret ihm gegen den „Aprioriſmus": am historisch ermittelten Factum, und hier namentlich an der ursprünglichen Zweitheiligkeit der Zeitformen, darf dieser nicht rütteln. Dagegen muß Hrl. auf das Prädikat eines rationellen Sprachforschers Verzicht leisten, wenn er die von den „aprioristischen Systemen" behauptete „Naturgemäßheit" der Dreitheiligkeit eine „vermeints" und die Behauptung derselben eine „anmaßliche Erhebung über den Genius der Sprachen" nennt. Der Genius des Denkens gestattet nicht, das Bewußtsein des Zeitunterschiedes nur als Gegenwart und Vergangenheit und nicht zugleich als Zukunft sich entwickeln zu lassen. Wer Gegenwart und Vergangenheit gesondert denkt, denkt auch die Zukunft gesondert, denn zu dieser verhält sich die Gegenwart ganz so, wie die Vergangenheit zur letztern. Dieser Satz ist absolut gewiß, und keineswegs nur „Meinung." Absolut irrational ist aber die Fiction, die einen „Genius der Sprachen" dem „Aprioriſmus" entgegenstellt; d. h. zwei Genien für Sprechen und Denken fingirt und beide miteinander — die Wirkung mit ihrem Grunde, die Sprache mit dem Denken — in Conflict gerathen läßt! — Aus solchem Conflicte kann nimmermehr eine Methode rationeller Sprachforschung erwachsen.

Bestimmtere Rücksicht auf Rationalität nimmt K. F. Becker. Doch bleibt auch sein System vom Conflicte nicht frei. Zwei Logiken — die der Sprache und die der Schule — werden einander unbequem, und schließen erst in der zweiten Auflage des „Organism" einen Vertrag, der in der ersten noch nicht zu Stande gekommen. Denn hier (Org. 1. Aufl. S. 23) liest man noch: „Wie man sich auch das Verhältniß der Logik zur Sprache denken mag, so ist die Logik der Sprache mit der Logik der Schule nicht immer übereinstimmend, und die Anwendung der Schullogik auf die Sprache ist oft mehr verwirrend als erklärend;" wogegen die zweite Auflage (S. 26) nur die Bemerkung macht, daß „die Logik der Schule der Grammatik bisher wenig Gedeihen gebracht habe." Dann aber werden beide, Logik und Grammatik, in der Art vertragen, daß die Logik, welche „die Einsicht in

die genetiſchen und darum organiſchen Verhältniſſe der Gedanken und Begriffe aufſchließe," als Regulativ der Grammatik, dagegen die Grammatik, „inſofern dieſelbe die Formen der Gedanken und Begriffe darlege und der Logik die Einſicht in die innerſte Werkſtätte des denkenden Geiſtes eröffne," als Correctiv der Logik, und zwar als ein Correctiv geltend gemacht wird, welchem „die Logik bei der Löſung ihrer Aufgabe mit Sicherheit vertrauen könne." — So ſcheinen Logik und Grammatik nicht nur friedlich, ſondern auch wechſelwirkend Hand in Hand zu gehen.

Aber die Logik proteſtirt gegen dieſe Alliance. — Denn nur die abſolute Norm kann reguliren oder corrigiren; nur das ſchlechthin Gewiſſe kann Regulativ oder Correctiv ſein. Was aber regulirt oder corrigirt werden muß, iſt nicht ſchlechthin gewiß; wo zwei einander meiſtern, iſt kein Meiſter. Ein Verhältniß, wie Bkr. es zwiſchen Logik und Grammatik feſtſtellen will, hebt ſich ſelbſt auf.

Hier liegt ein Mißverſtändniß zu Grunde; und zwar dasjenige, aus welchem überhaupt das Mißverhältniß zwiſchen einer ſogenannten „Logik der Sprache" und „Logik der Schule" entſpringt. Man verwechſelt das logiſche Weſen des Menſchen mit der Logik, das Denken mit der Denklehre; man vergißt, daß das Denken von den Denklehren ebenſo unabhängig und ebenſo different iſt, als das Sprechen und die Sprache von den Sprachlehren; und Bkr. irrt daher, wenn er (Org. 25) behauptet, „die Grammatik ſtehe mit der Logik in einer ſo innigen Beziehung, wie die Sprache mit dem Gedanken." Sprechen und Denken ſtehen allerdings in der innigſten, und in ebenſo inniger Beziehung das Denken mit der Sprachlehre. Aber die Denklehre ſteht mit der Sprache ſchon in einer entfernteren, Sprachlehre dagegen und Denklehre — Grammatik und Logik — ſtehen in gar keiner Beziehung. Das von der Logik unabhängige und abſtrahirende Denken iſt überall alleiniges Regulativ und Correctiv; es regulirt und corrigirt Denklehre wie Sprachlehre, Kunſtlehre wie Wiſſenſchaftslehre. Indem es aber die Denklehre, die Logik, conſtruirt, benutzt es die Sprache als Mittel des Ausdrucks der Begriffe; wogegen die Sprache als Form der Begriffe und Gedanken der Logik gleichgültig iſt. Die Logik reflectirt nur auf den Inhalt der Begriffe und ordnet nur die Formen der Begriffsverhältniſſe; wobei ſie denn zwar ſich beſcheidet, allein die formale Gültigkeit der Urtheile, aber nicht die reale prüfen

zu können, doch auf die Empfehlung, der Grammatik „mit Sicherheit zu vertrauen," durchaus nicht eingeht, weil Vertrauen überhaupt kein wissenschaftliches Element, Mißtrauen aber das ächt logische ist. — Die Grammatik, als Lehre des *Ausdrucks* der Gedanken, ist der Logik ein Fremdes; sie können nie mit einander collidiren und viel weniger noch in den Formen einer Sprach- und Schullogik gegen einander sich auflehnen. „Logik der Sprache" und „Logik der Schule" sind als Gegensatz eine logische Mißgeburt. Wie sollten sie in der Wirklichkeit neben einander bestehen, da sie als Begriffe einander nicht dulden? Logik ist Lehre des gesetzlichen oder nothwendigen Denkens; und man kann nicht ein Nothwendiges dem andern widersprechen und Unbestreitbares einander bestreiten lassen. Wie es nur Ein nothwendiges Denken giebt, so auch nur Eine Logik: und eine „Logik der Sprache" einer „Logik der Schule" gegenüberstellen, heißt das Denken eines Lehrobjects dem Denken eines Lehrsubjects opponiren und dabei zugleich das logische Denken destruiren.

Es ist genug. Mißbildungen, wie die hier gerügte, bezeichnen nicht bloß den gegenwärtigen Standpunkt der rationellen Sprachforschung; sie bezeichnen den Standpunkt des Rationalismus überhaupt. Kritische Strenge, Ernst des Denkens fehlt überall; Denken scheint den Meisten eine leichte Sache, so leicht, wie Gedanken haben. Wer Gedanken hat, läßt sich dünken, er denke. Auf solchem Boden kann *keine* Forschung gedeihen; auch die Sprachforschung nicht. Und hier tragen nicht die Sprachforscher die Schuld — die Philosophen tragen sie. *Sie* sind es, die dem rationellen Sprachforscher vorarbeiten sollten durch gesunden nüchternen Rationalismus.

Man kann den Vorwurf nicht ungerecht finden, den **Dr. Strümpell** in seiner Schrift über „die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart" (Braunschweig 1843) den Philosophieen *Schelling's* und *Hegels* macht. „Diese Systeme," so behauptet er, „schneiden sich durch ihre ganze Richtung auf leere und selbstgeschaffene Probleme von vorne herein die Möglichkeit ab, zu den speciellen Fragen, die in den praktischen Wissenschaften sich aufdringen, den Rückweg zu finden, und auf sie Antworten zu geben, welche dem genauen und mit dem Detail des Gegenstandes bekannten Forschungsgeiste genügen könnten." — Strümpell hat hier zunächst die Pädagogik im Auge; aber auch die Grammatik sieht sich in Betreff ihrer „*speciellen* Fragen"

von jenen Philosophieen verlassen, wiewohl Hegel, wie bereits bemerkt, „auch hier eine neue Bahn gebrochen, und der Sprache ihre nothwendige Stelle als ein bestimmtes Resultat in der Entwickelung der theoretischen Intelligenz" angewiesen zu haben, behauptet.

Professor K. Rosenkranz hat in seiner Psychologie (2. Aufl. Königsberg 1843) dieß „Resultat" entwickelt: der Grammatiker wird jedoch vergeblich nach einem Anknüpfungspunkte, geschweige denn nach einem Entwickelungsgrunde für ein grammatisches System in diesem Resultate sich umsehn.

„Die Einbildungskraft", so erklärt sich Prof. R. (S. 268), „hat das Geschäft, dem Stoff der Erinnerung" (des „innerlich Gemachten"), „den Anschauungen, welche durch sie zu Vorstellungen werden, eine Gestalt zu geben, welche eine von dem Geiste selbst hervorgebrachte ist und worin er die Vorstellung als die wahrhaft seinige ausdrückt und anerkennt. Diese Gestalt ist die Sprache. Durch sie erhalten die Vorstellungen eine neue Aeußerlichkeit, die aber schlechthin geistig ist und die äußerste Bestimmtheit an sich trägt. Die Welt der Anschauungen existirt nun nicht bloß als eine Welt von Vorstellungen, sondern diese existiren abermals als eine Welt von Wörtern. Die Intelligenz besitzt nun die Totalität ihrer Gefühle in der festen Bezeichnung der Sprache." — Es ist, wie man sieht, die genetische Definition der Sprache, die hier dargelegt wird. — Welchen Eindruck wird sie auf den Sprachforscher machen?

Er hört von einem „Geschäft" der Einbildungskraft. Der Ausdruck scheint zu verrathen, man wolle von einer specifisch motivirten Deduction abstrahiren, denn er deutet eine willkürlich übernommene und überdieß temporäre Wirksamkeit an. — Und in der That entspricht es dem Begriff eines „Geschäfts", d. h. einer auf Willkür basirten Thätigkeit, wenn das Einbilden der Intelligenz als ein Zwiefaches und dazu Entgegengesetztes — als ein Hereinbilden einer „Welt von Vorstellungen" und als ein Hinausbilden einer „Welt von Wörtern" — als ein „entgegengesetzter Proceß" beschrieben wird (S. 301), der nicht successiv, auch nicht simultan, sondern als „Ein und derselbe" — als herein- und hinausbildender — „die ideell gesetzte Anschauung wieder nach Außen kehrender und sie im Worte verleiblichender Act" vor sich gehe. „Der Ursprung der Sprache", so wird behauptet, „ist mit dem Ursprung der Vorstellungen identisch." — Mit solcher Erklärung wird jedoch

einer specifisch motivirten Deduction — es wird dem Begreifen, der Einsicht in das Problem der Sprache, entsagt. — Denn obwohl das Vorstellen und der Begriff immer nur an das Wesen der Dinge hinan, nicht in dasselbe hinein können, und obwohl alle unsre Einsicht in Betreff der empirischen Objecte immer nur aus Ansichten entspringt: so sind doch diese Ansichten wirkliche Einsicht, wenn sie den Ursprung des erscheinenden Objects aus dem nicht erscheinenden Einfachen erklären. Wo aber von vorne herein der Ursprung eines „entgegengesetzten", mithin zwiefachen, Processes als „identisch" erklärt und so die ursprüngliche Identität des Entgegengesetzten, die Identität des Zwiefachen, behauptet wird, da schiebt man dem Begreifen den Riegel vor, und versichert, das Problem sei die Lösung selbst, das Zwiefache sei eben das Einfache. — Die Schlußfolge, daß „daher der Mensch selbst seine Sprache hervorbringe", wird freilich nicht bestritten werden: was aber den Menschen dringe und nöthige, die Identität in zwei Welten, in die der Vorstellungen und der Wörter zu spalten — der Grund des Organismus der Sprache — dieser wird nicht etwa nur als ein unerschlossener, er wird als ein unerschließlicher determinirt. Das ist es, was in der Behauptung ausgesprochen wird: „der Act der Bildung der Vorstellung und der der Bildung des Wortes für ihre äußerliche Darstellung sei Ein und derselbe Act."

Doch will dieß Wort nicht gerade in seiner Strenge sich geltend machen. Es findet sich vielmehr, daß die Einbildungskraft gar lange mit dem Vorstellen sich beschäftiget, bevor sie zum Sprechen kommt.

Das Wort wird nämlich (S. 301) als „Zeichen der Vorstellung", das Zeichen aber (S. 295) als Product der „semiotischen Phantasie" erklärt, welche „einen Inhalt des Vorstellens, eine Anschauung, als Form eines Inhalts setze, den sie der Anschauung gebe, der aber an sich nicht darin vorhanden sei." Hiemit wird jeder Grammatiker sich einverstanden erklären. Der articulirte Laut ist an und für sich eine Anschauung, ein vorgestellter Inhalt; indem er aber mit einem andern Vorstellen, mit einem Begriffe, verknüpft und als Wort gestempelt wird, setzt man ihn als „Form eines Inhalts." — Die Art und Weise jedoch, wie die Phantasie zu diesem Setzen eines Inhalts als Form gelangen soll, kann den Grammatiker, der den Philosophen nach der Entstehung der Sprache fragt, nicht befriedigen. — „Die Phantasie", so liest man, „wird in ihrer

ſich ſelbſt auflöſenden Productivität maßlos; ihre Ausdehnung wird eine formloſe Zerſplitterung, ihre Innigkeit ein ebenſo formloſes Fixiren der zähen, abſtracten Individualität — ſie wird ein phantaſtiſches Träumen. Aber gerade durch dieß Auseinandergehen von Inhalt und Form wird ſich die Intelligenz ihrer unbedingten Freiheit über den Vorrath ihrer Vorſtellungen bewußt. Wenn ſie in jener Maßloſigkeit ihrer Laune fröhnt, ſo iſt dieſe Ausgelaſſenheit allerdings ein Verderben der ſchönen Phantaſie, worin Form und Inhalt ſich ſchlechthin durchdringen, aber die Maßloſigkeit iſt keine abſolute, nur eine relative, die ſich ſelbſt wieder aufhebt. Jene Zertrennung des Inhalts und der Form bewirkt nämlich die Möglichkeit, daß die Phantaſie einen Inhalt als Form eines Inhalts ſetze; und die auf ſolche Weiſe durch die Vermittelung der freien, ſelbſtſtändigen Phantaſie — in deren Belieben es gegeben iſt, an welche Anſchauung ſie ihre Vorſtellung entäußern will — entſtehende Anſchauung iſt das Zeichen."

Hier muthet der Philoſoph dem Grammatiker viel zu viel zu. Wird dieſer an ein „Bewußtſein" auf Grund des „Träumens", an eine „Maßloſigkeit", an ein Negatives, das „ſich ſelbſt wieder aufhebt", ſich ſelbſt poſitiv macht, und dazu des Zeichens ſich bedient, — wird er an eine „Zertrennung des Inhalts und der Form" im Concreten, und demnach an eine reale Form- oder Inhaltsloſigkeit, ohne Sträuben ſeines Verſtandes glauben, und ſolchen Glauben wie ein Verſtehen, ſolche Aſſertion wie Demonſtration, hinnehmen können? — Der neuere Sprachforſcher glaubt an den Organismus der Sprache; er glaubt, wie Becker (Org. S. 1) ſich ausdrückt, „die Verrichtung des Sprechens gehe mit einer innern Nothwendigkeit aus dem organiſchen Leben des Menſchen hervor": wird er mit dieſem Glauben eine „in ihrer Productivität ſich ſelbſt auflöſende, maßloſe, formlos zerſplitternde und formlos fixirende, phantaſtiſch träumende, ihrer Laune ausgelaſſen fröhnende und „nach Belieben" Zeichen ſchaffende Phantaſie als den Grundſtoff und die Wurzel eines Organismus, und einen ſolchen „Tumult der Vorſtellungen" als die Grundlage ſich darbieten laſſen wollen, wo er die Grundgeſetze, wo er die Principien des Sprachbaues zu ſuchen habe? *) Wird man ihn über-

*) Einen „Tumult der Vorſtellungen," einen „Tummelplatz ihrer Bewegungen," einen „Kampf derſelben mit einander um ihre Exiſtenz," will

reden mögen, die „unbedingte Freiheit," aus welcher der Philoſoph die Sprache deducirt, und die „innere Nothwendigkeit," die er, der Sprachforſcher, vorausſetzt, ſei abſolute Identität, die man intellectuell anſchauen müſſe? — wird er glauben, der Philoſoph, der „die Sprache als ein Moment in der Entwickelung des theoretiſchen Geiſtes" (S. 309) „betrachte, ſei in dem Vortheil, die Bedingungen ihrer Erzeugung ſchon hinter ſich zu haben", wenn er hinter ſich (S. 295) die „unbedingte Freiheit" hat, aus welcher er das Zeichen und reſp. die Sprache ableitet? — Die Identitätsphiloſophie hat es an ſolcher Ueberredung freilich nicht fehlen laſſen: aber bei den Grammatikern hat ſie nur taube Ohren gefunden.

Mit naiver Offenheit äußert ſich Dieſterweg in ſeinem „praktiſchen Lehrgange für den Unterricht in der deutſchen Sprache" (4. Aufl. Crefeld 1838) über die Stellung der heutigen Sprachforſcher zur Philoſophie. Er ſagt (S. 152): „Von dem pſychologiſchen Standpunkte aus entſtehen in der That manche Zweifel gegen die Wahrheit der Nachweiſungen Becker's. Aber der wahre Sprachforſcher bekümmert ſich zuerſt weder um die Pſychologie noch um die Logik; er hält ſich an die vorhandene, gegebene Sprache, und lernt von ihr, wie der Na-

---

Hr. Prof. R. (Pſychol. S. 281 f.) in Herbart's „geiſtreicher Behandlung" der pſychologiſchen Aſſociation wahrnehmen, wo er doch eine „auf das Genaueſte und Zierlichſte beſchriebene Mechanik und Statik, wie die Vorſtellungen zu Reihen und Gruppen ſich entfalten," gefunden zu haben bekennt. Das trifft nicht zu. „Statik" und „Tumult" verhalten ſich vielmehr, wie Herbart's Pſychologie zu dem bei Hrn. R. (S. 279) ausgeſprochenen Satze: „die Aſſociation hat keine Geſetze." Der Grund derſelben, das Zuſammenkommen der Vorſtellungen, kann frei ſein, nicht ſo die Aſſociation, das Zuſammenfügen. — Auch wird Herbart's mathematiſche Conſtruction dieſes Prozeſſes mit dem Einwande der „Unmöglichkeit, einen Anſatz zum Calcül für die Stärke der Vorſtellungen zu finden," keineswegs aufgehoben. Denn Herbart's Calcül geht nicht auf Beſtimmung der abſoluten, ſondern nur auf Beſtimmung der relativen Stärke der Vorſtellungen aus: — er mißt nicht Vorſtellungen, ſondern Vorſtellungsverhältniſſe; und auch dieſe will er nicht eigentlich meſſen, ſondern nur auf Grund des Maßes deuten und erklären. Wo jedoch eine meßbare, eine quantitative Vorſtellungsreihe, wie namentlich in der Tonlinie (ſ. Herbart's Hauptpunkte der Metaphyſik S. 95) gegeben iſt, da findet Herbart's Theorie auch in der Empirie in überraſchender Weiſe ihre Bewährung.

turforſcher überhaupt, und in ihr die Geſetze und Regeln, nach denen ſie ſich gebildet hat. Seine Aufgabe iſt, nichts Erſonnenes, Willkürliches u. ſ. w. in ſie hinein zu tragen, ſondern die in ihr liegenden Thatſachen und Geſetze zu ſeinem und Anderer Bewußtſein zu erheben. Mag dann nachher die Pſychologie oder die Logik ſehen, wie ſie mit den aufgeſtellten Thatſachen fertig wird."

So ſchreibt Dieſterweg; und wie er ſchreibt, ſo iſt es. „Zuerſt" bekümmert der Grammatiker um die Philoſophie ſich gar nicht („weder um Pſychologie noch um Logik"), und „dann nachher," läßt er ſie „ſehen, wie ſie fertig wird." So beſeitiget er ſeine „pſychologiſchen Zweifel" und wird in ſeinen Augen ein „wahrer Sprachforſcher." — Aber es iſt nur Eine Seite „wahrer" Sprachforſchung, die ihr Object, wie der Naturforſcher das ſeinige, rein darzuſtellen, alle Vorausſetzungen zu beſeitigen, alles Erſonnene und Willkürliche auszuſchließen, und die Sprache zunächſt als „gegebene" zu erkennen ſich bemüht. Der „wahren" Sprachforſchung genügt es nicht, das Problem exact hingeſtellt zu haben, und dann der Pſychologie und Logik den andern Theil, die Löſung, zu überlaſſen. Er will ſein Werk nicht in der Mitte abbrechen und nur zur Hälfte vollführen. Dieſterweg ſelbſt fühlt den Umfang der Aufgabe des wahren Sprachforſchers, indem er nicht bloß „Thatſachen", nicht bloß „Regeln", d. h. nicht bloß Reſultate der Beobachtung, ſondern auch Reſultate der Reflexion, nämlich „Geſetze", zu „ſeinem und Anderer Bewußtſein erheben" will. Wo aber und wie wird er dieſe finden? — Der wahre Sprachforſcher wird ſich beſinnen, daß die phyſiologiſchen (die realen) Geſetze der Sprache nur in der Pſychologie, die formalen nur in der Logik zu finden ſein werden; er wird ſehr ernſtlich um Logik und Pſychologie ſich bekümmern, als den Bedingungen der Löſung ſeiner Aufgabe.

Aber die Pſychologen antworten nicht auf die „ſpeciellen Fragen" der Grammatiker. Daher die Gleichgültigkeit dieſer gegen jene, wie ſie in Dieſterwegs Worten liegt; daher die Antipathie, wie Wackernagel ſie ausſpricht. „Die Grammatik", ſagt er (a. a. O. S. 51) „hört auf, Wiſſenſchaft zu ſein und wird verderblich für die Schule, wenn ſie ſich abhängig macht von dem jedesmaligen Syſteme der Philoſophie. Die Schulen dürften ausrufen: Schützt uns nur vor den Freunden des deutſchen Sprachunterrichts, mit den Feinden deſſelben wollen wir ſchon zurecht kommen. Denn nun folgen der philoſophi-

schen Grundansicht eine Menge logischer Distinctionen und eine Terminologie von solcher Verzweigung, daß, selbst wenn sie in dem Gegenstand begründet wären, die Schule damit verschont bleiben müßte." — Wackernagel hat Recht. Niemand wird die Abhängigkeit der Grammatik, die in der gegebenen Sprache eine unwandelbare Grundlage hat, von der wandelbaren Philosophie und „dem jedesmaligen Systeme" derselben billigen können; Niemand das lose und verderbliche Spiel billigen können, das mit der Wissenschaft getrieben wird, wo man es unternimmt, ein real Gegebenes dem idealen Schema mit Zwang unterzuordnen und anzupassen. Aber auf der andern Seite sollte man auch nicht vergessen, daß eine Grammatik, die noch von keinem Systeme der Philosophie abhängig geworden, nicht „aufhören" kann, „Wissenschaft zu sein", indem sie noch nicht angefangen hat, es zu werden.

Das Ziel der rationellen Sprachforschung ist, wie gezeigt, unklar; von einer wissenschaftlichen Methode ist nirgend die Rede: was wird man von den Principien der gegenwärtigen Sprachforschung erwarten dürfen?

3.

Die Principien.

Der Begriff eines Princips wird bildlich erklärt. So z. B. sagt Schmitthenner (Urspr. 189): „Wie aus dem Ei die mannigfaltige Gliederung des thierischen Leibes und aus dem Samenkorn die Ausbreitung der Pflanze sich entwickelt, so ist auch der Gang der Entwickelung in der Sprache." Desselben Bildes bedient sich Becker (Org. 10. 19). Aber es ist ein verfehltes. — Die Sprache ist nicht ein Selbstständiges, wie der aus dem Ei oder Samenkorn entwickelte Organismus; sie hat ihr Princip, wie Schmitth. schon erinnert (s. o. 18), nicht in sich sondern außer sich; sie ist auch als Object der Sprachlehre nicht zunächst Entwickelung sondern Entwickeltes, — nicht sowohl ihr Entstehen als vielmehr ihr Bestehen soll erklärt werden; und endlich sind auch Ei und Samenkorn nicht Principien der Organismen sondern nur Träger derselben: im Ei und Samen liegen die Keime, in den Keimen das Gesetz der Entwickelung. — Diese Reflexionen, die aus dem Bilde auf den Begriff führen, der gemeint ist, finden sich jedoch bei unsern Systematikern nicht.

Und andere, nicht minder wesentliche, mangeln. Die Sprache — man weiß es — ist Organismus und ist ein Reales, wie der sprechende

Mensch selbst ein Reales ist. Ein Realgrund — ein specifisch qualificirtes Wesen — nicht ein abstracter Begriff — muß demnach die Existenz und Beschaffenheit der Sprache bedingen. — Und mehr noch. — Ein Realgrund kann nicht einfach sein. Ideell kann ein Begriff sich aus sich selbst entwickeln, indem er als Begriff mit der Negation behaftet ist und auf Anderes sich bezieht; — reell aber kann Einfaches nimmer sich entwickeln: es bedarf der Bedingung des Aussichhinausgehens. Jedes einzelne Realprincip ist ein Mehrfaches; denn ein Zusammen Mehrerer ist Bedingung der Kraftentwickelung. *) — Aber dann wäre auch zu erwägen, daß ein einzelnes Princip nur Einfaches erzeugt (zwei Körper z. B. erzeugen in Einem Acte des Zusammentreffens nur Einen Ton); alles Zusammengesetzte — jeder Organismus und Mechanismus — muß mehrere Principien haben: es kann z. B. das Princip der Erzeugung der Sprachformen nicht zugleich das Princip ihrer Bewegung sein. — Endlich aber müßte der rationelle Grammatiker es sich noch scharf ins Bewußtsein nehmen, daß der allgemeine Grund nicht der specielle ist, das Specielle aber nur durch seinen speciellen Grund, durch den Grund, der ihn vom Allgemeinen sondert, genügend und vollkommen erklärt wird. — Dieses sind die Forderungen, welche der Begriff des Organismus der Sprache an die rationelle Sprachlehre — an eine Physiologie der Sprache, die systematisch zu Werke gehen und die Sprache aus ihren Principien erkennen will — macht. — Man kann jedoch nicht sagen, daß sie vernommen,

*) Herbart ist der Begründer dieser Theorie. — Mit Hinweisung auf denselben sagt Trendelenburg in seinen logischen Untersuchungen (2. Bd. S. 101 f.): „Gemeinhin wird der Grund einer Sache in der Einheit ausgesprochen. Allerdings ist, wie viel Momente auch zusammenschlagen mögen, die erzeugende Thätigkeit, dieß lebendige Band, dieses Zusammen, immer nur Eins. Aber es fragt sich, kann diese Thätigkeit aus Einem Grunde begriffen werden; ist der Grund der Sache eine untheilbare Einheit? Wir dürfen antworten: im Endlichen nirgends. — Die wirkende Ursache wäre ein einförmiger Fluß und setzte nichts Neues ab, wenn sie als eine Einheit nur auf sich selbst sollte bezogen werden. — Woher sollte sich das Neue als Wirkung aus der Einheit der Ursache erzeugen, wenn nicht ein Anderes, das hinzutritt, es daraus hervortreibt? Es ist eine solche Einheit der Ursache ein Irrthum der zusammenfassenden Sprache. Wenn ein Einzelnes als die Ursache eines Dinges bezeichnet wird, so ist es nur die thätigste der Bedingungen!"

geſchweige denn beachtet worden wären. — Es herrſcht vielmehr auf dem Gebiet der rationellen Sprachforſchung in dieſer Beziehung ein Mißverſtändniß, das ſie von Grund aus verdirbt.

Man verwechſelt das Princip einer begrifflichen Claſſification, die dazu dient, in der Mannigfaltigkeit des Gegebenen ſich zu orientiren (wie z. B. Linnés Pflanzenſyſtem), mit dem Princip des Mannigfaltigen, der Sache ſelbſt; man verwechſelt einen logiſchen Eintheilungsgrund, der willkürlich jedem gemeinſchaftlichen Merkmal eines gegebenen Bereichs entnommen werden kann, mit dem phyſiologiſchen Grunde deſſelben. Anſtatt die Conſtruction der Sprache zu erklären, wird eine logiſche Determination der Spracherſcheinungen dargeboten; und einen abſtracten Begriff, der nur in der Idee exiſtirt, ſtellt man an die Spitze des Syſtems; anſtatt den Grund der Sprache zu ergründen, regulirt man die Art und Weiſe, ſie anzuſchauen, ſie zu „betrachten.“ Ein Princip der Betrachtung der Sprache wird als Princip der Sprache geltend gemacht. — Darin liegt aber auch zugleich die Erklärung, wie es kommt, daß die Principien unſerer ſyſtematiſchen Grammatiker — namentlich Beckers und Schmitthenners — weſentlich differiren.

Abſtracte Begriffe ſtellen beide an die Spitze ihrer Syſteme; Becker den Begriff der Thätigkeit (das abſolute Werden), Schmitthenner das abſolute Sein.

„Die Verbindung alles Beſondern und Einzelnen in der Sprache zu Einem organiſchen Ganzen,“ ſagt Becker (Or. 16), „kommt durch diejenige Wechſelbeziehung zu Stande, welche ſich, wie alle organiſche Wechſelbeziehung, auf ein organiſches Differenzverhältniß gründet. Organiſch different nennt man nämlich in der Naturwiſſenſchaft ſolche Thätigkeiten und Stoffe (als Träger von Thätigkeiten), welche einander entgegengeſetzt ſind, aber gerade durch den Gegenſatz einander bedingen, und mit einander ein gegenſeitiges Verhältniß eingehen, vermöge deſſen a nur dadurch a iſt, daß es einem b entgegengeſetzt iſt, und umgekehrt.“ — „Da wir nun in der Sprache ein organiſches Naturproduct erkannt haben, ſo dürfen wir ſchon zum Voraus erwarten, daß alle Verhältniſſe der Sprache ſich ebenfalls als ſolche organiſchen Differenzverhältniſſe darſtellen werden, daß dieſe aber nach der eigenthümlichen Natur der Sprache unter eigenthümlichen Geſtalten hervortreten müſſen. Der oberſte Gegenſatz, der ſich durch alle Ver-

hältniſſe der organiſchen Natur auf die mannigfaltigſte Weiſe wiederholt, iſt der von Thätigkeit (Geiſt) und Sein (Materie): dieſer Gegenſatz ſtellt ſich in der Sprache, wenn man ſie in ihrem allgemeinſten Verhältniſſe auffaßt, dar als Gegenſatz von Begriff und Laut, als Gegenſatz der logiſchen und phonetiſchen Seite des Sprachorganism. Er wiederholt ſich in allem Beſondern; und jedes Beſondere gehört nur dadurch der Sprache an, daß in ihm der Gegenſatz von Begriff und Laut zu einer organiſchen Einheit verbunden iſt." — Weiterhin (S. 63) ſtellt Becker daſſelbe Princip, nämlich den Gegenſatz von Thätigkeit und Sein (dem er jedoch hier den Gegenſatz von Kraft und Materie ſubſtituirt), auch als Grund der Entwickelung der Begriffe auf, und fügt dann hinzu: „Die Thätigkeit iſt aber das Erſte, und das Sein nur die mit ſich ſelbſt in einen Gegenſatz getretene — durch ſich ſelbſt gehemmte — Thätigkeit: auch in der Materie iſt ein Gegenſatz von Thätigkeiten — Expanſion und Contraction — zu einer Einheit verbunden. Wie aber die Thätigkeit das Erſte iſt, ſo iſt ſie auch das Allgemeinſte, durch das alles Beſondere zu einer Einheit des Ganzen verbunden iſt; und das Sein iſt dasjenige Moment der Dinge, durch welches ſich das Allgemeine in Beſonderes ſcheidet. In allen Dingen iſt noch das Allgemeine — die Thätigkeit: aber je weiter ſich die Dinge in der Beſonderheit entwickeln, deſto mehr wird in ihnen das Sein das vorwaltende Element; und die Thätigkeit iſt in den realen Dingen überall nur eine in das Sein verſenkte und durch das Sein gebundene Thätigkeit." — „Je tiefer man in die organiſchen Verhältniſſe der Dinge eindringt," (ſo lieſt man S. 65) „deſto mehr wird man gewahr, daß die Natur ſich nach einem allgemeinen Geſetze in polariſchen Gegenſätzen entwickelt, und daß die unter derſelben Gattung begriffenen Arten überhaupt nicht bloß unter einander verſchieden ſind, ſondern mit einander in einem Gegenſatze ſtehen." — Endlich wird noch (S. 70 ff.) behauptet: „Es iſt kein Zweifel, daß die ganze Entwickelung der Begriffe von den Thätigkeitsbegriffen als den Wurzelbegriffen ausgeht; und dies findet ſeine volle Beſtätigung in der Thatſache, daß in allen Sprachen die Wurzelwörter Verben, und die Subſtantive von Verben abgeleitet ſind." — Und „drücken alle Wurzelverben Thätigkeitsbegriffe aus, und werden alle Begriffe des Seins von Thätigkeitsbegriffen gebildet, ſo muß man nothwendig den Begriff der Thätigkeit als die oberſte

Einheit ansehen, aus der sich alle nach ihren Arten und Unterarten unterschiedene Begriffe entwickelt haben. Weil jedoch die Entwickelung der Begriffe ursprünglich von der sinnlichen Anschauung ausgeht, so kann nicht der abstracte Begriff der Thätigkeit, sondern nur der Begriff einer sinnlich anschaulichen Thätigkeit die oberste Einheit in dem Begriffssystem sein. Nun ist aber Bewegung die sinnliche Erscheinung aller Thätigkeit in der Natur; und man kann daher diesen Begriff als die oberste Einheit — als den eigentlichen Urbegriff — ansehen, aus dem sich alle Begriffe sinnlich anschaulicher Thätigkeiten durch eine fortschreitende Individualisirung der Arten entwickeln. Dieß findet nun in der Sprache überhaupt und insbesondere in den Wurzelverben volle Bestätigung."

Die Grundlage des Beckerschen Systems ist in den hier angeführten Stellen ausgedrückt; ihre Entwickelung lehnt sich zum Theil an Trendelenburgs logische Untersuchungen. Mit den hier aufgestellten Sätzen steht und fällt das System. — Will man sie, behufs der schärfern Auffassung, auf den möglichst kürzesten Ausdruck zurückführen, so dürfte etwa Folgendes sich ergeben.

„Der Urbegriff, der allem Sein, Geschehen und Erkennen zu Grunde liegt, ist der concrete Begriff der Bewegung, der abstract als Thätigkeit aufgefaßt und grammatisch in der Form des Verbums ausgedrückt wird: Thätigkeit ist daher Urwesen, das Verbum Urwort der Sprache. Die Thätigkeit aber hemmt sich, und es entspringt die Polarität oder die organische Differenz in der Form von Thätigkeit und Sein, die in der Natur als Geist und Materie oder als Kraft und Materie, in der Sprache als Begriff und Laut sich manifestirt. Dieser allgemeine Gegensatz wiederholt sich in allem Besondern, dessen Princip überhaupt das Sein ist; und je mehr daher die Besonderheit vorschreitet, desto mehr hebt sich das Sein als vorwaltendes Moment, und desto mehr senkt sich die Thätigkeit als gebundene." — Also gestaltet sich Beckers organisches Princip der Sprache.

Man wird vielleicht geneigt sein, der hier gegebenen Anschauung vom Grundwesen der Sprache seinen Beifall zu geben; denn das Bild welches Bkr. hier zeichnet, scheint Consistenz zu haben. Die Reflexion kann sich jedoch mit demselben nicht vertragen.

Schon Schmitthenner erklärt sich (Ursprchl. 189) gegen die Ansicht, daß das Verbum die Ur- oder Grundwortart der Sprache sei.

„Völlig undenkbar," sagt er, „ist eine organische Entwickelung der Sprache, eine Ausbreitung zusammengefaltenen Lebens, wenn ein besonderer Redetheil, also ein Glied des Ganzen, als Embryon betrachtet wird. Durchaus unerklärlich sind alsdann die einfachsten geschichtlichen Thatsachen. Wie fragor und frango von der Wurzel frag stammen, begreift man sehr wohl, da alle Entwickelung von dem Einfachen ausgeht und zu dem Zusammengesetzten fortschreitet; allein wie fragor von dem Zeitwort frangere abstammen könnte, muß nothwendig in dem Maaße unbegreiflicher werden, in welchem man sich tiefere Einsichten in das Wesen der Sprache und alles Gliederthümlichen überhaupt erwirbt." — Indirecter, darum aber nicht minder bestimmt, ist W. v. Humboldts Meinung in Betreff der Entstehung der Sprache gegen Beckers Ableitung der Wortarten gerichtet. Hmb. sagt (s. über das vergleich. Sprachstudium S. 240): „Es kann die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder, um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblicke ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, ist auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden." — „Die Sprache muß," fährt Hmb. (S. 247) fort, „meiner vollsten Ueberzeugung nach als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache; jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Ansicht allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein." — Und hiezu kann man noch die Bemerkung fügen, daß wenn die Sprache, nachdem sie entwickelt ist, mit gleicher Leichtigkeit das Verbum vom Substantiv, wie das Substantiv vom Verbum ableitet, ob dann wohl anzunehmen sei,

daß ihre ursprüngliche Organisation diese Leichtigkeit nur einseitig und halb besessen habe? *)

Doch entschiedener erheben sich die logischen und metaphysischen Einwände gegen Beckers principielle Ansicht.

Die Sprache, als organisches Wesen, kann nicht auf eine einfache sinnliche Anschauung gebaut und aus solcher hervorgegangen sein. Sprache ist Ausdruck des Bewußtseins; Bewußtsein ist Wirkung der Unterscheidung — der erste Sprachlaut ist Verlautbarung eines Unterschiedes, mithin eines Zwiefachen. Die Bewegung ist daher zwar Grund alles Entstehens, auch des Entstehens der Sprache, aber nicht der ganze Grund. Das Bewegende oder Bewegte, und dieses nicht als Einfaches, sondern als Mehrfaches (s. o. S. 35. Anmerk.) gehört nothwendig dazu, um die Bewegung als Grund zu qualificiren. „Der Stoff," das Sein, muß, wie Bkr. selbst sagt, „als Träger der Thätigkeit," diese aber nicht als eine fremde, übertragene, sondern als eine inhärirende, mithin der Stoff oder das Sein als Grund der Thätigkeit gedacht werden. — Ist dieß unumstößlich wahr, so ist damit der Grundgedanke des Beckerschen Systems, in welchem die Thätigkeit zum Grunde des Seins gemacht wird, umgestoßen, und das System zerfällt. Vergeblich stützt es Bkr., wenn er die Thätigkeit zum Geiste graduirt, und das Sein zur Materie degradirt. Der Geist giebt das Sein nicht an die Materie ab, er theilt es mit ihr; und die Materie wiederum zeigt nirgend sich als ein absolut Passives. Auch Bkr. erkennt es an, daß Thätigkeit nicht ohne Sein, und Sein nicht ohne Thätigkeit sei: damit aber wird der Gegensatz selbst aufgehoben, und der Begriff einer organischen Differenz verliert seine Gültigkeit. Nur der reine Gegensatz ist wirklicher Gegensatz.

„Die Thätigkeit hemmt sich; es entsteht Polarität, organische Differenz — der Gegensatz von Thätigkeit und Sein." — Ein ganzes Nest von Widersprüchen und Inconsequenzen ist in diesen wenigen Worten enthalten. — Thätigkeit ist Kraft, die in der Entwickelung begriffen ist. Hemmt sie sich, so macht sie ihre Kraft zur Gegen-

*) Die semitischen Sprachen, deren Grundform das Verbum ist, müssen zum Beweise der primären Entstehung des Verbums und der secundären des Substantivs dienen. Wer aber möchte wohl erweisen, daß die Substantivform des Verbums (der inf. absol.) die abgeleitete sei?

kraft, den Grund der Kraft zum Gegengrunde, läßt aus Einem Grunde zwei Wirkungen, und dieſe contradictoriſch, hervorgehen, macht den Grund poſitiv und negativ zugleich, — d. h. hebt das Denken auf und giebt Wörter als Surrogat. — Die Thätigkeit wird Polarität. Sie ſpaltet ſich, ohne doch ſich zu trennen; ſie wird Einheit des Zwiefachen („a iſt nur a, weil es einem b entgegengeſetzt iſt, und umgekehrt."). So erklärt auch die Naturwiſſenſchaft die Polarität — als die Einheit einer Zweiheit. Becker aber umgekehrt als die Zweiheit einer Einheit; und überdieß einer Einheit, die nach der Spaltung noch das Ganze, die nach wie vor Thätigkeit bleibt, und nur das embryoniſch in ihr verſchloſſene Sein von ſich ausläßt. Doch anſtatt nun als Mutter und Sohn, anſtatt ſubordinirt aufzutreten, treten ſie coordinirt, treten als Schweſter und Bruder auf, ohne einmal ſich zu beſinnen, daß die Thätigkeit als formaler, das Sein als realer Begriff kein gemeinſames Genus haben, vielmehr disparate Begriffe ſind, und folglich nicht einmal einen logiſchen, geſchweige denn einen realen, einen polariſchen Gegenſatz bilden, ſondern nur ein verunglückter Ausdruck für einen ſolchen ſind. — Endlich muß auch die Gleichſtellung der Polarität mit organiſcher Differenz Bedenken erregen. Schelling *) ſtellt freilich den Magnetismus als den „allgemeinen dynamiſchen Thätigkeitsquell" der Senſibilität zur Seite; denn jener ſoll „für die allgemeine Natur eben das" ſein, „was dieſe für die organiſche iſt." Aber die Organik iſt bei Schelling eine höhere „Sphäre" als die „Dynamik," und beide keineswegs identiſch. Und wird überall der mechaniſche Prozeß vom chemiſchen, und dieſer vom organiſchen ſpecifiſch unterſchieden, ſo iſt ſchon der Begriff der Polarität als Charakter des organiſchen Proceſſes viel zu weit, und noch weiter, noch viel mehr unbeſtimmter der Gegenſatz von Thätigkeit und Sein, der auf alle irgend nur denkbaren Vorgänge paßt und von einer Specificirung des Organiſchen — als welche doch dieſer abſtracte Gegenſatz durch Beckers ganzes Syſtem geltend gemacht wird — gerade ſo weit entfernt iſt, als die logiſche Anſchauung des abſtracten Seins von der ſinnlichen Betrachtung einer Pflanze oder eines Thieres.

*) S. Schellings alte und neue Philoſophie, von J. L. Schwarz, Berlin 1844. S. 105 und S. 33.

Die Begriffe von Thätigkeit und Sein lassen allerdings überall sich abstrahiren, wo das Denken auf Einen Punkt sich fixiren und von diesem auf einen andern übergehen, d. h. einen begrifflichen Gegensatz bilden kann. Aber auf Grund dieses subjectiven Abstractionsvermögens die objective Welt, und resp. auch die Sprache, als reale, als Organismus, construiren und begreiflich machen wollen, ist mehr als irgend ein Idealismus, der das Reale absolut leugnet, sich herausnimmt. Aus der „Wiederholung" dieses allgemeinen Gegensatzes, das Besondere erklären, ist das absolute Gegentheil von dem, was man sonst unter Erklärung oder unter einer Definition versteht. Besonderung, Feststellung des Unterschiedes des Besondern vom Allgemeinen, ist das Wesen logischer Erklärung. Becker's Weise ist Aufhebung des Unterschiedes, ist Verallgemeinerung. Die Logik determinirt, um zu erklären, Becker abstrahirt in derselben Tendenz. Wer aber wird meinen, die Sachen klarer gefaßt zu haben, wenn er Begriff und Laut, Consonant und Vocal, Kehle und Lippe, Verb und Substantiv, Personen- und Dingnamen, männlich und weiblich, Prädicat und Subject, Attribut und Substantiv, Object und Prädicat, Begriff und Beziehung (Org. 17 f.) unter die allgemeine Kategorie, unter den abstracten Begriff des Gegensatzes von Thätigkeit und Sein zusammenstellt, und so die gesammte Sprache und alle ihre speciellen Verhältnisse mit der gesammten Natur gleichsam in einen Topf wirft? — Nur die qualificirte, aber nimmer die abstracte Thätigkeit, nur ein qualificirtes, nimmer ein abstractes Sein, und nur ein specifischer Gegensatz des Thätigen, welches als seiend, oder des Seienden, welches als thätig dem Bewußtsein vorsteht, kann Grund des Realen, kann Grund des specifisch Qualificirten und eines so bestimmten Organismus sein, wie er in der Sprache vorliegt. — Und wäre Thätigkeit und Sein wirklich, was dieser Gegensatz nicht ist, — wäre er organisches Princip, so wäre er immer nur Princip des Organischen, aber nicht Princip eines bestimmten Organismus, nicht Princip der Sprache. Ja, wäre er, was er nicht ist, — wäre er Princip der Sprache, so wäre er doch nur objectives, er wäre Princip des Sprachstoffs und des Sprachinhalts, aber nicht das Princip der Sprachformen, nicht das Princip ihrer Bewegung, nicht das Princip des Sprechens.

Endlich darf es auch nicht unbeachtet bleiben, wie Becker das Verhältniß der Thätigkeit zum Sein, welches er genetisch subordinirt

und physiologisch coordinirt, doch wiederum als ein logisch subordinirtes zurückstellt, indem er nämlich die Thätigkeit als Allgemeines, das Sein als Besonderes, im offenbaren Widerspruche mit der logischen Bestimmung des Prädicats und Attributs im Verhältniß zum Subjecte, geltend macht. Doch ärger noch verirrt sich das Denken, wenn er jenes Verhältniß wie ein umgekehrtes betrachtet wissen will, in welchem das Sein „vorwalte", je nachdem die Thätigkeit sich ins Sein versenke, „gebunden" — „ruhend und räumlich" — werde. Die Folgerung, daß dann jedes Glied des Verhältnisses successive in sein Gegentheil umschlagen und auf dem Wege dahin mit dem andern Gliede identisch werden könne —, die Thätigkeit zum Sein, der Geist zur Materie erstarren, und umgekehrt das Sein in Thätigkeit, die Materie in Geist sich auflösen und verflüchtigen, interimistisch aber die seiende Thätigkeit und das thätige Sein, ebenso wie ein materieller Geist und eine geistige Materie einander sich decken und identisch werden können — diese Folgerung läßt sich nicht abweisen. — Becker's organisches Princip ist in aller Hinsicht — ist logisch, physiologisch und metaphysisch — ein absolut undenkbares.

Er adhibirt aber noch ein zweites — ein logisches: „die Bedeutung" soll „die Form der Sprache erklären!" Und dieses könnte allerdings als subjectives Princip gelten. — Aber die Bedeutung kann zwiefach, sie kann als Grund der Form und auch als Wirkung derselben angesehen werden. Grund der Form ist sie im Sprechenden, Wirkung im Hörenden. Bei Becker wird dieser Unterschied nicht beachtet; es scheint ein gleichgültiger zu sein, ist es aber nicht. — Denn die Form der Bedeutung ist im Sprechenden eine andere als im Hörenden. Ein Beispiel kann dieß erläutern. Spricht man: „Ich bin dem Manne, den ich seit drei Wochen nicht gesehen hatte, gestern begegnet", so entwickelt sich im Hörenden der ausgesprochene Gedanke oder die Bedeutung ganz gleichmäßig mit der Folge der ausgesprochenen Worte; sie entwickelt sich nach der Ordnung der Sprachformen. Im Sprechenden aber ist die Form der Bedeutung eine ganz andere. Es liegt klar zu Tage, daß die Bedeutung des Wortes „begegnet", welches in der Sprachform am Ende liegt, in der Denkform des Sprechenden am Anfange, wo es das Hülfsverbum (bin) und den Dativ (dem) bestimmt, liegen muß, und daß gleichermaßen die Bedeutung des Wortes „gesehen", das am Schlusse des Zwischensatzes gesprochen

wird, ſchon am Anfange deſſelben, wo es den Accuſativ (den) regiert, gedacht worden ſein muß. — Wird aber dieſer Unterſchied nicht beachtet (und Becker gedenkt ſeiner nicht), wird die Bedeutung auf Grund der Sprachformen, nicht die Bedeutung als Grund derſelben — wird das Erzeugniß der Sprachformen, wie es bei Bk. geſchieht, zum Princip gemacht, ſo macht man die Wirkung als Grund geltend, und will aus dem Product den Grund des Producirens (wie etwa aus Zifferblatt und Stundenweiſer den Mechanismus der Uhr) erklären. Der Standpunkt, den der Grammatiker betritt, wenn er die Formen der Sprache aus ihrer Bedeutung erklären will, iſt ein ſchlechthin verfehlter.

In der heutigen rationellen Sprachforſchung aber iſt er der allgemeine. Becker erklärt *), „die Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems beſtehe darin, daß die Verhältniſſe der Begriffe und ihrer Beziehungen in der Sprache, und nicht die Form des Ausdrucks, die Grundlage deſſelben ausmachen"; — „erſt aus der vereinten Betrachtung des logiſchen und phonetiſchen Elementes der Sprache", ſo behauptet er (Org. Vorr. zur 2. Aufl.), „entſtehe die volle Erkenntniß derſelben"; und wenn „dieſe neue Ausgabe des Organism als ein von der erſten ganz Verſchiedenes erſcheine, ſo ſtehe ſie doch nicht im Widerſpruche mit der erſten, ſondern ſuche für die in dieſer auf etymologiſchem Wege gefundenen Sprachgeſetze auch eine innere Begründung durch Zurückführung derſelben auf die logiſchen Geſetze." Ja „die auf dem Wege der logiſchen Forſchung gewonnenen Reſultate" und deren Verhältniß zur „frühern phonetiſchen Entwickelung" glaubt Bk. als „eine Bürgſchaft der innern Wahrheit ſeines ganzen grammatiſchen Syſtemes" anſehen zu dürfen.

Aber ſchon die erſte Conſequenz dieſes angeblich „logiſchen" Princips entblößt die abſolut unlogiſche Natur deſſelben. In ſeiner Schulgrammatik erklärt Bk. (4. Aufl. Vorr.), daß „die logiſche Form des Satzes, deren Verhältniſſe früher noch nicht beſtimmt und in ihrem ganzen Umfange von den Verhältniſſen der grammatiſchen Form unterſchieden worden ſeien, eine beſondere Seite der Sprache, und die Darſtellung derſelben einen weſentlichen Theil der Grammatik ausmache." — Dagegen proteſtirt die Logik aufs Entſchiedenſte. Sie proteſtirt gegen den Gegenſatz einer logiſchen und grammatiſchen Form unter dem ge-

*) In der Vorr. zur 2. Abtheilung der ausführlichen deutſchen Grammatik.

meinsamen Titel „Grammatik"; sie protestirt gegen „einen wesentlichen Theil der Grammatik," der nicht wesentlich grammatisch, sondern von entgegengesetztem Wesen, nicht grammatisch sondern logisch, sein soll; sie protestirt gegen ein (Dr. 26) ihr von Seiten der Grammatik empfohlenes „Correctiv", womit diese unmittelbar die Logik und zugleich ihr eigenes „Regulativ" vernichtet. —

Es könnte freilich scheinen, als sei die Logik zu scrupulös. — Die Unterscheidung der Bedeutung des Gesprochenen von der Ausdrucksweise, von der Form, liegt so nahe, und sie in die Sprachlehre aufzunehmen, die bis dahin nur eine Classification der Formen gab, ohne ein Verständniß derselben zu vermitteln, scheint ein so wesentliches Bedürfniß für den Fortschritt der Sprachwissenschaft (für die, wie Herling sagt, „tiefere, über das gedächtnißmäßige Fachwerkeln weit hinausstrebende Richtung des jetzigen Sprachstudiums") überhaupt, wie insbesondere für die früher unbearbeitet gebliebene Satzbaulehre zu sein, daß dabei der Verstoß gegen die formale Logik, die freilich nicht gestattet, das Genus (Grammatik) auch als Species (als grammatische Form) zu subsumiren und ein Heterogenes (das Logische) als gleich wesentlich zu coordiniren, gar nicht in Betracht kommen können. — So könnte es scheinen; und so scheint es wirklich allen neuern Grammatikern.

Selbst Dr. Mager, der, wie oben (S. 14) erwähnt worden, offenbar gegen Becker's logisches Princip, als einen „wesentlichen" Bestandtheil der Grammatik, protestirt, wenn er auf Grund dieses Standpunkts bemerkt, daß Bk. „nicht in der Sprache selbst das Wesen der Sache suche", hebt doch diesen seinen eigenen Protest wiederum auf, indem er dem Beckerschen Systeme als einer „logischen und ideologischen Grammatik" (und so als einer zugestandenen contradictio in adjecto) deßungeachtet eine „relative Wahrheit" und eine absolute Berechtigung zugestehen will. — Dr. Herling dagegen baut auf den Gegensatz der „grammatischen und logischen Zergliederung" seine ganze Syntax auf. Doch unterscheidet sich bei ihm Grammatisches und Logisches keineswegs wie bei Bk. — Becker stellt (Dr. 162 ff.) die „logische Form des Satzes und der Satzverhältnisse" voran, und will unter derselben „die Einheit des Gedankens und des Begriffes" verstanden wissen, die „ihren organischen Ausdruck zunächst in der Betonung finde." Dagegen begreift er (S. 166) „unter der grammatischen Form die nach ihren Arten unterschiedenen Verhältnisse, in denen der Gedanke ent-

weder das Besondere in ein Allgemeines aufnehme, oder das Allgemeine auf ein Besonderes zurückführe"; — und „wie das Tonverhältniß vollkommen der logischen Form als der Einheit der einander untergeordneten Glieder, so entspreche die Mannigfaltigkeit der Flexion ebenso vollkommen der Mannigfaltigkeit der Arten der grammatischen Form." — Bk. läßt, wie man sieht, die grammatische Form zur logischen sich verhalten, wie die Arten oder das Mannigfaltige zur Einheit, wie das Besondere zum Allgemeinen. Bei Herling gerade umgekehrt. Er geht von der grammatischen Form aus, die er (Synt. II, 10) nicht bloß, wie Bk., in der Flexion, sondern auch in der „Stellung und Betonung mit ihren Pausen" ausgeprägt findet. „Die grammatischen Formen umfassen", wie er (I, 177) sagt, „nur die allgemeinsten Verhältnisse und die Beziehungen der Vorstellungen unter einander und auf den Redenden", wogegen sich „die logische Zergliederung nicht auf die grammatischen Formen beschränke, sondern auch in jenen allgemeinern Verhältnissen noch in abstufender" (und resp. „unbegrenzter") „Verzweigung das Besondere, z. B. Raum, Zeit und Ursachlichkeit, zu unterscheiden vermöge." — „Die grammatische Zergliederung", bemerkt Hrl. „halte sich innerhalb der Grenzen sinnlicher Anschauung, die logische folge der Reflexion auch in das Gebiet unsinnlicher und unanschaubarer Verhältnisse." — Steht Hrl. hier mit Bk. im Widerspruche, insofern er grammatische und logische Form zu einander wie Allgemeines zum Besondern stellt, und die Betonung, die bei Bk. logisches Merkmal ist, als grammatisches geltend macht, so wird der Widerspruch schneidender noch, wenn Bk. die Verhältnisse des Raumes und der Zeit, die bei Hrl. sammt der Ursachlichkeit als Reflexions- und resp. als logische Formen gelten, als Anschauungs- und resp. als grammatische Formen (Or. 171) geltend macht, die Causalität dagegen zwar (170) „eine besondere Denkform" nennt, sie jedoch als grammatische den Anschauungsformen coordinirt, und erst weiter unten (435) bemerkt, „daß das causale Verhältniß an sich nicht ein grammatisches Verhältniß von Begriffen sei, und auch in der Sprache zunächst nicht als ein solches aufgefaßt werde."

Auch das logische Princip ist, wie man sieht, bei den Grammatikern nicht zur Klarheit gediehen. Und wird es freilich von Keinem angefochten, so findet es doch nicht überall gleiche Geltung. — In Roth's Sprachlehre (3. Aufl. S. 220) werden zwar „die durch die

besondern Formen des Bezeichneten bestimmten Arten der Sätze", die man „füglich die logischen nennen" dürfe, von denjenigen Arten unterschieden, die „mehr durch die Form der Bezeichnung bestimmt, und nicht unschicklich die grammatischen genannt würden." Offenbar aber wird hier auf einen Unterschied, der auf Grund eines bloßen Plus oder Minus (eines „Mehr" oder Minder) bestimmt, und nur als ein „füglicher" und „nicht unschicklicher" (wenn freilich mit „unschicklicher" Verleugnung des logischen Tacts) beachtet wird, nur ein geringer Werth gelegt. — Bedeutender tritt dieser Gegensatz bei Götzinger ein. Er unterscheidet (Sprl. 316) „Beiordnung und Unterordnung der Sätze hinsichtlich der Form und hinsichtlich des Inhalts", nennt „den Hauptgedanken einer Satzreihe logischen Hauptsatz", und unterscheidet wiederum von diesem einen „logisch abhängigen Satz", der jedoch „grammatisch sowohl Haupt- als Nebensatz sein könne." Am treffendsten aber charakterisirt er dieß grammatisch-logische Princip und die Collisionen, die es anrichtet, mit den Worten, mit welchen er (S. 334) die Lehre „von der richtigen Verbindung der Glieder" einleitet. „In einer grammatischen Verbindung", sagt er, „brauchen die Glieder einer Verbindung nicht zu stehen; die logische Verbindung hingegen darf nicht fehlen, und jede Wort- oder Satzverbindung ist fehlerhaft, in welcher entweder gar keine, oder doch nur eine sehr entfernte Beziehung eines Gedankens zum andern zu erkennen ist." So lernt man, daß es „fehlerhaft" sei, zusammen auszusprechen, was man entweder gar nicht, oder doch kaum zusammen denken könne, und empfängt die „grammatische" Regel, daß man, um „richtig" zu regeln, nicht immer „grammatisch" zu regeln brauche!

Wie aber? — Darf man den Verstoß, der gegen die Logik mit der Subsumtion des Grammatischen und Logischen unter den Gattungsbegriff der Grammatik begangen wird, geringe und für so unwichtig achten, als es die Grammatiker thun? Darf rationelle Sprachforschung es sich erlauben, ein conträres Wesen, das Logische, wie einen gleich wesentlichen Theil des Conträren, des Grammatischen, zu behandeln (das Schwarze z. B. als einen mit dem Weißen gleich wesentlichen Theil des Weißen anzusehn), und mit dem Satze, daß man in der Grammatik grammatische und logische Formen unterscheiden müsse, zugleich Verschiedenheit und Einerleiheit des Entgegengesetzten zu proclamiren? Darf man das? Darf man den Erbfehler der heutigen Phi-

losophie, die Zweierlei ebenso leicht als Einerlei wie als Zweierlei zu betrachten weiß *), auch in die Sprachwissenschaft hineintragen? — Für die Wissenschaft sind Verstöße gegen die logischen Gesetze nichts weniger als gleichgültig.

Die logischen Gesetze sind freilich nur formale; sie bestimmen nichts über die Gültigkeit des Inhalts der Begriffe, sondern entscheiden nur über die Gültigkeit der Begriffsverhältnisse. Aber sie gründen sich auf das reale Wesen des Geistes; auf das unmittelbare axiomatische Bewußtsein desselben. Sie sind die Wächter an der Thüre des Wissens und prüfen die Ergebnisse der Anschauung. Die Anschauung —

*) Doch will dabei die Philosophie nicht ohne philosophische Kunst zu Werke gehn. So berichtet z. B. Schwarz in seiner Darstellung und Kritik der alten und neuen Philosophie Schellings (S. 124), „daß die Wissenschaft der Natur und die des Geistes dieselben Bestimmungen und Kategorien haben, und daß immer die eine Wissenschaft zu der andern hinführen müsse." „Allein die erste," so fährt er fort, „könne das Mannigfaltige in der Natur in ihrer Construction nicht erschöpfen, die zweite das absolut Einfache nicht erreichen, da sie immer die Natur, um sich bis zur höchsten Intelligenz zu erheben, als ihre Voraussetzung und Ergänzung (wenn gleich in sich) haben müsse." „Es ist unbegreiflich," sagt er, „wie aus der Einheit die Mehrheit und aus der Mehrheit die Einheit, welche zugleich Einheit und Mehrheit in sich schließt, hervorgehe." — Begreiflich, sollte man meinen, könnte das niemals werden, da nur die dichtende Phantasie aber nicht der nüchterne Verstand aus der Einheit mehr als in ihr liegt, nämlich eine Mehrheit, schöpfen kann. Aber die Identitätsphilosophie macht das Unbegreifliche begreiflich. „Beide," so wird man alsobald belehrt, — „Beide" (Einheit und Mehrheit, Geist und Natur) „verlieren sich in dem Unendlichen, welches beiden gemein ist. Es muß also noch eine höhere verbindende Philosophie geben, aus welcher jene beiden" (Geistes- und Naturphilosophie) „als Schwestern hervorgehen. Die Erkenntniß dieser höhern Philosophie ist die Vernunfterkenntniß, deren Organ die intellectuelle Anschauung ist." — So löset die „Vernunft" den Widerspruch des Verstandes, indem sie die „unbegreifliche Einheit, welche zugleich Einheit und Mehrheit in sich schließt," in „das Unendliche sich verlieren," hier, als im Gemeinsamen beider, beide sich verbinden, und dann eine „höhere verbindende Philosophie," die vor ihrer Einkehr beim Unendlichen den Verstand draußen gelassen und als „intellectuelle Anschauung" sich potenzirt hat, finden und entdecken läßt, daß sie nun begreiflich geworden sei. — Sehr wahr ist daher die Bemerkung von Schwarz (S. 162), „daß der des Organs der intellectuellen Anschauung Ermangelnde Gott als die absolute Einheit von Natur und Geist niemals erkennen kann."

ob äußere oder innere, ob sinnliche oder intellectuelle, das ist gleichviel — die Anschauung empfängt oder producirt nur Erscheinungen; sie vernimmt nur Wirkungen aber keine Gründe; was als Bild sich fügt, findet bei ihr Geltung. Aber die erste und gleichsam vorläufige Prüfung der Fugen muß das logische Denken übernehmen; und wo dieses Einspruch thut, kann man gewiß sein, daß der wissenschaftliche Gehalt mangelt. Eine Grammatik, die neben ihren grammatischen Formen logische als gleich wesentlich ihr angehörend adoptirt, und in den Gattungsbegriff einschließt; was sie im Artbegriffe ausschließt, tritt mit sich selbst in Widerspruch und hat ihren eigenen Begriff nicht begriffen; das Prädicat des Wissenschaftlichen muß entschieden ihr abgesprochen werden. — Becker meint (Org. Vorr. 2. Aufl.), „die Logik habe schon seit Aristoteles keinen rechten Fortschritt gemacht, und sei vielmehr immer mehr in Starrheit versunken"; — „der Hauptgrund dieser Erscheinung", so dünkt es ihn, „liege wohl darin, daß sich die Logik seit Aristoteles von der Sprache losgerissen habe." Hier irrt Becker; es zeigt sich anders. Ist die Logik, was ich nicht in Abrede stellen will, „in Starrheit versunken", so liegt der Grund in der nur allzu flüssig und flüchtig gewordenen Manier des logischen Denkens, die wiederum ihren Grund nicht in der Losreißung von der Sprache, sondern in der Abwendung vom Gewissen hat, welches mit dem Wissen keinesweges nur in etymologischem, sondern ebenso bestimmt in causalem Zusammenhange steht.

Schmitthenner's Principien haben zwar, so viel ich weiß, nicht weitere Anwendung gefunden, doch sind sie insofern immer noch zu beachten, als sie in andrer Weise den rationellen Charakter der neuern Sprachforschung herausstellen.

Als Princip der Entwickelung der Sprache, als „oberste Einheit" derselben, stellt Schmtth. (Urspr. 121) den Begriff des „absoluten Seins" — ein unsagbares „Es" — auf. Aus diesem unsagbaren Es läßt er simultan das sprachliche Es und das Verbum sein — „das abstracte Ding- und Zeitwort" — hervortreten, die dann beide in dritter Potenz („im Fortgange der Sprachentwickelung") zu concreten Ding- und Zeitwörtern sich entfalten. — Die Natur des Absoluten ist unbestimmt; dieses „Höhere" ist, wie S. sagt, für das „niedere Bewußtsein, von dessen Standpunkt aus die Sprache sich entfaltet hat, unzugänglich, bestimmungslos und ohne Namen." Die philosophische An-

ſchauung wird es als ein reines nehmen ſollen, aber die Reflexion findet es gemiſcht; denn es entläßt das Pronomen Es als ein „der Macht der Zeit entnommenes, in ſtarrer Beziehung auf ſich ſelbſt ſtehendes Eins", und das Verbum ſein als „ein in der Zeit Fließendes" und als „Ausdruck für das Sein in ſeiner höchſten Allgemeinheit." — „Leicht ſtehe", meint S., „zu beweiſen, daß die endlichen Sprachen von dem Deuteworte (vom Pronomen) und von dem abſtracten Zeitworte, als gleichſam hüpfenden Punkten aus, ihre Bildung begonnen haben."

Schmitthenner's Syſtem ſteht dem Beckerſchen faſt antithetiſch, und nicht nur in den Begriffen ſondern auch in den Begriffsbeſtimmungen, gegenüber. Bei Bk. iſt der Urquell der Sprache Bewegung (Flüſſiges) und Geſprochenes, bei Schmitth. ein Starr-Flüſſiges und Ungeſprochenes; bei Bk. hemmt ſich der Urquell und erzeugt das Sein, bei S. öffnet er ſich, und die hüpfenden Punkte erſcheinen; bei Bk. treten Verbum und Subſtantiv nach einander, doch ohne Unterſchied des Abſtracten und Concreten hervor, bei S. erſcheinen Ding- und Zeitwort gleichzeitig, doch geht das Abſtracte voran und das Concrete folgt nach. — Auf welche von beiden Seiten wird man die factiſche, die unter Menſchen geſprochene Sprache ſtellen wollen? Wer ſieht oder empfindet nicht, daß hier nicht Darſtellungen eines wirklichen Geſchehens vorliegen? — „Punkte" ſieht man wohl; die Namen „Deuteword" und „abſtractes Zeitwort" bezeichnen ſie: wer aber ſieht, daß ſie „hüpfen"? Entwickeltes liegt vor, aber ein Grund der Entwickelung, eine Nachweiſung des Lebendigen, welches dieſe Formen erzeugt (die Punkte hüpfend macht) iſt nirgend auch nur angedeutet. Die Zuſammenſtellung des Grammatikers gilt als Entwickelung, ſein ſubjectives zuſammenſtellendes Meinen als Entwickelungsgrund; denn die Kunſt, ſich in die Sache ſelbſt zu vertiefen, das Bild der Sache im Gemüthe des Betrachters von ihr ſelbſt zu unterſcheiden und das der innern Anſchauung Mögliche nicht ſogleich auch als real Mögliches anzuerkennen — dieſe Kunſt des wiſſenſchaftlichen Forſchers iſt nicht allen Forſchern eigen.

Denn wie hätte wohl ſonſt die Meinung aufkommen können, die Becker in ſeiner Schrift: „das Wort in ſeiner organiſchen Verwandlung" (Frkfrt a. M. 1833), durchzuführen ſucht, daß die Entwickelung in der Sprache „als eine Individualiſirung weniger allgemeiner und

unbestimmter Begriffe in die besondern unter ihnen begriffenen Arten" betrachtet und „dargestellt" werden müsse? Wie hätte Schmitthenner das „abstracte Ding- und Zeitwort" als „die hüpfenden Punkte" des Sprachsystems ansehen, und diese, wie er (Urspr. 124) zugesteht, „widersinnig und verkehrt scheinende" Theorie damit rechtfertigen mögen, daß „die einfachste Betrachtung diesen Gang als den allein naturgemäßen und richtigen zeige", indem „man die Dinge habe kennen müssen, ehe man ihnen Namen gab, und vor der Ausbildung der Sprache keine andere Bezeichnung behufs der Mittheilung möglich gewesen sei, denn durch Deuten"; — wie hätte S. so urtheilen mögen, wenn seine „Betrachtung" innerhalb der Sache gestanden, und ihm bemerkbar gemacht hätte, daß er damit nur ein Deutezeichen aber keineswegs ein Deutewort, welches als Wort auf Worte deute, als ursprünglich gerechtfertiget habe? — Diesterweg bemerkt dagegen (im „prakt. Lehrgange" S. 152), daß „der Gang der Entwickelung der Sprache, wie Bk. ihn auf historischem Wege nachgewiesen habe, beim Kinde der umgekehrte sei. Dieses fange mit dem Allerbestimmtesten an, nämlich mit der Bezeichnung der Einzeldinge, deren Namen ihm daher als Eigennamen erscheinen müssen. Später erst erweitern sich ihm mit der Vorstellung von mehrern ähnlichen Dingen die Eigennamen zu Gattungsnamen." — Und dieser Gang ist der ursprüngliche. Schon der Begriff des Abstracten hat das Concrete zu seiner Voraussetzung; und wenn, wie Bk. und alle Sprachforscher es anerkennen, die Sprache von sinnlicher Anschauung ausgegangen (Org. 63), so muß der ganze ursprüngliche Wortvorrath Ausdruck des absolut Concreten gewesen sein. Indem aber die Erfahrung sich erweitert, spalten sich die Begriffe, die Wörter bekommen Zusätze, das concrete Stammwort wird abstract; indem die Begriffsmasse im Verlauf der Zeit determinirend sich entwickelt und nach unten zu vom Concreten zum Concretern fortschreitet, wird sie nach oben zu abstract. Der entwickelte Wortvorrath führt den Betrachter allerdings, wenn er von den Stämmen zu den Sprossen fortgeht, von der gegenwärtigen abstracten Bedeutung zur concreten; aber die gegenwärtige Bedeutung ist nicht die ursprüngliche, und die Gestalt des Entwickelten zeigt nicht den Gang der Entwickelung. Das Gattungswort Mensch (hebr. Adam) war ursprünglich Eigenname. — Uebrigens muß von der determinirenden Sprachentwickelung die abstrahirende unterschieden werden, die ursprüng-

lich wie heute vom Concreten zum Abſtracten (z. B. vom Verbum thun zu den Wörtern: That, thätig, Thätigkeit) fortſchreitet.

Endlich iſt auch noch des Princips zu gedenken, welches Schmitthenner ſeiner Sprachforſchung zu Grunde legt. „Urſprache", ſagt er (Urſprl. 18), „nennen wir die Idee der Sprache. Nur durch verneinliche Beſtimmungen kann man zu dem Punkte hintreiben, wo das Urbild dem Auge der Vernunft erſcheint, und der urbildliche Begriff oder die Idee nur durch Vernunftanſchauung erfaßt werden kann. Indem wir von der erſcheinenden Sprache alles Zufällige und Unweſentliche ſcharf abſondern, dagegen das Nothwendige und Weſentliche hervorheben, und in ewiger Einheit verbunden denken, gelangen wir zu einer Idee, die wir Urſprache nennen."

Schmitthenners Princip — man darf es behaupten — iſt nicht bloß Princip des heutigen grammatiſchen Rationalismus, — es iſt faſt das allgemeine rationelle Princip. „Auge der Vernunft", „Vernunftanſchauung" nennt es ſich, und charakteriſirt ſich mit dieſem Namen, inſofern es ſich von der Verſtandesanſchauung ſondert, als abſolut ſubjectives. Die Methode dieſes Princips iſt die verneinende; „durch verneinliche Beſtimmungen treibt man zu dem Punkte hin, wo das Urbild dem Auge der Vernunft erſcheint." Doch verneint man nur „alles Zufällige und Unweſentliche"; nur dieſes ſondert man „ſcharf" ab, wogegen man „das Nothwendige und Weſentliche hervorhebt." So gelangt man zum Urbilde, — zur Idee. — Fragt man nach dem Unterſcheidungsgrunde — nach dem Kriterium des Nothwendigen und Zufälligen, des Weſentlichen und Unweſentlichen, ſo wird man nur an die „Vernunftanſchauung" gewieſen: die iſt beides, Kritiker und Kriterium. Sie conſtruirt von vorne herein das Urbild, die Idee, „treibt durch verneinliche Beſtimmungen" aus dem Endlichen Alles hinaus, was der Idee nicht zuſagt, und wird am Schluſſe des Verneinens dann freudig überraſcht, wenn nun „dem Auge der Vernunft" — das Auge der Vernunft als „Urbild erſcheint", und das Hineingeſchaute herausſchaut. So ſchaut die Sprachforſchung ihr Urbild in die Sprachen hinein und aus ihnen heraus; und die Weltforſchung, die Philoſophie, thut dasſelbe mit der Welt; eine „Vernunft", die nichts als ihr Vernehmen vernimmt, meint aus dem vernommenen Vernehmen — aus dem ſchlechthin Formalen — alles Reale entwickeln zu können. Aller Stoff in ihr iſt Dichtung unter dem Namen Idee; und das concret Gege-

bene — die concrete Sprache, die concrete Welt — dient nur als Poſtament für das Urbild — für die Dichtung.

Die heutige rationelle Sprachforſchung kann nicht als rationale gelten; ihr fehlt Alles, was ſie zur rationalen machen könnte — das beſtimmte Ziel, die Methode, die Principien. Ihre Reſultate können daher nicht wiſſenſchaftliche ſein. — Dennoch iſt es nicht überflüſſig, dieß noch beſonders nachzuweiſen. Das deutſche Sprachlehrweſen iſt aus dieſen Reſultaten zuſammengeſetzt, die Schulen ſind an ſie gewöhnt, und es bedarf daher noch der ſpeciellen Beweiſe, warum ſie nicht als Ergebniſſe ächter Sprachwiſſenſchaft gelten dürfen.

Zweiter Abſchnitt.

Die Reſultate der neuern rationellen Sprachforſchung.

Daß die Reſultate der neuern rationellen Sprachforſchung nicht wiſſenſchaftlich begründet ſein können, iſt im Vorigen erwieſen; daß ſie aber auch an und für ſich unbeſtimmt und unklar und in ſich ſelbſt wie unter einander widerſprechend ſind, das ſoll im Folgenden dargethan werden. Und dieß wird ſich ergeben, wenn die Kritik zunächſt die Beſchaffenheit der grammatiſchen Lehrſätze im Allgemeinen, ſodann die eigenthümlichen Lehrſätze der neuern Sprachforſchung und zuletzt die Lehrſätze, die aus der ältern Grammatik in die neuere herüber genommen worden, ins Auge faßt.

1.

Beſchaffenheit der grammatiſchen Lehrſätze im Allgemeinen.

Es giebt mehrere Kennzeichen, die auf wiſſenſchaftliche Gediegenheit einer Verhandlung mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen laſſen, deren Mangel dagegen den wiſſenſchaftlichen Charakter ausſchließt. Als ſolche Kennzeichen darf man die ſcharfe Beſtimmung der Begriffe und Urtheile,

einen klar hervortretenden motivirten Zusammenhang der Lehrsätze, ihre durchgreifende Anwendbarkeit auf das Lehrobject im Besondern und Einzelnen, und endlich auch die Uebereinstimmung der mit demselben Object beschäftigten Forscher achten. — Der neuern Grammatik mangeln diese Merkmale durchaus. Die unbestimmte Ausdrucksweise, deren man sich bedienen muß, um das als allgemein, als Gesetz und Regel, Festgestellte dem Besondern anzubequemen, bezeugt, daß hier noch die Methode der zufälligen Ansichten aber keineswegs eine streng wissenschaftliche Deduction das Ruder führt, und der Widerspruch der Grammatiker auf allen Punkten, wo die Sprachforschung den rationellen Charakter annehmen will, läßt gar nicht daran zweifeln, daß diese Sprachforschung noch nicht in die Reihe der Wissenschaften eingetreten ist.

a) Unbestimmte Ausdrucksweise der neuern Grammatik.

Es wird genügen, hier allein die zweite Auflage des Beckerschen „Organism der Sprache" zu berücksichtigen. Sie steht unbestritten auf dem Höhepunkt der heutigen rationellen Sprachforschung und zeigt, wie weit dieselbe ihr wissenschaftliches Bewußtsein entwickelt hat. Andere und ältere Sprachlehren drücken freilich bestimmter sich aus. Aber die größere Bestimmtheit kann auch Merkmal eines niedrigern Standpunkts sein. Wer nur die Oberfläche erklärt, wird ohne Mühe klarer sich ausdrücken, als der, der tiefer in seinen Gegenstand eindringt. Becker's unbestimmte Ausdrucksweise ist immer ein Beweis, daß sie zu bestimmen versucht, was Andere unbestimmt gelassen haben; und steht darum wissenschaftlich höher, als die bestimmtere der Andern. Aber freilich zeugt sie nur von einem wissenschaftlichen Streben, nicht vom Gelingen desselben.

Wenn Becker's begriffliche Bestimmungen in Betreff ihres Inhalts mit den Ausdrücken: „gewissermaßen" — „nicht eigentlich" — „es scheint" — durchwebt sind; wenn sie den Inhalt oft als einen unbestimmten Grad, als „mehr oder minder vollkommen und unvollkommen", wenn sie ihn als ein „Vorwalten" oder „Vorherrschen", als „schwankend", oder als „kaum zu unterscheiden" bezeichnen, so tragen sie ihre Unklarkeit und die Zeichen, daß sie Kinder einer zufälligen Ansicht, aber nicht logische Definitionen sind, an der Stirne.

Hiezu einige Beispiele. „Organische Entwickelung des Worts und des Begriffes," sagt Bk., „sind gewissermaßen Ein und derselbe

Vorgang" (Or. 62); „Ortsnamen kann man gewiſſermaßen als Collectiven von Perſonennamen anſehn" (379); „die Beziehungsform des Dativs ſteht gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen andern Beziehungsformen" (380); „das Subject wird gewiſſermaßen als Perſon aufgefaßt" (383); — „ein müßiges Attribut hat nicht eigentlich die Bedeutung eines Attributs" (269); „das Attribut unterſcheidet" (in gewiſſen Fällen) „nicht eigentlich die beſondere Art des Seins, und iſt daher nicht eigentlich ein Attribut; und ebenſo wird" (in andern Fällen) „der Begriff nicht eigentlich als Object gedacht" (443); — gewiſſe Präpoſitionen „ſcheinen die Gegenſätze des Orts nicht gänzlich auszuſchließen" (413); — „der Gedanke des Begehrens iſt zwiefacher Art, je nachdem in ihm das Wollen mit einer größern oder geringeren Entſchiedenheit über das Erkennen vorwaltet; das Wollen ſtellt ſich als das entſchieden Vorwaltende in den Heiſcheſätzen dar, weniger entſchieden iſt das Vorwalten des Wollens in einem Wunſche" (252 f.); — „Sachen unterſcheiden ſich von Perſonen auch darin, daß jene mehr als Artbegriffe, dieſe mehr als Individuen gedacht werden" (378); — „zur Einheit des Gedankens werden adverſative und cauſale Verhältniſſe vollkommen, weniger vollkommen copulative verbunden" (477); „die an ſich vollkommnere logiſche Form ſtellt ſich auch in vollkommneren Tonverhältniſſen, die unvollkommnere in unvollkommenen Tonverhältniſſen dar" (482); — „zwiſchen Adjectiv und Genitiv ſchwankt vielfältig der Gebrauch" (291); „die Form des Objects ſchwankt" (435); — „oft wird es ſchwer, ein Modusverhältniß vom andern zu ſcheiden; ſchwer zu unterſcheiden iſt die Wirklichkeit der Ausſage von der des Prädicats" (257); „das adverſative Verhältniß iſt im Beſondern von dem beſchränkenden nicht immer leicht zu unterſcheiden; auch werden ſie ſehr häufig nicht in der Darſtellung unterſchieden" (475); und „oft iſt der conceſſive Satz von einem conditionalen kaum zu unterſcheiden" (571). — Dieſe Ausdrucksweiſe — das ſieht man — abſtrahirt von ſtrenger Sonderung der Begriffe, von ſpecifiſcher Beſtimmtheit derſelben.

Und ebenſo unbeſtimmt wie der Inhalt der Begriffe wird auch ihr Umfang ausgedrückt. In dieſer Beziehung finden ſich die Ausdrücke: „oft" — „meiſtens" — „häufig" — „insgemein" — „im Allgemeinen" — wie ausgeſchüttet; und der „Ausnahmen" und „Abweichungen von der Regel" giebt es nicht wenige. Die unbeſtimmten Begriffe und Lehrſätze geſtatten nur eine ebenſo unbeſtimmte Anwen-

dung; ein Zeichen, daß sie Resultate einer oberflächlichen Induction aber nicht einer strengen Deduction sind.

„Wie im Allgemeinen" — so schreibt Bk. (Or. 340) — „die Einwirkungen der Person auf eine Sache unter die transitive Beziehungsform, so können im Allgemeinen die Einwirkungen der Sachen auf Personen unter die Beziehungsform des Genitivs gestellt werden;" „im Allgemeinen werden logische Verhältnisse in der beiordnenden, grammatische in der unterordnenden Verbindungsform dargestellt: sehr oft aber auch umgekehrt" (471); „oft ist der Grund von der Weise kaum zu unterscheiden, oft der moralische Grund vom realen in der Form des Ausdrucks nicht unterschieden" (436); „oft wird das Allgemeine als Individuelles und das Individuelle als Allgemeines dargestellt" (421); „leicht nehmen Gedanken die Form von Begriffen, und Begriffe die Form von Gedanken an" (443); „das Subject wird meistens als ein individuelles gedacht, die Art meistens durch ein Zahlwort oder den unbestimmten Artikel individualisirt" (383); im „copulativen Verhältnisse werden die Gedanken meistens in gleichem logischen Werthe mit einander verbunden und haben daher insgemein gleiche Betonung" (492); „weil der Adjectivsatz insgemein den Hauptbegriff darstellt, so folgt er immer" — (welch' ein Schluß von „insgemein" auf „immer!") — „so folgt er immer seinem Beziehungsworte nach" (573); „häufig wechseln" (in gewissen Verhältnissen) „Accusativ und Genitiv" (280); „häufig wird die Hervorhebung auch durch die Stellung bezeichnet" (572); „nicht sehr häufig individualisirt die Apposition den Begriff, bei weitem häufiger hat sie eine ganz andere Bedeutung" (281). — Eine Ausdrucksweise, wie diese, ist die Sprache der Beobachtung und Erzählung; die wissenschaftliche Geltung derselben wird unmittelbar ausgeschlossen.

Daß solche Beobachtungen auf „Ausnahmen" stoßen, liegt in ihrer Natur; daß aber solche Ausnahmen den Begriff des Organismus verleugnen, der nur als ein krankhafter abnorm gedacht werden kann, ist nicht minder gewiß. Becker's „Organism der Sprache" stellt unter die „Ausnahmen" und „Abweichungen" (S. 47) Wörter „die im An- und Auslaute gleichen Laut haben", (S. 280 f.) „substantivische Stämme abstracter Bedeutung mit einem Genitiv des Objects", (S. 293) ein „Attribut der Art" unter den „Arten des attributiven Genitivs", (331) einen gewissen „Gebrauch des Casus" anstatt

der Präpositionen, und (418) „die schwer zu erklärende Abweichung von der gemeinen Regel", daß im Deutschen die Präpositionen *nach* und zu den Dativ regieren. Ja an einer Stelle (S. 299) findet es Bk. „doch auffallend", daß, „so bestimmt auch das Gesetz für die Stellung des attributiven Genitivs hervortrete, dennoch die Sprache so häufig von diesem Gesetze abweiche." — Und gewiß wäre es mehr als nur auffallend, es wäre schlechthin unbegreiflich, wie ein *Organismus* dazu käme, gegen eins seiner „bestimmt hervortretenden Gesetze" (ob einmal oder „häufig," das ist ganz gleich) sich aufzulehnen. Aber es bleibt nur auffallend, daß das Auge der Verwunderung an der Sprache haftet, anstatt sich gegen deren Deutung und gegen angebliche „Gesetze" zu kehren, die von der Sprache nicht beachtet werden.

Die hier gerügte unbestimmte Ausdrucksweise *Becker's*, die ihre Sätze nur „gewissermaßen" bestimmt, und nur „insgemein" oder „meistens", selten absolut, gelten läßt, zeigt, daß der Forscher seines Gegenstandes nicht vollkommen mächtig, sondern erst bemüht ist, in denselben wissenschaftlich einzudringen und das Mannigfaltige seines Problems der Einheit des Begriffs zu unterwerfen. Doch ist der Begriff der Wissenschaft selbst noch nicht zur Klarheit gekommen, wenn solche unbestimmten Resultate wie Elemente eines Systems dargeboten werden. Dagegen aber wird das Wesen wissenschaftlicher Forschung in ihrem Grunde vernichtet, wo man, wie Bk., es sich erlaubt, hie und da nach Belieben gewisse Unterschiede, die entweder im Objecte gegeben oder didactisch festgestellt sind, in der Art zu beseitigen, daß man Eins fürs Andre nehmen und das Eine wie Anderes „auffassen" oder „ansehn" läßt. — Ein solches **Quiproquo** macht Bk. als didactisches Regulativ geltend, wenn er z. B. (Org. 267) „jedes Attribut, welches ein Sein auf eine Unterart zurückführt, als einen Thätigkeitsbegriff", anderswo (324) eine „Thätigkeit als ein Individuum", dann wieder (362) den Genitiv in gewissen Fällen „als einen Factitiv", (292) „Gattungsnamen als Eigennamen", (379) „Ortsnamen als Personennamen" u. s. w. „aufgefaßt" und „angesehen" wissen will. Diese Form *) stellt die subjective Meinung, das vorgefaßte Urtheil, als das Unbedingte auf; die Forschung bricht ab, der Witz tritt ein; das Factum, das Gegebene, das etwa gegen die Ansicht sich sträubt, muß sich fügen:

*) Andere Beispiele finden sich im Org. S. 338. 397. 440. 528. 570.

es wird „angesehn" und „aufgefaßt", als fügte es sich. — In solcher Stellung gegen das Lehrobject ist das Bewußtsein des specifischen Unterschiedes der Deutung und der Erklärung, der Dichtung und der Forschung, untergegangen. In solcher Stellung zum Object wird das System desselben gemacht aber nicht erkannt.

b) Widersprechende Begriffsbestimmungen der Grammatiker.

Ein zweites Merkmal der Unklarheit, die auf einem wissenschaftlichen Gebiete herrscht, ist der Widerstreit derer, die es bearbeiten. Auf dem grammatischen findet, kann man sagen, Eintracht nur insofern statt, als die gegebenen Formen sie aufdringen; man streitet nicht, was Substantiv oder Verbum, was Adjectiv oder Pronomen, was Präposition, Conjunction oder Interjection sei. Wo jedoch die Deutung beginnt, da tritt auch der Zwiespalt ein.

An den Streit der Principien darf hier nur erinnert werden; daß die Consequenzen nicht harmoniren, läßt sich voraussehen.

Insofern die sogenannten Redetheile — die Wortarten — durch ihre Formen gegeben und bestimmt sind, läßt man sie gelten; doch ihre Bedeutung überhaupt und besonders ist den Grammatikern durchaus zweifelhaft. — Einen Unterschied, der die gesammte Wortmasse in zwei Hälften scheidet, macht man zwar geltend, aber über die Namen und die Scheidungslinie ist man nicht einig.

Becker unterscheidet Begriffs- und Formwörter, Schmitthenner Nenn- und Bestimmungswörter, Götzinger Nennwörter und Verba. — Schmitthenner nimmt das Substantiv, das Pronomen und das Verbum unter die Nennwörter auf; und läßt alle andern Wortarten als Bestimmungswörter gelten. „Außer den Nennwörtern", meint er (Urspr. 125), seien „keine mehr nothwendig"; da jedoch „auch oft der Fall eintrete, daß gewisse Bestimmnisse für sich vorgestellt und bezeichnet werden müßten" (— „müßten": mithin das nicht Nothwendige nothwendig wird), so hätten sich „besondere Wortarten, als Bezeichnungen derselben, entwickelt." Woraus „entwickelt", bleibt ungewiß, denn das an die Spitze der Entwickelung gestellte „absolute Sein" ist mit den Nennwörtern (mit dem abstracten und concreten Ding- und Zeitworte) erschöpft. — Becker rechnet Substantiv, Adjectiv und Verbum zu den Begriffswörtern, alle andern Wortclassen,

doch mit Ausschluß des Adverbiums und mit Einschluß der Hülfsverben, zu den Formwörtern. Das Adverbium, so behauptet er (Or. 395) könne „in dem grammatischen Systeme als besondere Wortart keine Stelle finden"; es sei nur, „wie z. B. der Casus, eine besondere Form des Substantivs, Adjectivs und Pronoms für besondere objective Beziehungsverhältnisse", deren „ursprüngliche Flexion nicht mehr als eine wandelbare Form erscheine, sondern an dem Worte starr geworden sei." — Dieses „starr" geworden sein könnte ohne Zweifel als Besonderes gelten. Bk. sieht es dafür nicht an. Dennoch behält er den besondern Namen bei, und theilt die Adverbia (Schulgr. 173 ff.) in adverbiale Begriffs- und Formwörter. — Ueberhaupt aber kann mit der Definition des Wortes, als „der Einheit von Begriff und Laut" (Or. 12), seine Eintheilung der Wortarten nicht bestehen. Ist jedes Wort „Begriff und Laut", so sind auch alle Formwörter Begriffswörter. *) — Schwerer findet Götzinger in seinen „zwei großen Classen" (Sprl. 3. Aufl. S. 20), auf welche er, wie er sagt, „alle Wörter zurückführen" will, sich zurecht. Denn abgesehen davon, daß er sein „Nennwort in Formen gebrauchen" läßt, „in welchen es nicht mehr nennt", so weiß er auch die „Verbindungswörtchen" (die Präpositionen und Conjunctionen) nicht bei den „zwei großen Klassen" unterzubringen; er macht für diese eine dritte, und gedenkt überdieß der „Füllwörter oder Interjectionen", ohne sie zu classificiren. — Als Hauptwort unter den Wörtern machen Schmtth. und Gtzg. nach alter Weise das Substantiv geltend; Dr. H. Stephani **) das Substantiv und das Verbum; Bk. dagegen keine Wortart, sondern den „Hauptbegriff" des Satzes, das Prädicat (Schulgr. 28). Und weil bei ihm das Prädicat nicht nur Verbum, sondern auch Adjectiv oder Substantiv sein kann, so können alle drei Wortarten das „Hauptwort" hergeben; woraus denn folgt, daß keine derselben „Hauptwort" ist,

*) An einem Beispiele zeigt sich leicht das Unbegründete der Beckerschen Eintheilung. Niemand wird die Formwörter (die Präpositionen) in und vor als minder begriffliche achten, wie die Begriffswörter (die Adjective) innere und vordere; und wer dürfte wohl meinen, daß die adverbialen Formwörter rückwärts und morgen minder begrifflich seien, als die adverbialen Begriffswörter rücklings und morgens?

**) In seinen „Beiträgen zu gründlicher Kenntniß der deutschen Sprache." Erlangen 1823. 1. Bd. S. 75.

der Ausdruck ſelbſt aber bei Bk. nicht etymologiſchen ſondern ſyntaktiſchen Sinn hat.

Wie man den Caſus ſetzt, iſt nicht ſtreitig: was er aber iſt, und wie viel Caſus man im Deutſchen haben ſoll (denn daß man drei hat, weiß man wohl), iſt unentſchieden. — Einen begrifflichen Namen kennt man nicht; daß der Name „Fall" nichts beſagt, iſt klar. Den Begriff aber deutet man als „Bezeichnung der Verhältniſſe"; beſtimmter Bk. als „die eigentliche Form des ergänzenden Objects." — Was die Zahl der Caſus betrifft, ſo läßt man ſie nicht von der Sprache ſich geben, ſondern giebt ſie der Sprache. Nun duldet zwar ein Organismus nicht ein Anheften von Formen, die er nicht erzeugt; doch die Sprache ſoll es ſich gefallen laſſen. Freilich ſind es nur Namen von Formen (Geiſter ohne Leib — grammatiſche Geſpenſter), die man den wirklichen, den leiblichen Formen zugeſellt. Becker fordert (Or. 350) vier „Grundcaſus": außer Genitiv, Dativ und Accuſativ, noch den Factitiv; Herling dazu noch einen fünften, den Ablativ. Schmitthenner weiß nichts vom Factitiv. Dagegen behauptet er (Urſprl. 66), daß „auch in der deutſchen Sprache von einem Localis und Ablativ die Rede ſein müſſe", wenn, wie „natürlich", auch „diejenigen grammatiſchen Verhältniſſe, zu deren Bezeichnung die Sprache keine einfachen Formen beſitze, ſtets vor dem innern Auge gehalten würden." — „Natürlich" iſt das nicht. Grammatiſche Verhältniſſe" ſollen vom Gramma (vom Buchſtaben) beſtimmt werden, wozu es nicht des „innern", ſondern zunächſt des äußern Auges bedarf. Und wenn außerdem Schmtth. der Urſprache noch zwei Caſus aufheftet, die „in keiner Sprache vorkommen" — einen Locutiv (ſtatt deſſen jedoch „ſtets das Perſonenwort ich geſetzt") und einen Temporalis (deſſen „Function andern Caſus übertragen werde") — beide aber doch ſo unterſcheidet, daß er den Temporalis (Urſprl. 259) unter den neun „möglichen" Caſus aufführt, den Locutiv aber nicht: ſo iſt dieſes Beiſpiel nur Eins von den vielen Vergehungen der ſich als rationell achtenden Sprachforſcher gegen Dieſterweg's wohl begründete Anforderung, „nichts Erſonnenes und Willkürliches in die Sprache hinein zu tragen."

Als Beiſpiel der Deutung der einzelnen Caſus möge die Deutung des Genitivs genügen. Eine Form, ſollte man meinen, könne nur Eine Bedeutung haben. Doch dieſer Satz iſt den Sprachforſchern

ein fremder. Weil Eine Form ein mannigfaltig Bedeutendes bezeichnen kann, darum, meint man, habe die Form eine mannigfaltige Bedeutung. Und darum bezeichnen die Casus bei Bk. nicht allein ein ergänzendes Object", sondern auch den Unterschied von Person und Sache, und noch einen dritten Unterschied, nämlich den der Richtungen Woher und Wohin. Besonders reich aber macht man die Bedeutung des Genitivs, eines Casus, den Bk. (Or. 351) den „energischen, vollkommensten und auch wohl ältesten Casus" nennt. Diesen Genitiv theilt Schmtth. einmal (Urspr. 153) fünffach, weiter unten (261) siebenfach und bei Roth (Sprl. 193 ff.) neunfach ein. Bk. hat (Schulgr. 259) einen dreifachen Genitiv; eine Art derselben zerfällt in drei Arten, unter welchen auch ein „Genitiv der Verwandtschaft" sich findet. Doch will er noch außerdem (Or. 108) die beiden Genitive „der Art und des Individuums" unterschieden wissen. Gtzg. macht unter seinen fünf Genitiven (Sprl. 242) einen bemerkbar, der „auf die Fragen wann und wo" Antwort ertheile. Hrl. endlich kennt nur zwei, den objectiven und den subjectiven. — So erfährt man freilich, zu wie Vielem der Genitiv gebraucht werden kann: was aber der Genitiv ist — an und für sich ist — das erfährt man nicht.

Das Verbum — diese crux grammaticorum — ist nur gerade so weit bekannt, als der Name es besagt, — es ist Wortart; es drückt, wie Bk. (Schulgr. 4) bemerkt, „vorzugsweise den eigentlichen Inhalt des Gedankens aus." — Und der „eigentliche Inhalt"? — Der hat seinen Namen noch nicht gefunden. Sollte das Prädicat dieser „Inhalt" sein, so würde der „eigentliche Inhalt" unter drei Wortarten, unter Verbum, Substantiv und Adjectiv, vertheilt. Doch wird vorzugsweise dem Verbum bei Bk. (Or. 83) der Begriff der Thätigkeit und resp. der Bewegung untergelegt. Damit aber scheidet er es nicht vom Adjectiv und vom Substantiv: jenes, das Adjectiv soll (Schulgr. 3) immer, dieses, das Substantiv (Or. 442) oft den Begriff der Thätigkeit, beide (Schulgr. 207) oft „die grammatische Bedeutung eines Verbs" haben. Und wird zwar (Or. 82) „der Gegensatz von Thätigkeit und Sein in seiner Geschiedenheit durch das Verb und Substantiv ausgedrückt", so ist doch „schon in jedem Begriffe dieser Gegensatz zu einer Einheit verbunden"; d. h. weder Thätigkeit noch Sein, weder Verbum noch Substantiv, werden specifisch unterschieden; man weiß nur ungefähr aber nicht genau zu sagen, was Verbum und Sub-

stantiv etwa sein möchten. Das Substantiv ein thätiges Sein zu nennen, ginge an, wenn ein unthätiges zu denken gestattet würde. Das aber ist nicht erlaubt. Dagegen verbietet es sich von selbst, das Verbum als seiende Thätigkeit zu charakterisiren, da eine nichtseiende nicht denkbar ist. Was das Verbum *eigentlich* ist, kann man bei Bk. nicht lernen. — Schmtth. beschreibt es als das „in der Zeit fortfließende", als Ausdruck „für das in die Zeit gesetzte Sein." Wie aber ein abstracter Begriff, das Sein, flüssig werden, und wie die Zeit flüssig machen, und auch dann das Wesen des Verbums flüssig machen soll, wenn es ohne Zeitbegriff gebraucht wird, begreift Niemand. — Auch Götzingers Deutung, die das Verbum (Sprl. 26) als „die Form der Behauptung" den Formen des Nennens gegenüberstellt, dabei aber „Nennformen des Verbs" (S. 22), „in welchen es nicht mehr behauptet", dem „eigentlichen Verbum" entgegensetzt, wird über das Wesen des Verbums kein Licht verbreiten. Und ebenso wenig *Roth's* Erklärung, der das Verbum „Ausdruck der Copula" nennt, doch dieses einfache Merkmal nur den Hülfsverben *sein* und *werden* beilegt, allen andern aber noch den Begriff des Merkmals oder des Adjectivs zutheilt, diese im Gegensatze zu jenen, den substantiven Verben, adjective Verben nennt, und so *zwei* Arten von Verben aufführt, die aber keinen gemeinschaftlichen Gattungsbegriff haben. — Am verständlichsten drückt unstreitig Diesterweg sich aus. Er nennt (prakt. Lehrg. S. 43) „diejenigen Wörter *Verben*, welche angeben, was die Dinge *thun*, *leiden*, in welchem *Zustande* sie sich befinden, welche etwas von ihnen *melden*", und die man „Zustands- oder Meldewörter, und da sie zugleich die *Zeit* bezeichnen, auch Zeitwörter nenne." — Da hat man fünf Merkmale und vier Namen, d. h. eine lange Beschreibung; aber freilich fehlt das Eine wesentliche Merkmal und der Eine specifische Name. Das beschriebene Verbum läßt sich unterscheiden; es ist bekannt, aber nicht erkannt. *)

In Betreff der *Eintheilung* des Verbums stehen die Differenzen einander minder schroff entgegen. Allgemeine Geltung findet

---

*) *Schmitthenner* berührt den richtigen Begriff des Verbums, wenn er (Urspr. 139) bemerkt: „Bei dem persönlichen Zeitworte erscheint der Inhalt desselben als das Merkmal eines Subjects, und zwar als ein zufälliges, das wir *Zustand* genannt haben."

die Eintheilung in transitive und intransitive Verben. Außerdem aber unterscheidet man mit Rücksicht auf die Form abstracte und concrete, reine und gemischte (substantive und adjective) subjective und objective, zuständige und übergehende, zielende und bewirkende (factitive oder causative) Verben, und ist nur ungewiß, wie man die unpersönlichen, reflexiven und reciproken Verben unterscheiden und unterbringen soll. Mit Rücksicht auf den Inhalt oder auf Grund „innerer Ableitung" unterscheidet Schmtth. (Urspr. 220) neun, Roths Sprachlehre (S. 67) sechs Arten.

Wo jedoch der Widerspruch am lautesten wird, das ist bei Anfertigung der Conjugationstabelle. Hier bleiben allein die Personalformen unbestritten; über Tempus und Modus und über die Verbalformen kann man sich nicht einigen. — An die ältere Grammatik, die, der lateinischen folgend, sechs Tempusformen aufstellt, schließen Becker und Götzinger sich an; Bk. aber theilt sie in absolute und relative, Gtzg. in vollendete und unvollendete, woraus denn folgt, daß Perfect und Imperfect bei beiden in entgegengesetzter Reihe sich einordnen. Schmitthenner und Andere mit ihm (Desaga, Reinbeck) lassen neun — eigentlich drei mal drei — Zeitformen auftreten, die dann noch besonders, namentlich bei Schmtth., als **tempora graphica, historica, prophetica** unterschieden werden. — Als Hülfsverben machen Bk. und Schmtth. die bekannten drei (haben, sein und werden) geltend; doch Gtz. bedarf für seine vierte Art der Thätigkeit, für die „bewirkende" (factitive) eines vierten Hülfsverbums (machen); wogegen Desaga ein anderes viertes und dazu noch ein fünftes (die Verben sollen und wollen, die Bk. beim Modus helfen läßt) beim Tempus zu Hülfe ruft. — Doch gegen diese — wie er sie nennt — „aprioristischen Tempustabellen", die sämmtlich eine Dreitheiligkeit der Zeit als Grundform annehmen, ist unlängst Herling in seiner „vergleichenden Darstellung der Lehre vom Tempus und Modus" mit der Behauptung der ursprünglichen Zweitheiligkeit der Zeitformen aufgetreten, und hat der Dreiheit des Präsens, Präteritums und Futurums die Zweiheit eines Präsens und eines Semotums entgegengestellt.

Und auch in Betreff der Modus steht Herling in der Opposition. Macht Schmtth. (Urspr. 183 f.) die Meinung geltend, daß „ein verständiger Unterricht die Modi ihrem Begriffe nach aus ein-

ander halten", und daher „auch in der lateinischen Sprache von einem Conditionalis, Optativ und Subjunctiv die Rede sein müßte, wenn gleich ihre Formen sich verwischen", — so entgegnet Hrl. (a. a. O. S. 163): „Es giebt kein conditionales Tempus, keinen conditionalen Modus, keinen eigentlichen Optativ." Und stellen sich Bk. und Gtzg. auf die Seite des Conditionalis, als „der Form für einen Gedanken, der nicht der Wirklichkeit entspricht" (Bk. Schulgr. 38), so liest man bei Hrl. (Synt. I, 183 f.): „Keine der mir bekannten Sprachen hat mehr als drei Modus; und es verdient getadelt zu werden, den Conjunctiv der sogenannten historischen Zeiten anders zu benennen, als den der absoluten. Gleiche Ableitung der Form deutet auf gleiche, nicht leichtfertig zu übersehende, Beziehung. Der Conjunctiv — auch in den historischen Zeiten — bezeichnet an sich durchaus keine Bedingung. Aus der Annahme, daß die relativen Zeitformen eine Beziehung auf eine absolute Zeit ausdrücken, läßt sich die Präsensbedeutung des Conjunctivs des deutschen Imperfects und des griechischen Optativs schwerlich erklären; die Annahme eines Conditionalis zerhaut den Knoten, statt ihn zu lösen." — Gtzg. weicht indessen von Bk. insofern ab, als er zwar die Begriffe („bedingte Weise" und auch „Wunschweise") beibehalten, den Namen aber für Conditionalis und Optativ geändert, und beide Modi Conjunctiv, dagegen den Beckerschen Conjunctiv (des Präsens) „ungerade Rede" genannt wissen will.

Auch über die Verbalformen ist man nicht ins Klare gekommen. Wenn Adelung gegen Gottsched behauptet: „Gerundia und Supina haben die Deutschen nicht" (Sprchl. für Schulen, 3. Aufl. S. 259), so kehrt man jetzt zwar nicht zu Gottsched, aber doch zu den abstrusen Namen zurück. Wie Gottsched so benennen Schmtth. und Bk. den Infinitiv mit zu Supinum; wogegen Gtz. diesen Namen für das passive Particip, den Namen Gerundium dagegen für das active in Anspruch nimmt. Bk. will jedoch den letztern Namen dem activen Particip nur dann beilegen, wenn es adverbial, aber nicht, wenn es adjectivisch gebraucht wird. — Der Name „Mittelwort" für Particip ist fast allgemein üblich. Doch ordnet Bk. auch noch den Infinitiv diesem Namen unter; aber nicht das Adjectiv, obschon er (Or. 101) sagt, daß es „zwischen Verb und Substantiv in der Mitte stehe." — Daß der Begriff einer Mitte zunächst eine continuirliche Reihe voraussetzt und ein absolut formaler ist, der eine

zwiefache Relation (auf Anfang und Ende) in sich trägt, das hindert nicht, ihn als grammatischen Namen zu benutzen, und zwischen Form und Inhalt (zwischen adjectivischer Form und verbalem Inhalte) eine Mitte grammatisch suchen zu lassen, die logisch nimmer zu finden ist. Götzingers „Mittelverben" (ein Wiederhall von Gottscheds „Mittelgattung") gehören auch hieher.

Formen sind es, über welche die Grammatiker als solche unterhandeln sollten. Doch auf zwei Punkten verhandeln sie nur über den Sinn. Dieß findet statt bei den Adverbien und Conjunctionen. Die Classification dieser beiden Wortarten hätte unsre neuern Grammatiker warnen können, den Boden der Grammatik, die Form, zu verlassen, und ohne Ziel und Weg auf das, wie Hrl. es nennt, „unbegrenzte" Feld der „logischen Zergliederung" sich zu begeben, um „die Form aus der Bedeutung" zu erklären. Die beiden Formen der Adverbien und Conjunctionen sind von Alters her aus der „Bedeutung" erklärt worden; und die Früchte dieser Erklärung werden sich besser noch durch Zahlen als durch Namen charakterisiren lassen.

Die Adverbien theilt Gottsched in acht, Adelung in zwei und acht, Desaga in sechs, Götzinger in vier, Becker in zwei und resp. in fünf und drei Klassen. Reinbeck will nur Adelungs acht Unterklassen, die „Umstandswörter", als Adverbien gelten lassen; die „Beschaffenheitswörter" weiset er den Adjectiven zu. — Roths Sprachlehre bezieht die Adverbien theils auf die Copula, theils auf das Prädicat, giebt jenen drei und diesen zwei Klassen, und rechnet zu jenen die Adverbien der Zeit, zu diesen, die sie „Umstandswörter" nennt, die Adverbien des „Orts und der Aehnlichkeit." — Doch alle hier genannten Grammatiker werden bei dieser Wortart von der „Ursprachlehre" überflügelt. Dort liest man (S. 141): „Eine richtige Eintheilung dieser Wortart kann bei klarer Einsicht in ihr Wesen keine Schwierigkeit machen; denn die einzige logische, sachgemäße ist mit dem innern Unterschiede der Sache gegeben." — Was jedoch dieser „richtigen Eintheilung" entgegen steht, ist der Umstand, daß der „innere Unterschied" weder „gegeben", noch „sachgemäß", der angegebene aber nicht logisch ist. „Gegeben" oder objectiv ist nur die Form, das Wort: der Sinn wird dem Worte gegeben und ist subjectiv. Auch „sachgemäß" ist dieser „innere Unterschied" nicht; denn Sache der Grammatik ist die Form (das Gramma). Endlich geht den angegebenen Unterschieden die logische

Ordnung und praktische Brauchbarkeit gänzlich ab. Logisch scheint die Eintheilung nach Quantität, Qualität, Relation und Modalität: aber es sind nur vier Gefäße, von welchen drei mit resp. vier, drei und zwanzig und zwei Unterklassen verschiedenen Grades, und zwar auf Grund zufälliger Ansicht, ausgestattet sind, das eine aber, die Qualität, leer bleibt, indem die hieher gehörenden Adverbien als „depotenzirte" Adjective angesehen werden sollen.

Aehnliches Schicksal haben die Conjunctionen. Die ältern Grammatiker haben sie resp. in acht, in funfzehn, in sechszehn, in achtzehn coordinirte Klassen getheilt. Die neuern aber wissen von einem allgemeinern Unterschiede. Sie unterscheiden bei- und unterordnende Conjunctionen (Binde- und Fügewörter); kommen aber nun in Verlegenheit, wo man sie verhandeln soll, ob in der Etymologie, wohin sie als Wortart gehören, oder in der Syntax, wohin der genannte Unterschied, der nur in der Satzlehre verständlich wird, sie weiset. „Ihrem ganzen Wesen nach", sagt Gtzg. (Sprl. 173), „gehört die nähere Darstellung des Bindeworts nicht hieher" (in die Wortlehre) „sondern in die Satzlehre." — Und wie hilft man sich? Man verhandelt die eine Hälfte der Conjunctionen, die beiordnenden, in der Etymologie, die andere (oder auch, wie Gtzg. beide Hälften, und mithin die eine zum zweiten Male) in der Syntax. Dagegen ist in Betreff der speciellern Eintheilung auch bei Bk. und Gtzg. keine Eintracht zu finden: dieser giebt den Bindewörtern (unter welchen man, wie er sagt, die des Orts, der Zeit und des Maßes „oft gar nicht zu den Bindewörtern zähle") drei, jener vier Klassen, wogegen die Fügewörter bei Bk. keine Unterabtheilung, dagegen bei Gtzg. vier derselben erhalten. — Schmitthenner ist auch hier am ausführlichsten (Urspl. 144). Er fügt den bei- und unterordnenden Conjunctionen noch eine dritte Hauptclasse, die Wortheften, hinzu, die er in sieben (bei Roth in neun) Abtheilungen zerfällt. Zählt man die einzelnen Rubriken seiner Classification, so finden sich bei ihm drei und dreißig, bei Roth fünf und dreißig; und alle Arten der Conjunctionen nicht bloß deutsch, sondern auch lateinisch *) benannt. — Wer wird solche Tabelle lesen, wer studiren? — Und wollte man lernen, daß die Conjunctionen mithin und

*) Adelung führt copulative, continuative, circumscriptive, conditionale, disjunctive, adversative, concessive, causale, explanative, comparative,

folglich „folgernde", und und auch „bejahliche", weder und noch „verneinliche", theils und theils „eintheilende" Conjunctionen u. s. w. sind, so lernte man doch nur, wie man lernend nichts lernt, und wie eine Grammatik lehrend nichts lehrt. Man meint, die Conjunctionen mit solcher Eintheilung zu verdeutlichen, und sollte sich besinnen, daß die vermeinte Verdeutlichung nur durch die Deutlichkeit der Conjunctionen deutlich wird; wie überhaupt unsere Grammatik der Muttersprache ihr Licht nur dem eigenen Licht der Sprache, nur der vermeintlichen Finsterniß verdankt, welche zu erleuchten sie unternimmt. „Was man so deutsche Grammatik nennt", sagt Wckrn. (a. a. O. S. 27), „hat den Namen bekommen, wie Fenster von finster." — Ein gemeinsames Verständniß — das darf man ohne Uebertreibung behaupten — ist noch auf keinem Punkte vermittelt; noch ist auf keinem Punkte die Grammatik ihrer selbst gewiß geworden.

3.

Eigenthümliche Lehrsätze der neuern Sprachforschung.

a) Resultate des organischen Princips.

Mit dem Ausdruck „organisch" ist Becker's „Organism der Sprache" aufs reichlichste durchwebt. Kein günstiges Zeichen. Ein wissenschaftliches Werk ist gleichsam die Definition seines Titels; und es ist bekanntlich ein Fehler, wenn der definirte Begriff in der Definition als Merkmal wiederkehrt. Bei Bk. wird dieser Ausdruck zur Tinctur des Systems und verräth, daß sein Begriff nicht, wie es sein sollte, Cement desselben ist.

Daß Becker's Princip — der Gegensatz von Thätigkeit und Sein — an und für sich weder organisches Princip, noch Princip überhaupt, geschweige denn Princip des besondern Organismus der Sprache ist, das hat sich oben ergeben. — Aber auch der bloße Begriff eines organischen Princips, als Princip einer „mit innerer Nothwendigkeit" erfolgenden „Entwickelung" (Or. 11), zerfällt, wenn er,

proportionale, consecutive, illative, exceptive, restrictive und exclusive Conjunctionen auf; Andere noch außerdem ordinative, partitive, contractive, declarative, expletive, conclusive, finale, modale und temporale.

wie bei Bk., an ein hiſtoriſches Kriterium geknüpft, und „diejenige Form als die urſprüngliche" nicht nur, ſondern auch als die „eigentlich organiſche" angeſehen wird, „die in der größern Mehrheit der Sprachen, und beſonders in den vollkommener entwickelten, als die vorherrſchende hervortrete" (Or. 21). — Wie ſollte wohl da, wo Alle und Alles — alle Sprachen ſammt ihren Theilen — organiſch gedacht werden muß, ein „eigentlich" Organiſches, und dieſes nach einer zufälligen „Mehrheit der Sprachen", ausgeſondert werden? Welcher Phyſiolog wird den Organismus einer Pflanzen- oder Thierart, der die Art erklären ſoll, aus einer Mehrheit der Individuen ableiten? — So hat Bk. ſelbſt ſein Princip mißverſtanden.

Bequemer als dieß Princip, ſollte man denken, dürfte kaum eins gefunden werden; was beim Univerſum Anwendung findet, dem müßte um ſo leichter das Einzelne ſich anfügen. Dennoch zeigt die Sprache ſich oft ſpröde gegen daſſelbe. So z. B. (Or. 132), wenn es „allgemeines Geſetz" ſein ſoll, daß „Thätigkeit durch Sein und Sein durch Thätigkeit individualiſirt" werde. Da widerſpricht die Zuſammenſetzung oder Verbindung zweier Subſtantive (z. B. Weinglas, Geſchenk der Mutter) dem „allgemeinen Geſetze". Was thut nun der Geſetzkünſtler? — Er macht ein zweites, um das erſte zu ſtützen. Der individualiſirende „Hauptbegriff", ſagt er, iſt „entweder Attribut," und ſoll dann „als ein Thätigkeitsbegriff gedacht", oder er wird „als Object auf eine Thätigkeit bezogen" und dieſe ſoll dann „bei demſelben hinzugedacht werden" (beim „Geſchenk der Mutter" das Particip „kommend"). In ſolcher Weiſe wird Umdenken und Hinzudenken ein Hülfsprincip, welches dem organiſchen beiſpringt, wo die Sprache ſich ungefügig zeigt.

Aber auch dieſes Mittel reicht nicht allemal zu. Es findet ſich z. B. (Or. 303) beim „attributiven Satzverhältniſſe, in welchem der Gegenſatz von Thätigkeit und Sein zu einer Einheit geworden" ſein ſoll, „daß die mit dieſem Gegenſatze gegebene Form leicht eine Umkehrung erleidet, und das Attribut dann zum Beziehungsbegriffe und der Beziehungsbegriff zum Attribute wird (z. B. Kühle der Nacht ſt. die kühle Nacht); ein Vorgang, der," wie Bk. ſagt, „allen Sprachen mehr oder weniger geläufig ſei". — Aber dieſer Vorgang iſt ein harter Stoß ans Syſtem. Die „leichte Umkehrung" kehrt das Princip um. Können Thätigkeit und Sein ihr Weſen umtauſchen und eins ins andere „ſehr

leicht" sich verwandeln, so kann ein so wandelbarer Gegensatz nicht Princip, er kann nicht Grundgesetz sein. Ein organisches Gesetz ist ja nicht in abstracten Begriffen sondern im Naturwesen begründet. Die Nordpolarität wird keineswegs „sehr leicht" zur Südpolarität, der Nerv verwandelt sich nicht zum Muskel; wo eine solche Wandlung des Entgegengesetzten sich zeigt, da findet kein organischer, überhaupt kein realer, sondern nur ein begrifflicher, ein idealer Vorgang statt. Indessen taucht eine Reflexion wie diese im „Organism der Sprache" nicht auf. „Es scheint demnach", sagt man „daß die Sprache in der Darstellung des attributiven Satzverhältnisses mehr darauf achte, die Einheit des Begriffes, als die besondern Verhältnisse des Gegensatzes zu bezeichnen"; — mit andern Worten: „mehr darauf achte", ihren Organismus unorganisch als organisch darzustellen.

Doch eine besondere Haltung soll dem organischen Princip durch den Begriff des polarischen Gegensatzes gewährt werden. Und allerdings ist es richtig, was Bk. (Dr. 65) bemerkt, „daß die Natur sich nach einem allgemeinen Gesetze in polarischen Gegensätzen entwickele". Die ganze Natur ist polarisch, *) und jeder Organismus nur eine individualisirte Polarität. — Aber schon oben (S. 41) wurde darauf hingewiesen, daß wenn Bk. die allgemeine Polarität der besondern, der organischen, coordinire (Nord- und Südpol, Muskel und Nerv, stehen bei ihm — Dr. 16 — auf gleicher Linie), das nichts anderes heiße, als die Sprache aus der Besonderheit des Organischen in die Allgemeinheit des Polarischen hinüber führen, den entgegengesetzten Weg einer logischen Erklärung, die vom Allgemeinen zum Besondern geht, einschlagen, und verdunkeln, wo man erklären will. — Deßungeachtet hat Bk. Mühe, die Sprache auf diese allgemeinere Stufe zu stellen und sie auf allen Punkten auch nur im polarischen Lichte zu erhalten. Wo z. B. von den „Differenzen des thätigen Seins und der objectiven Beziehung" die Rede ist (Dr. 73 f.), wird bemerkt: „Man müsse wohl annehmen, daß die Sprache diese Differenzen als polarische Gegensätze auffasse; und in den meisten derselben werde auch noch leicht ein polarischer Gegensatz erkannt". Nun meint zwar Bk., eine bloße „Annahme" damit zu entschuldigen, wenn er zu bedenken giebt, daß „die polarischen Gegensätze

*) S. Wilbrand, das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur. Gießen, 1819.

eigentlich innere Verhältniſſe der Dinge ſeien, welche meiſtens nur als Verhältniſſe des Verſchiedenen in die Erſcheinung treten". Er überſieht aber, daß alle „Erſcheinung", alles Aeußerliche, nur als Verſchiedenes erſcheint, die Wiſſenſchaft jedoch eben dazu da iſt, den innern Grund des Verſchiedenen, d. h. die Einheit, auf welche das Verſchiedene ſich bezieht, nachzuweiſen, und daß mithin jede Annahme nur Verſuch einer Erklärung, aber nicht Erklärung iſt.

Doch dieß „allgemeine Geſetz des polariſchen Gegenſatzes", welches als „Annahme" ſchon eine weſentliche Schwächung erleidet, wird direct aufgehoben, indem es (Dr. 169) als beſonderes (particulares) herunter, und ein anderes beſonderes, ein „aufhebender oder verneinender Gegenſatz", ihm gegenüber geſtellt wird. Zwar ſoll auch dieſer Gegenſatz beider Gegenſätze, des polariſchen und aufhebenden, nicht ein reiner ſein; denn es wird (Dr. 170. 186) bemerkt, daß „in allen polariſchen Gegenſätzen ſchon an ſich ein aufhebender liege": aber auch hier kann die Identificirung des begrifflich Getrennten nur dazu dienen, die logiſche Verwirrung zu ſteigern. — Den Grund dafür, daß die allgemeine Polarität der Natur, welche nicht nur mit Beckers Zugeſtändniß, ſondern auch auf Grund logiſcher Nothwendigkeit in allen Naturproducten als die allgemeine gedacht werden muß, deßungeachtet im Sprachorganismus als beſondere aufgefaßt werden ſoll — dieſen Grund meint Bk. darin zu finden, daß „in dem Realen Alles Wirklichkeit ſei und es in demſelben keine Nichtwirklichkeit gebe; erſt in dem Geiſte trete der Gegenſatz von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit als eine beſondere Denkform hervor"; — „der aufhebende Gegenſatz ſtelle ſich eigentlich nur als Gegenſatz der Gedanken dar". — Es ſpringt der enorme logiſche Mißgriff, der hierin liegt, in die Augen. Bk. verwechſelt die beſprochenen Dinge mit der Beſprechung und die Polarität des Realen mit der realen Polarität, welche der Sprache als Ausdruck der Gedanken, zu Grunde liegt. Im Realen iſt freilich Alles real und nichts irreal; und wenn das Irreale gedacht wird, ſo wird das Nichtpolariſche gedacht. Das Denken aber des Irrealen und das Sprechen vom Irrealen iſt ohne Zweifel nicht minder real und nicht minder polariſch, als das Denken des Realen und das Sprechen vom Realen. — Hier hebt Beckers Standpunkt, den er in der „Bedeutung" — in den Erzeugniſſen der Function des Sprechens — genommen, den Begriff der Polarität und reſp. des Organismus geradezu auf.

Von den „Resultaten" des organischen Princips sollte hier geredet werden; bisher aber ist nur noch von mißglückten Versuchen geredet worden, das Princip gegen die Widersprüche der factisch gegebenen Sprache aufrecht zu erhalten. Und andere Resultate finden sich nicht; d. h. es finden sich keine: nur der Ausdruck, die Benennung — die absolute Präsumption — das contradictorische Gegentheil eines Resultats, eines Ergebnisses — diese allein steht da als Resultat. Wie hätte Dr. Mager den Ausdruck „Organism" bei Bk. wohl anders denn als Metapher verstehen sollen?

Nur noch einige wenige Beispiele mögen angeführt werden, wie Bk. den bloßen Namen „Organism" als Erklärung der Sache geltend macht. — So z. B. liest man (Or. 163): „die logische Form des Satzes und der Satzverhältnisse findet ihren organischen Ausdruck zunächst in der Betonung; vermittelst des Tones erkennen wir unmittelbar und mit der größten Sicherheit den Hauptbegriff des Satzes, und die innersten Verhältnisse der Sprache werden uns dadurch zugänglich". — So Becker. — Wer aber wüßte nicht, daß die Betonung nur auf einen Hörer diese Wirkung hat? Woher nimmt der Leser die Betonung? Offenbar aus den tonlosen Formen „des Satzes und der Satzverhältnisse", die in der grammatischen Form ohne allen Ton die logische Form schon so ausdrücken, daß der Leser die Betonung findet. „Organischer", im Wesen der Sprache gegründeter Ausdruck der logischen Form kann daher die Betonung nicht sein. Der Grund der Betonung liegt im Verständniß des Sprechenden oder Lesenden, aber nicht im Wesen der Sprache; und ist um so weniger noch ein „organischer", aus „innerer Nothwendigkeit" hervorgehender Ausdruck, als Bk. selbst (Or. 584) den logischen Ton oder den „Redeton" als „die freieste That des denkenden Geistes" anerkennt. Von der ausschließlich „logischen" Geltung der Betonung aber abstrahirt Bk., wenn er (Or. 584) dem „logischen" oder dem „Redeton" den „grammatischen Ton" entgegenstellt, und (S. 586) erklärt, daß „sehr oft durch den Ton Hervorhebungen des Gedankens ausgedrückt werden, die vom logischen Verhältnisse derselben unabhängig sind." Herling ist von dieser Ansicht Beckers gar so weit entfernt, daß er (Synt. II, 10) die Betonung nicht einmal auf die logische, sondern überhaupt auf die grammatische Seite der Sprache stellt.

Ein anderes Beispiel findet sich (Or. 153 f.) bei der Erörterung der „organischen Satzbildung". — „Der Geist", so heißt es dort,

„nimmt in der organiſchen Entwickelung der Begriffe die Dinge der realen Welt in ſich auf, und reproducirt ſie als ein Gegenbild in einem organiſch gegliederten Ganzen. Ihm ſind die Begriffe nur der Stoff, aus dem er ſchöpferiſch Gedanken bildet; und die organiſche Entwickelung der Begriffe wiederholt ſich gewiſſermaßen in der organiſchen Entwickelung der Gedanken *), indem der Geiſt mit der größten Freiheit — jedoch nach ihm eigenen organiſchen Geſetzen — die Begriffe mit einander in den mannigfaltigſten Verhältniſſen verbindet; und durch die in die größte Freihet aufgenommene Geſetzlichkeit giebt ſich die Bildung der Gedanken als eine organiſche Production zu erkennen". — Faßt man die Bedeutung dieſer Sätze in gedrängtem Ausdrucke zuſammen, ſo lautet er alſo: Die Gedankenbildung „giebt ſich als organiſche zu erkennen", indem ſie aus einer „organiſchen Entwickelung" und aus einem „organiſch gegliederten Ganzen" nach ihr „eigenen organiſchen Geſetzen", hervorgeht, und „gewiſſermaßen" die „organiſche Entwickelung" ihres Stoffes „in organiſcher Entwickelung wiederholt". — Viermal wird hier der Grund, zweimal die Folge „organiſch" genannt, und ſo die „organiſche Satzbildung" erklärt. Den allgemeinen Begriff des Organiſchen jedoch, der vorher (Or. 11.) „jede organiſche Entwickelung" durch „innere Nothwendigkeit" bedingt, dieſen erweitert Bk. hier inſofern, als er „organiſche Satzbildung" von „jeder organiſchen Entwickelung" Ausnahme machen, und als eine „innere Nothwendigkeit", als eine „Geſetzlichkeit, die in die größte Freiheit aufgenommen" worden, mithin als eine frei-nothwendige Entwickelung gedacht werden läßt. — Daß die Freiheit des Gebrauchs der Sprache und reſp. der Gedankenbildung nicht die Geſetzlichkeit ihrer Conſtruction bedingt, (daß Freiheit des Zweckes nicht zugleich Freiheit des Mittels iſt) und daß Freiheit überhaupt nicht organiſches Element iſt, das wird unbeachtet gelaſſen. Weil die Bedeutung, die der Sprechende den Formen giebt, von ſeiner Freiheit abhängt, darum ſollen auch die Formen, und reſp. die Satzformen, von dieſer Freiheit abhängen (ſo frei z. B. wie man den Hammer führt, ſoll man ihn auch ſchmieden können!). — Wo bleibt da der Begriff eines Organismus?

---

*) Dieſer Satz, der bei Bk. als Erklärung nachfolgt, iſt hier vorangeſchickt.

Und darum nimmt man auch keinen Anstoß daran, entschieden desorganisirende Bildungen, — „Afterformen", „rückgängige Entwickelung", „Verflachung" — in die Organisation der Sprache hinein zu tragen. — „Mit der Bildung der Sproßformen von den Stämmen", sagt Bk. (Dr. 127), „sei die organische Ableitung eigentlich geschlossen", und man könne „daher die von Sproßformen gebildeten Wörter (z. B. Traurigkeit), deren rhytmisch mangelhafte Form schon sehr fühlbar verrathe, daß sie nicht vollkommen organisch gebildet seien, und nicht wohl mit den organischen Bildungsgesetzen sich in Uebereinstimmung setzen lassen, Afterformen nennen". — Bekanntlich findet dieser Begriff sonst nur auf kranke, mithin individuelle Organismen Anwendung; hier aber wird er auf die allgemeine Sprache als organische, als gesunde, angewendet! Man läßt die „organische Ableitung schließen", wo sie factisch nicht schließt, erklärt den Ueberschuß für Afterwesen, und findet es sich dann (Dr. 128), daß „jede Sprache ihre Afterformen habe", so läßt man durch den Namen sich nicht hindern, die hinter dem „organischen" Abschluß hervortretenden „Afterformen" als eine „Bildung" zu erklären, die „durch den Entwickelungsgang der Sprache nothwendig herbeigeführt" werde. — In solcher Weise entdeckt man in der Sprache eine nothwendige Entwickelung, die „sich nicht wohl mit den organischen Bildungsgesetzen" — d. h. mit ihrer nothwendigen Entwickelung — „in Uebereinstimmung setzen lasse". — Dasselbe gilt von den „Afterpräpositionen" (Dr. 440). — „Rückgängige Entwickelung" („rückgängigen" Fortgang, einwikkelnde „Entwickelung"), „unorganischen Vorgang", sieht Bk. „häufig in den neuern Sprachen", wenn sie „starre Consonanten zu Spiranten verflachen" (Dr. 42), doch „sehr selten in abgeleiteten Sprachen", wenn „ein Uebergang der Schmelzlaute in Spiranten oder Vocale vorkommt" (45). *) — Verflachung wird Bk. (Dr. 252) beim Vocativ und Imperativ gewahr; jener soll ein verflachter Nominativ, dieser ein verflachter Indicativ sein; auch sollen (Dr. 332) „die Beziehungsformen des Genitivs und Dativs leicht in die des Accusativs sich verflachen", und „durch Verflachung" soll die „neue Form" der Declination und „die vocalische Geschlechtsendung der weiblichen Substantive" entstanden sein.

*) Trendelenburgs Wort (log. Unters. I, 76), daß „in der Natur die Entwickelung vorwärts und immer vorwärts treibe", hat hier keine Beachtung gefunden.

Doch nur ein Geringes iſt Beckers verflachter und mit Afterformen behafteter Organismus gegen den „verarmten, ermatteten, verderbten, erſtorbenen, zertrümmerten“ und aus „verſiegter Lebensquelle“ kümmerlich ſich nährenden Organismus Schmitthenners! (Urſprl. 155. 231. 272.) Denn ſo ſieht Schmtth. die neuere Sprache an. Aber wunderbar! Der Schade der Sprachen ſoll nicht Schade der Sprechenden ſein. „Offenbare Thatſache ſei es“, ſo behauptet er (276), „daß die Entwickelung des Geiſtes und die Vollkommenheit der Sprache im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen; je höher die geiſtige Bildung eines Volkes, deſto zertrümmerter, formenärmer erſcheine ſeine Sprache“. — Niemand hat ſonſt je gedacht, daß ein verdorbenes Mittel den Zweck vollkommener erreiche, als das unverdorbene: aber Schmtth. meint ſeinen Satz beweiſen zu können; und überdieß „ſehr leicht“. — „Anfangs“, ſagt er, „ſei die Thatſache auffallend“, doch „ſehr leicht die Erklärung“. — „Denn möge auch mit Recht Ausbildung der Sprache als Vehikel für geiſtige Bildung betrachtet werden, ſo ſei doch immer das Wort für den Gedanken, die Sprache für den Geiſt eine Feſſel (!), und zwar eine um ſo läſtigere, je mehr Formen ſie habe. Der gedankenarme Menſch verſtecke in einem Schwall von Worten die kümmerlichen Ideen, der ideenreiche Denker und Dichter lege elliptiſch in wenige Worte die Fülle der hohen Gedanken. Alſo hätten“, meint er, „die Volksgeiſter ſelber die Sprachen zerriſſen und zerrüttet. Wo ſie, von den Träumen des Naturlebens erwachend, zu ſich ſelbſt gekommen wären, hätten ſie, den Schmetterlingen vergleichbar, die frühere Hülle zerbrochen, um in ſchönern und höhern Geſtalten zu leben“. — Alſo erklärt rationelle Sprachforſchung „auffallende Thatſachen“. — Vehikel und Feſſel, Förderung geiſtiger Bildung und Beläſtigung des Geiſtes, ſind einerlei; ein Taubſtummer iſt ein freigeborener, ein ungefeſſelter Geiſt; Gedankenarmuth und Wortreichthum, Gedankenreichthum und Wortarmuth ſind innig und cauſal mit einander verbunden; die Sprache, der Ausdruck der Gedanken, verſchrumpft nach Maßgabe, daß die Gedanken ſich erweitern, das Gefäß wird enger, jemehr der Inhalt ſich ausdehnt; und die „Volksgeiſter“ leben vermittelſt einer „zerriſſenen und zerrütteten“ Geſtaltung „in ſchönern und höhern Geſtalten“ fort. — Das ſoll „offenbare Thatſache“ ſein!! — Die Thatſache, daß bei fortſchreitender Bildung die Endungen der Wörter geſchwächt werden, um den Stamm deſto ſtärker hervortreten zu laſſen (indem Ohr und Sinn ſchon mit leiſer Andeutung

der Beziehungen, befriedigt werden, und um so lebendiger den Kern des Gesprochenen auffassen) — diese thatsächliche Veredlung der Sprache ist es, die Schmtth. wie Zerrüttung und Zertrümmerung achtet. So dürfte ein Maurer die Zertrümmerung des Marmorblocks beklagen, aus welchem die Statue geformt wird.

Ein Resultat des organischen Princips ergiebt sich weder mit Beziehung auf das Ganze der Sprache noch mit Beziehung auf das Einzelne. Und scheint es in letzterer Hinsicht Beckern einigermaßen zu gelingen, die Wortarten vom Verbum, als der angeblichen Grund- und Urwortart, abzuleiten, so muß doch auch dieses Unternehmen beim Pronomen und beim Zahlworte, trotz aller dabei angewendeten Deutekunst, scheitern.

„Das Pronomen und die Personalendung des Verbums", sagt Bk. (Or. 200), „haben gänzlich eine und dieselbe Bedeutung; ich laufe, er läuft ist durchaus nicht verschieden von curro, currit. Doch stehen die Pronomina als Gebilde da, welche von dem ganzen übrigen Wortvorrathe gänzlich verschieden sind; sie lassen sich ebenso wenig auf ein Wurzelwort, als auf einen Wurzelbegriff zurückführen". — „Woher denn nun die Pronomina?" — „Diese Frage", sagt Bk., „lasse sich wohl nur dann beantworten, wenn man, anstatt die Personalendungen für agglutinirte Pronomina zu nehmen, umgekehrt in den Pronominen abgelöste Personalendungen erkenne". — „Werde das Pronomen so angesehen, so stehe es nicht mehr abgeschieden von dem ganzen übrigen Sprachstoffe; es entwickele sich mit dem ganzen Reichthume der vorhandenen Wortformen aus Einer gemeinsamen Wurzel, nämlich dem Verb." — So Becker.

W. v. Humboldt theilt diese Ansicht nicht. Zwar die frühere, in der Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen" ausgesprochene Meinung, der zufolge er die Agglutination als die „allgemeine Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen" ansah, hat er später (in der Einleitung zur Kawi-Sprache) wesentlich modificirt. Er beseitigt (S. 146) den Begriff der Agglutination als „ein nicht immer leicht zu erkennendes Zwitterwesen", als eine „mehr oder minder mechanische Anfügung, die nicht rein organische Anbildung sei". Aber auch diese „rein organische Anbildung", die Hmb. an die Stelle der Agglutination setzt, und die er als einen Vorgang bezeichnet, der „durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache die Suffixe aus der

Wurzel hervorbrechen" laſſe, und keineswegs „das Pronomen an das Verbum knüpfe", accommodirt ſich nicht der Auffaſſung Becker's. „Die urſprünglich ſelbſtſtändige Bedeutſamkeit der Suffixe", behauptet Hmb., „ſei kein nothwendiges Hinderniß der Reinheit ächter Flexion"; — und erkennt ſomit die Selbſtſtändigkeit der Suffixe, die Bk. (a. a. O.) nur als „einen Schein von Selbſtſtändigkeit" anſehen will, welche das Pronomen nach ſeiner Ablöſung vom Verbum „erlangt habe", als eine „urſprüngliche" an.

Doch drei Fragen, zwei rationelle und eine hiſtoriſche, ſchreiten hier ein, und zerſtören Becker's Deduction des Pronomens. — Wie kann, ſo darf man fragen, ein Organismus zu einer Ablöſung kommen, die zugleich Einpflanzung iſt? Ein ſolcher Vorgang iſt als organiſcher undenkbar; undenkbar eine Kraft, die in einem und demſelben Acte zugleich ausſtößt und einfügt. — Und weiter darf man fragen: wenn die Perſonalendung, wie bekannt, die Beziehung aufs Subject ausdrückt, und einzelne Sprachen allerdings das Subject mit der Beziehung durch die Endung bezeichnen, ſo fehlt doch immer die Bezeichnung der erſten und zweiten Perſon als Object; woher dieſe? Hat man etwa urſprünglich zwar video patrem, do patri, ſprechen können, aber erſt auf die Ablöſung der Verbalendung warten müſſen, bis man video te, do tibi, ſagen konnte? — Endlich noch eine dritte, eine hiſtoriſche Frage. Wie haben die Sprachen, deren dritte Perſon entſchieden keine Perſonalendung, ſondern nur Geſchlechtsendung hat (wie namentlich die ſemitiſchen) *), ihr Pronomen der dritten Perſon erhalten? Ablöſung, wo nichts abzulöſen iſt, kann nicht ſtatuirt werden. — Becker's Deduction des Pronomens kann dieſen Fragen nicht Stand halten; und überhaupt vor dem Weſen des Pronomens nicht beſtehen, das ausſchließlich auf das Subſtantiv ſich bezieht und auch am Verbum nur dieſe Beziehung ausdrückt, und demnach, wie in der dritten Perſon ein ſelbſtſtändiges Subſtantiv, ſo in der erſten und zweiten eben ſo ſelbſtſtändige Pronomina vorausſetzt.

Gleichermaßen ungültig wie die Deduction des Pronomens iſt die des Zahlwortes; und nur inſofern kann man zugeſtehen, daß,

*) Ich halte mich überzeugt, daß in keiner Sprache die Endung der dritten Perſon des Verbums als Perſonalendung wird nachgewieſen werden können.

wie Bk. (Or. 209) ſagt, „die Zahlwörter" (die ſonſt nichts mit dem Pronomen gemein haben) „dem Pronomen am nächſten ſtehen". — Die hiſtoriſche Ableitung des Zahlwortes vom Verbum giebt Bk. ſelbſt auf. Er bekennt, „daß es allen Nachforſchungen bisher nicht gelungen ſei, über die durch die beſondern Zahlwörter urſprünglich ausgedrückten Begriffe auch nur zu einer wahrſcheinlichen Vermuthung zu kommen". Bk. will hierin ein Zeugniß „für das hohe Alter der Zahlwörter" erkennen; doch dürfte wohl Niemand ſich vorſtellen, daß das Zählen und Sprechen von ungleichem Alter ſei. — Als eine ſehr dreiſte Behauptung aber muß man es mindeſtens anſehen, wenn ungeachtet der vergeblichen Nachforſchungen dennoch „die vollkommen entwickelte Geſtalt der Zahlwörter uns nicht daran zweifeln laſſen" ſoll, „daß ſie urſprünglich von Wurzelverben abgeleitete Begriffswörter ſind, die erſt ſpäter als Formwörter nicht mehr den urſprünglichen Begriff, ſondern nur das Zahlverhältniß ausgedrückt haben". — Woher eine ſolche zweifelsfreie Gewißheit, welcher die factiſche Sprache und die hiſtoriſche Nachforſchung nicht einmal mit einer „wahrſcheinlichen Vermuthung" zu Hülfe kommt? Woher eine Gewißheit, die in „der vollkommen entwickelten Geſtalt der Zahlwörter" eine Metamorphoſe ihrer urſprünglichen Natur erkennen will? Denn daß die Zahlwörter „ſcheinen, urſprünglich ſubſtantiviſche Benennungen von Dingen zu ſein" (wie etwa Paar, Mandel u. ſ. w.), kann nicht Grund der Gewißheit ſein; was auf einem zwiefachen Schein beruht (auf dem Schein, daß die Zahlwörter Subſtantive, die Subſtantive aber von Verben abgeleitet ſind), iſt von der Gewißheit noch weit entfernt. — Als einzig denkbare Stütze der Behauptung Beckers, daß die Zahlwörter „urſprünglich von Wurzelverben" abgeleitet ſind, könnte man nur die Definition derſelben anſehen. „Das Zahlverhältniß", ſagt Bk., „als Wiederholung des Seins als Individuums im Raume gehört der Anſchauungsform des Raumes an; weil aber die Wiederholung in der Zeit der Wiederholung im Raume entſpricht, ſo wird die Wiederholung von Thätigkeiten in der Zeit ebenfalls unter das Zahlverhältniß geſtellt"; und iſt die Zeit (Org. 182) „die allgemeine Anſchauungsform für die Thätigkeit", die Zahl aber „Wiederholung in der Zeit", ſo iſt die Zahl beſondere Anſchauungsform der Thätigkeit, und ihre „vollkommen entwickelte Geſtalt läßt nicht daran zweifeln, daß ſie urſprünglich von Wurzelverben abgeleitet iſt"; auch wenn keine Spur ſolcher Ableitung

ſich zeigt. — In ſolcher Weiſe ſucht man das Syſtem dialektiſch zu halten, wenn auch die Thatſachen widerſprechen; zu denen vornehmlich die gehört, daß die beſtimmten Zahlwörter mit Subſtantiven in der Grundform, mit Verben aber nur in adverbialer und abgeleiteter Form verbunden werden. — Uebrigens iſt es falſch, die Definition des Zählens einer mehrfachen Anzahl als Definition der Zahl geltend zu machen. Die Zahl iſt nicht Zählen, ſondern Gezähltes; iſt Product des Zählens, eines Actes in der Zeit, iſt aber nicht zeitlicher Act, iſt nicht Wiederholung, ſondern Zuſammenfaſſung im Raume. Die Zahl iſt ſimultanes, iſt zeitloſes, das Zählen ſucceſſives Setzen der Eins; und auch beim Zählen beginnt die Wiederholung erſt mit der Zwei *).

Becker's organiſches Princip — das iſt wohl klar — iſt durchaus unfruchtbar. Der leere Name vertritt die Stelle des Princips. — Sein Syſtem entwickelt ſich in der That allein auf Grund des logiſchen Princips **).

b) Reſultate des logiſchen Princips.

Die Logik, auf ihrem eigenen, auf philoſophiſchem, Gebiete ſonſt als Lehre von der Begründung der Urtheilsformen bekannt, erhält auf dem grammatiſchen eine ganz andere Bedeutung. Becker will es (Or. 168) als „ihre eigentliche Aufgabe" erkennen, „die Formen nachzuweiſen, in welche der Geiſt die realen Dinge und ihre Verhältniſſe faſſe, indem er ſie in Begriffen und Gedanken zu ſeinem Eigenthume mache." Aber die Logik ſelbſt ſtellt ſich höher. Sie weiſet nicht bloß die Erkenntnißformen nach, ſondern macht zugleich ihre Gültigkeit als

*) Wenn Krug die Zahl (ſ. Lexikon) als „das allgemeine Bild der Größe in der Zeit" definirt, ſo folgert er mit Recht, „daß die Eins ſelbſt noch keine Zahl ſei, ſondern nur der Anfang aller Zahlen". — Aber die Eins iſt nicht Anfang, ſondern Beſtandtheil aller Zahlen; wäre ſie keine Zahl, ſo wäre der Anfang nicht das Anfangende, und die Zahl beſtände aus lauter Nichtzahlen und aus lauter Anfängen; die Eins, die das Tauſend ſchließt, wäre immer nur Anfang und nicht Ende.

**) „Die Becker'ſche Weiſe", ſagt Wackernagel (a. a. O. 48), „meint, den Organismus darſtellen zu können; ſtatt deſſen aber entwirft ſie ein Syſtem, das nicht dieſer Sprache, auch nicht einmal der Sprache überhaupt angehört, ſondern ein Syſtem von Denkverhältniſſen iſt, hinter welchem die Sprache wie hinter einem Drathgitter eingetheilt erſcheint".

Formen erkennbar, damit sie als Regulativ dienen. Diesen specifischen — den kritischen — Charakter der Logik hat man freilich außer Augen setzen müssen, um ein sog. „logisches" Princip als grammatisch-dogmatisches einzuführen. — Die Logik selbst, die eigentliche, erklärt die Kinder, die unter ihrem Namen in der neuern Grammatik aufgewiesen werden, als untergeschobene und Bastarte.

Die Kritik darf hier nur einzelne Punkte, nur die hauptsächlichsten, hervorheben, um ihr Amt auszurichten. Als die erheblichern möchte man die Gegensätze „der Anschauungs- und Denkformen", der „vollkommenen und weniger vollkommenen Einheit der Gedanken", der „Cardinalbegriffe und ihrer Unterarten", ferner die Gegensätze von „Person und Sache", von „Art oder Unterart und Individuum", dann die Unterschiede der Richtungen „Woher und Wohin", der „Beziehungen der Begriffe auf einander und auf den Sprechenden", und besonders auch den Unterschied der „Beziehungen der Begriffe" und der „Darstellung in der Sprache" ansehen können: lauter Unterschiede, die sich in dem Inhalt der Sprache, im Gesprochenen, — in dem, was und wovon sprechend gehandelt werden kann — vorfinden; die jedoch die Sprache selbst und ihre Formen ebenso wenig angehen, als die Unterschiede des Gefärbten den Unterschied der Farben. — Nur der Gegensatz des „Logischen und Grammatischen" trägt einen Unterschied in die Sprache hinein, der weder in der Sprache selbst, noch im Gesprochenen einen Grund hat.

Die Sprache ist Ausdruck der Gedanken — und eben nur der Gedanken. Deßungeachtet soll (Dr. 169) „die grammatische Form des Satzes und der Satzverhältnisse" unter den „Formen des Denkens" die „eigentlichen Denkformen, in denen der Geist die Begriffe zu Gedanken verbinde", von den „Anschauungsformen, in denen der Geist die Begriffe der Dinge anschaue", unterscheiden lassen! Diese Anschauungs- und Denkformen sollen indessen (Dr. 13) „ihren Grund nicht in der sinnlichen Anschauung, sondern in der eigenthümlichen Natur unseres Denkvermögens haben, und daher dem anschauenden Geiste angehören"; — sie sind mithin „grammatische Formen", nicht des sprechenden, sondern des „anschauenden", des logischen Geistes, und darum auch ohne grammatische Form, denn man findet „die Denkformen von den Anschauungsformen nicht immer scharf geschieden." Doch schauet der anschauend denkende Geist nur Begriffe an,

während er, wenn er „eigentlich" in den „eigentlichen Denkformen" denkt, erſt wirklich zu denken anfängt, nämlich „Begriffe zu Gedanken verbindet." — „Als eine allgemeine Form des Denkens" ſoll (Or. 169) „der Gegenſatz anzuſehen" ſein. Alſo muß er auch in den Anſchauungsformen ſich vorfinden. Und doch ſoll der Geiſt in dieſen nur die Elemente der Gedanken, die Begriffe, anſchauen. — Ob Jemand in dieſem zwiefachen anſchauenden und eigentlichen Denken, welches beides doch ſeinen Grund allein im „anſchauenden Geiſte" haben ſoll, und in einem Denken in Begriffen ohne Gedanken, als Gegenſatz eines in der Form der Gedanken denkenden Denkens, ſich möchte orientiren und in dieſen „grammatiſchen Formen" logiſcher Vorgänge einige Klarheit finden können, — das muß dahin geſtellt bleiben. Bk. findet dieſe Formen „nicht immer ſcharf geſchieden": aber auch hier waltet der Charakter des Beckerſchen Princips, welches im Genus indifferenzirt, was es in den Species differenzirt, ſo daß man nach Belieben Einerlei wie Zweierlei und Zweierlei wie Einerlei denken kann. — Auf den Unterſchied der ſpeciellen Formen einzugehen, bedarf es nicht.

Enge mit dieſen Unterſchieden hängt die (Or. 477) als „vollkommen und weniger vollkommen" ſtipulirte „Einheit des Gedankens" zuſammen. „Das copulative Verhältniß", ſagt Bk., „iſt nach ſeiner ganzen Art von dem adverſativen und cauſalen Verhältniſſe weſentlich verſchieden. Die letztern ſind innere mit den höheren Functionen des Denkens gegebene Verhältniſſe der Gedanken, das copulative Verhältniß hingegen ſtellt zunächſt mehr ein äußerliches Verhältniß des Gedachten dar." — Eine logiſche Natur des grammatiſch-logiſchen Princips läßt auch hier ſich nicht ſpüren. Es bleibt beim Alten: die Identität des Genus („Einheit des Gedankens") iſt die Differenz der Species (Gedanken und Gedachtes). Da hat man auf der einen Seite Gedanken ohne Gedachtes, auf der andern Gedachtes ohne Gedanken, beide aber als „Einheit des Gedankens"; nur jene „vollkommen", dieſe „weniger vollkommen." So wird das Denken des „vollkommen und weniger vollkommen" verbunden Gedachten als ein vollkommenes und weniger vollkommenes Denken beſchrieben; und man erfährt, wenn man reflectirt, daß die copulativen Conjunctionen und und auch „weniger vollkommen" ſich denken laſſen, als das cauſale weil und das adverſative aber; ja, daß es für weil und aber der „höheren Functionen des Denkens" bedürfe!

„Entwickelung der Begriffe" ist das eigentliche Bereich des logischen Princips. Hier werden (Or. 73 ff.) als erste Ausflüsse des „Urbegriffs der Bewegung" und auf Grund der Differenz des „thätigen Seins" und der „objectiven Beziehung" zwölf Cardinalbegriffe aufgestellt; für das „thätige Sein" fünf (gehen, leuchten, lauten, wehen, fließen), doch daneben und beiläufig noch ein sechster (wachsen), als Ausdruck einer „innern Bewegung lebender Wesen" im Gegensatze zur äußern (zu gehen); und dann für die „objective Beziehung" drei „polarische Gegensätze" (geben — nehmen, binden — scheiden, verletzen — decken). Ein rundes Dutzend; — für die Sprache ein absolut gleichgültiges. Denn wären diese Cardinalbegriffe als solche wirklich im Denken begründet, so macht doch die Sprache, der Ausdruck, keinen Unterschied zwischen diesen zwölf und allen andern Verben. In der Grammatik ist diese Begriffsclassification eine müßige. In der Begriffsbestimmung aber eine verwerfliche, weil unrichtige. — Die Begriffe gehen und wachsen, als „äußere und innere Bewegung lebender Wesen", stehen unter dem höhern Begriffe leben; auch werden die Begriffe wehen und fließen, von welchen jener durch Luft und Geruch, dieser durch Wasser und Geschmack vermittelt werden sollen, nicht also erzeugt: das Wehen kommt durchs Gefühl, das Fließen durchs Gesicht zum Bewußtsein. Endlich dürfte man die Polaritäten geben — nehmen und verletzen — decken füglicher der Polarität binden — scheiden subordiniren. Wer verletzt, scheidet, wer deckt, bindet; wer giebt, scheidet und bindet, und wer nimmt, thut dasselbe.

Ein hoher Grad der Begriffsverwirrung verbindet sich mit der der Sprache absolut grundlos imputirten formalen Unterscheidung von „Person und Sache", von „Unterart und Individuum." — Denn wozu, so darf man fragen, sollte wohl eine formale Unterscheidung dienen, die der Wortsinn — das Reale der Sprache — in jedem einzelnen Falle vollkommen bestimmt unterscheidet? Und welch' einen grammatischen oder logischen Nutzen kann man haben, wenn man, um im „Organism der Sprache" sich zu orientiren, die im Wortsinne ausgedrückte Person oder Sache, die Art oder das Individuum, auch noch grammatisch oder resp. „organisch" als Person oder Sache, als Art oder Individuum, oder wohl gar umgekehrt die begriffliche Person als grammatisch-organische Sache, die Sache als Person, die Art

als Individuum, das Individuum als Art denkt, und dergestalt die im Wortsinn gegebenen Unterschiede, indem man sie zu grammatischen macht, begrifflich mit sich selbst in den schneidendsten Widerspruch versetzt? — Das heißt wahrlich die Verwirrung zum Princip der Erklärung machen, und das Kunterbunte zur grammatischen Methode!

„Der Gegensatz von Person und Sache", sagt Bk. (Dr. 91), „als Gegensatz eines thätigen und leidenden Seins, nach dem sich die Substantive in Personennamen und Sachnamen scheiden, ist in der Sprache offenbar älter, als die Unterscheidung der Geschlechter; denn diese setzt jenen Gegensatz schon voraus." — Dieser Schluß ist offenbar falsch. Geschlecht setzt, wie dieser Begriff aufgefaßt wird, einen Unterschied der Personen, nicht einen Unterschied von Person und Sache voraus. Doch ein absolut logischer Bull ist es, den besondern Gegensatz von Person und Sache, auf den der allgemeinere von Thätigem und Leidendem sich anwenden läßt, nun auch umgekehrt auf den allgemeinern anzuwenden, diesen reciproce dem besondern zu subordiniren, und nun allem Thätigen den Begriff der Person, allem Leidenden den Begriff der Sache zu substituiren!

Denn eben diese unlogische Umkehrung ist Grund, daß (Dr. 339) Subject und Object, weil als Thätiges und Leidendes, darum auch als Person und Sache aufgefaßt, und trotz dem, daß (Dr. 349) der Casus „eigentliche Form des ergänzenden Objects" ist, dennoch auch diese Objectsformen nicht bloß als Leidendes, sondern auch als Thätiges, und demnach (Dr. 378) Accusativ und Genitiv als Sachcasus, der Dativ als Personencasus angesehn und geltend gemacht werden. — „Der Genitiv", so wird gesagt, „ist ein eigentlicher Sachcasus." Dennoch werden besondere Genitive „des Subjects, des Besitzers, der Verwandtschaft", und folglich lauter Personen als Sachen bezeichnet. Ja er wird sogar (Dr. 351) als ein „selbst thätig einwirkender, die Thätigkeit des Subjects hervorrufender", — er wird als „energischer Casus" hervorgehoben, und bleibt doch Genosse des leidenden Accusativs; bleibt „eigentlicher Sachcasus." — Der Dativ, so behauptet man, werde von „allen flectirenden Sprachen übereinstimmend, in der deutschen fast nur als Personencasus gebraucht"; *) doch werde er

*) Es wäre durchaus unbegreiflich, wenn, wie Bk. (Dr. 339) berichtet, die spanische Sprache die lebenden Wesen als leidende Objects durch den

„in der deutſchen und in den alten Sprachen bei zuſammengeſetzten Verben gebraucht, bei denen er nicht die Bedeutung eines Perſonencaſus haben könne; ſehr oft habe er dieſe Bedeutung, ſehr oft aber bezeichne er auch nur ein Object, welches mit dem Subjecte mehr oder weniger (!) in einem gleichen Thätigkeitsverhältniſſe gedacht werde", wo dann „bei näherer Betrachtung" (die NB. princip̃mäßig nicht zwei Thätigkeiten und reſp. zwei Perſonen concurriren laſſen darf) „der Unterſchied von Perſon und Sache verſchwinde" (Dr. 383). Auch wird (f. S.) bemerkt, „daß der Dativ, wenn er auch nur eine Sache ausdrücke, dieſelbe meiſtens als Individuelles darſtelle", und „es ſcheine daher, daß das Perſonenverhältniß als die eigentliche Grundbedeutung dieſes Caſus anzuſehen ſei." — Man ſieht, der Dativ als „Perſonencaſus", wiewohl er „übereinſtimmend von allen Sprachen" als ſolcher proclamirt worden, dann aber ſeine Bedeutung oft hat ablegen und ſchwinden laſſen müſſen, kommt zuletzt doch nur als ein Caſus zu ſtehen, der „Perſonencaſus" zu ſein „ſcheine." Die Intelligenz wird indeſſen mit ſolchem Scheine nicht erleuchtet. — Specieller Beiſpiele von der Anwendung des Gegenſatzes von „Art und Individuum" bedarf es nicht. Ein Gegenſatz, der weder logiſchen (die Logik kennt nur den Gegenſatz von Gattung und Art) noch grammatiſchen Grund hat, verurtheilt ſich ſelbſt.

Mehr, wenn auch nicht beſſern Grund, ſcheint die Richtung zu haben, die man faſt allgemein als eine Inhärenz der Caſus anſieht. Ortsbeſtimmungen, und unter dieſen auch die Richtungen Woher und Wohin, werden (z. B. im Lateiniſchen) durch den bloßen Caſus bezeichnet. Der Grundirrthum, daß die Bedeutung des Geformten, des Ausgedrückten, die Bedeutung der Form, des Ausdrucks, ſei, waltet auch hier ob; und die Reflexion, daß Eine Form nur Eine, nicht drei Bedeutungen, wie man ſie den Caſus beilegt, haben könne, ſchützt die Grammatiker nicht vor demſelben. Ja ſelbſt die Thatſache, daß (wie im Lateiniſchen) eine und dieſelbe Ortsbeſtimmung (namentlich das Wo) durch zwei Caſus, und zwei Ortsbeſtimmungen (Woher und Wo) durch Einen Caſus ausgedrückt werden, und folglich die Richtung nicht vom Caſus allein, ſondern vom Caſus ſammt dem Verbum oder ſammt

---

Dativ bezeichnete. Doch weiter unten (360) lieſt man, daß jene Bezeichnung durch eine dem Dativ entſprechende Präpoſition geſchehe. —

der Präpoſition abhänge — dieſe Thatſache hindert nicht (Or. 418) zu behaupten, daß „der Caſus an ſich eine Richtung ausdrücke."

Daß man ſich mit dieſen „Richtungen" in Widerſprüche verwickelt, kann nicht ausbleiben. — „Die drei abhängigen Caſus, der Genitiv, Dativ und Accuſativ", ſo lehrt F. J. Horn, *) „unterſcheiden ſich nach den drei Beziehungen der örtlichen Richtung: woher? wo? wohin?" — Doch mit dem Wo können Becker und Herling ſich nicht vertragen. Es iſt allerdings nicht Richtung (d. h. es iſt nicht relative ſondern abſolute Ortsbeſtimmung); aber es verdirbt auch den nothwendig zweigliedrigen Gegenſatz — die „organiſche Differenz." Darum wird (Or. 418) behauptet: „das richtungsloſe Wo könne als ſolches nicht eigentlich durch einen Caſus bezeichnet werden"; und die Thatſache, daß es wirklich nicht nur durch Einen ſondern gar durch zwei Caſus bezeichnet werden kann und bezeichnet wird, muß per decretum ſich corrigiren laſſen, „weil der Caſus an ſich eine Richtung ausdrücke. — Aber dieſes „Anſich" iſt nicht recht klar. Denn Bk. ſieht ſeine vier „Grundcaſus" ſo an, als drückten der Accuſativ und Factitiv „an ſich" das Wohin, Genitiv und Dativ das Woher aus; wogegen Hrl. (Synt. I, 219 ff.) findet, daß der Dativ „an ſich" nebſt dem Accuſativ und Factitiv das Wohin, dagegen Nominativ, Genitiv und Ablativ das Woher bezeichnen. Dieſe Differenzen, wie der Umſtand, daß Factitiv und Ablativ an ſich im Deutſchen gar nicht exiſtiren, machen jedoch nicht zweifelhaft, daß die Caſus „an ſich eine Richtung ausdrücken."

Wo aber bleibt „das richtungsloſe Wo"? — Soll es zwar „nicht eigentlich durch einen Caſus bezeichnet werden können", ſo wird es doch in allen declinirenden Sprachen ſo bezeichnet. Und das läßt ſich nicht ignoriren. Darum wird das ſtarre Wo flüſſig gemacht. „Der Ort (das Wo)", ſagt Bk. (Or. 410), „wird immer an ſich ſchon als das differente Moment eines Gegenſatzes aufgefaßt, und in dieſes Moment wird der Gegenſatz der Richtung aufgenommen." „Das Wo, das an ſich immer als ein Gegenſatz aufzufaſſen iſt, verhält ſich in ſeiner Beziehung zu dem in das Wo aufgenommenen Gegenſatze der Richtung als ein Indifferentes" (Or. 411). „Ueberhaupt ſtellt die

*) In ſeiner Grammatik der neuhochdeutſchen Sprache, Königsberg 1837, S. 238.

Sprache gern das Wo als eine Richtung dar, und zwar als Richtung Woher; ſtrebt jedoch, das Wo von dem Woher zu unterſcheiden." (Dr. 418 f.) — Alſo ſoll es ſich mit dem „richtungsloſen Wo verhalten. Es wird als „Richtung", und zwar als „Gegenſatz", als differente Richtung, doch in ſeinem Verhalten zu ſeiner in ſich aufgenommenen Differenz, wie es „an ſich" aufzufaſſen iſt, als „Indifferenz" aufgefaßt; es wird mithin das Verhältniß des Wo zum Anſich, zum Wo, das Verhältniß zur Differenz, als ein indifferentes „aufgefaßt"; wobei denn noch zu bemerken iſt, daß die Sprache beim Wo das Gegentheil von dem „erſtrebt", was ſie „gern" thut: „gern" ſtellt ſie das Wo als Woher dar, „ſtrebt" jedoch beides zu „unterſcheiden." — Hier hat man ein Beiſpiel von der endloſen Verwirrung, in welche man dort geräth, wo man die Thatſache der vorgefaßten Meinung (dem ſog. Princip) zum Opfer bringen will. Und trotz der gewaltſamſten Deutungen gelingt es nicht, alle Anſtöße zu beſeitigen. Daß im Deutſchen bei Präpoſitionen der Richtung Wohin — bei nach und zu — der Dativ gebraucht wird, und „im Neudeutſchen das Woher nicht mehr durch den Genitiv ſondern, wie das Wo, ebenfalls durch den Dativ, auch im Lateiniſchen das Wo nicht durch den Dativ „ſondern durch den Ablativ bezeichnet wird" — dieſe „Eigenthümlichkeiten der Sprachen" wie jene „Abweichung von der gemeinen Regel" ſind, ſo bekennt man, „ſchwer zu erklären". Das indirecte Bekenntniß von der Falſchheit des Princips legt man jedoch ab, indem man das „ſchwer" zu Erklärende „nur ſo viel" als „man ſieht" und als „es ſcheint" — d. h. gar nicht — erklärt.

Ein anderes Product der Verkehrung, welche das logiſche Princip in die Sprache hineinträgt, iſt die Unterſcheidung der „Beziehungen der Begriffe auf einander und auf den Sprechenden". Bk. verſichert (Dr. 167), „die Verhältniſſe der grammatiſchen Form könnten nicht verſtanden werden, wenn nicht die letzteren als eine von den erſteren unterſchiedene Art von Beziehungen erkannt würden". Und wahr iſt es, daß ſtipulirte Verhältniſſe ohne die ſtipulirten Unterſchiede nicht verſtanden werden. Doch iſt verſtändlich Gemachtes darum noch nicht wirklich und wahr; und der hier aufgeſtellte Unterſchied iſt durchaus nur ſcheinbar begründet. Denn ſelbſt abgeſehen vom Grundfehler des Princips, daß es ſich nicht mit der Sprache, nicht mit dem Werkzeuge, ſondern mit dem Geſprochenen, mit dem Product

der Sprache beschäftiget, so begründet doch dieses Product keineswegs jene Unterscheidung der Begriffsbeziehungen. Alles Gesprochene ist Beziehung auf den Sprechenden als den Grund und Knüpfungspunkt desselben; an und für sich aber hat alles Gesprochene nur Beziehung in sich. Daß das Gesprochene ebenmäßig vom Sprechenden wie von andern Dingen handelt, ist gleichgültig und zufällig. Der Inhalt einer mathematischen Abhandlung darf auch nicht Einen Begriff enthalten, der auf den Verfasser sich bezöge; wie wiederum der Inhalt einer Selbstbiographie ausschließlich auf den Verfasser sich bezieht. Wie sollte daher die Sprache einen Unterschied begründen, den zufällige Umstände, äußere Zwecke, verwischen? — Deßungeachtet findet Bl. die besondern „Beziehungen zu dem Sprechenden" (Or. 6) „besonders im Pronomen, in den adverbialen Formwörtern des Raum- und Zeitverhältnisses (z. B. hier, dort, gestern, schon), in den Hülfsverben des Modus (können, müssen) und in den Zahlwörtern." — Aber es ist unrichtig, diesen Wortarten eine besondere, von den andern Wortarten unterschiedene Beziehung auf den Sprechenden beizulegen. Das Pronomen ich z. B. bezeichnet nicht den Sprechenden, er und du nicht Andere, dem Sprechenden Entgegengestellte. Ich bezeichnet irgend einen Sprechenden, du irgend einen Hörenden u. s. w. In den Sätzen: „er sprach zu mir: ich bin wie du", bezeichnen er und ich eine dritte Person; mir und du den Sprechenden. — Der Irrthum, der die hier in Rede stehende Unterscheidung der Beziehungen der Begriffe veranlaßt, hat seinen Grund allein darin, daß die Beziehung auf den Sprechenden nicht besonders bezeichnet werden darf. Es versteht sich von selbst, daß in den Fällen, wo die Beziehung nicht anderweitig bestimmt wird, der Sprechende der Beziehungspunkt ist. Sagt man z. B. „Hier liegt ein Buch", so bezeichnet das hier den Ort des Sprechenden; nennt man aber zwei Städte, und fügt hinzu: „hier lebt man wohlfeil, dort theuer", so sind die Städte, aber nicht der Sprechende die Beziehungspunkte.

Doch tiefer noch läßt in die Verirrung der neuern Grammatik die Entwickelung einblicken, die man mit den „Beziehungen der Begriffe" im Gegensatze „zu ihrer Darstellung in der Sprache (Or. 180. Synt. I, 182), und namentlich mit den Beziehungen derselben „auf den Sprechenden", unternimmt.

Dieſe Beziehungen, ſagt Bk., „ſind mit den Anſchauungs- und Denkformen gegeben, und entwickeln ſich auf organiſche Weiſe". — Aber Wackernagels Klage (ſ. oben S. 34) über „die Menge logiſcher Diſtinctionen, mit welchem die Schule verſchont bleiben müßte", kann auch gegen dieſe „organiſche Weiſe" gerichtet werden. — Anſchauungs- und Denkformen werden nun zergliedert. Raum und Zeit gehen als „die allgemeinſten Beziehungen", jedoch vom „Gegenſatze" bedingt, voran. Die Zeit theilt ſich in ihre drei bekannten Momente; doch werden die drei Dimenſionen des Raumes nicht eben ins Klare geſetzt, wenn Hrl. (Synt. I., 210) im Raume „Linie, Fläche" und — wiederum „Raum" (das Genus als Species), und in der Linie „die Gang- und Fallinie" und eine „unbeſtimmte Richtung", Bk. dagegen ſpecieller das „Nahe und Ferne", das „Oben und Unten", das „Wohin und Woher" unterſcheiden will. — Hierauf leitet Bk. „die Denkformen des Gegenſatzes und der Cauſalität" ein, die „als Verhältniſſe der Wirklichkeit gedacht", doch aber auch von den „Anſchauungsformen" (als wären dieſe nicht Verhältniſſe zur Wirklichkeit) und auch vom Gegenſatz derſelben (mithin Gegenſatz von Gegenſatz) unterſchieden werden ſollen. Der „Wirklichkeit" und „Nichtwirklichkeit" werden ſodann „Möglichkeit und Nothwendigkeit", ohne die Negationen derſelben, die vermeintlich von der „Nichtwirklichkeit" vertreten werden, wider ſonſtigen logiſchen Gebrauch ſubordinirt, weil ja beide „unter jene geſtellt werden könnten". — „An ſich" ſollen nur zwar dieſe beiden Kategorieen „Verhältniſſe der Gedanken" ſein, jedoch „insgemein als Verhältniſſe der Begriffe gedacht und dargeſtellt werden"; und daher „müſſe man dieſe Wirklichkeitsverhältniſſe der prädicirten Einheit von Thätigkeit und Sein als Verhältniſſe von Begriffen und als Modus des Prädicats von dem Modus der Ausſage oder des prädicirenden Gedankens" — überhaupt die Wirklichkeit des Gedachten oder des Inhalts von der Wirklichkeit des Gedankens (des ſubjectiven Denkens) — „unterſcheiden". — „Jeder Gedanke", ſagt Bk., iſt entweder Gedanke des Erkennens oder Begehrens"; und das Erkennen entweder „anſchauender" oder „angeſchauter Gedanke"; jener als „Gedanke des Sprechenden ſelbſt" und als „logiſche Wirklichkeit" (z. B. der Satz: „die Erde iſt rund"), dieſer (z. B. in den Sätzen: „Jedermann weiß, daß die Erde rund iſt") als „logiſche Möglichkeit", indem der angeſchaute Gedanke

ein „Gedanke des Sprechenden sein oder werden könne". — Ueber Beispiele, wie etwa: „ich weiß, die Erde ist rund", dessen zweiten Satz Niemand wie logische Möglichkeit ansehen wird, — oder über die Sätze: „er meint, zwei mal drei sei sieben", dessen zweiter Satz nimmer „ein Gedanke des Sprechenden sein oder werden kann", — über solche Anstöße an ihre Definitionen setzt die „organische Weise" sich hinweg. — Sie geht zur Causalität selbst über. — „Das Prädicat", sagt Bk., „werde in dem Verhältnisse der Möglichkeit und Nothwendigkeit gedacht, wenn es in die Denkform der Causalität aufgenommen und in dem Verhältnisse zu einem Grunde gedacht werde". Den Grund, und gleicherweise Möglichkeit und Nothwendigkeit, unterscheide man als realen („einer realen Thätigkeit"), als moralischen („einer freien Willensthätigkeit") und als logischen („eines Urtheils"), der „eben sowohl in der realen Wirkung als in dem realen Grunde liegen könne". Weiter unten (Or. 188. 437) erscheint noch ein adversativer Grund neben einem möglichen, und außerdem (Or. 170) „bei den organischen Dingen" ein „innerer und äußerer Grund". Hrl. stellt (Synt. I., 239) die „Beziehung der Adversative zur Concessive" mit der „Beziehung der Vergleichung" zusammen, nachdem er vorher die „logischen Casus" (Genitiv, Factitiv, Ablativ), wie sie im Deutschen „in realer, moralischer und logischer Beziehung durch Präpositionen umschrieben werden", erörtert hat. Einen logischen und realen Factitiv unterscheidet auch Bk. (Or. 348), bemerkt jedoch, daß „die Sprache nicht genau zwischen der realen und logischen Wirkung unterscheide". — Dieß sind die „Beziehungen der Begriffe auf den Sprechenden". Die andre Art, die Beziehungen derselben „auf einander" scheidet sich (Org. 197) „in die prädicative und objective Beziehung"; indem „die attributive mit der prädicativen Ein und dasselbe Verhältniß sei". Und so schließt sich der grammatisch-logisch-„organische" Begriffsbau, der sodann dem Sprachbau untergelegt wird, um den Organismus desselben zu erklären; ohne daß man sich an die specifische Differenz der Organisation einer Schale und ihres Kernes erinnert.

Ist Logik in dieser prätendirten „logischen" Entwickelung? — Wer könnte hier wohl die Logik vertreten sehn? — Was „an sich" Gedanke ist, soll „insgemein" als „Begriff", das Zwiefache soll als Einfaches „gedacht", als Nichtgedanke gedacht, und das Einfache

ſoll als Gedachtes ohne ein Anderes denkend verbunden werden. Die „prädicirte Einheit", das Prädicat, will man von der Ausſage, vom „prädicirenden Gedanken", einen denkenden Gedanken vom gedachten Gedanken unterſcheiden, und ein Product des Denkens, den Gedanken, zugleich als Producenten, der ſich ſelbſt producirt, denken! Vergeſſen ſoll man, daß ein Prädicat nur als Theil der Ausſage Prädicat iſt, und eine Ausſage nur im Prädicat ihren Modus hat! Dieß ſoll man vergeſſen; von dem Zugeſtändniß aber (Dr. 238), daß „in der Sprache ſelbſt die Modus des Prädicats und der Ausſage oft verwechſelt würden", und „man ſich nicht wundern dürfe, wenn die Grammatik ſie oft verwechſelt hätte", — von dieſem Geſtändniß ſoll man ſich nicht erinnern laſſen, daß der in Rede ſtehende Unterſchied der Modus ohne Zweifel ein fingirter ſein müſſe! — Und wie man einen denkenden und gedachten Gedanken zu unterſcheiden meint, ſo ſoll man auch in zwei verbundenen Sätzen einen anſchauenden und angeſchauten, ſoll von zwei ausgeſprochenen und darum wirklichen, hör- oder ſichtbar gemachten, Gedanken doch den einen als den nur möglichen zu unterſcheiden wiſſen, und logiſch ſich damit vertragen, daß man in zwei Sätzen (z. B. „Jedermann weiß, daß die Erde rund iſt") zwei activ anſchauende Subjecte und zwei paſſiv angeſchaute Objecte — einen den angeſchauten Gedanken anſchauenden Denker, und einen ſein Gedachtes, und reſp. ſich ſelbſt, anſchauenden Gedanken — in dem Einen Sprechenden anſchaue! Einen grammatiſch-logiſchen Unterſchied ſoll es conſtituiren, je nachdem der Sprechende ſeine Gedanken unmittelbar oder mittelbar empfängt; die „runde Erde", die er anſchaut, wird in ihm eine „anſchauende" und nur in allen Andern bleibt ſie, was ſie iſt, eine angeſchaute. Alſo läßt man das Erkennen — das pſychologiſche — grammatiſch erkennen! — Neben dieſes Erkennen ſtellt man das Begehren, als die zweite pſychologiſche Abtheilung des Inhalts der Gedanken. Doch die Bemerkung (Dr. 252), daß „in dem Gedanken des Begehrens auch ein Gedanke des Erkennens liege", führt nicht zur zweiten nahe liegenden, daß alles Denken wohl nur ein Erkennen, und alles Geſprochene nur Erkanntes, und mithin der pſychologiſche Unterſchied des Grundes der Gedanken keineswegs zugleich ein grammatiſcher des Ausdrucks derſelben ſein dürfte. Selbſt der Umſtand, daß dem Begehren ein ſo beſchränkter Raum (nur der Imperativ und das

Wünſchen) in der Sprache eingeräumt, dagegen die dritte pſychologiſche Function, das Gefühl — obwohl daſſelbe auch in der Sprache vermittelſt der Interjectionen ſich laut macht — ganz ausgeſchloſſen, und etwa nur (Dr. 301) mit einem Theile gewiſſer „müßigen Attribute“ — mit „gemüthlichen Beziehungen“ — abgefunden wird — ſelbſt dieſer Umſtand läßt an der defecten pſychologiſchen Partition nicht irre werden. — Weil „die Sprache“, wie Schmitth. (Urſprl. 266) erklärt, „Ausdruck ſei der geſammten Menſchennatur“, darum ſei „die Redeweiſe und Redeform theils im Dienſte des Erkenntnißvermögens, theils im Dienſte des Begehrungsvermögens“. — In ſolcher Weiſe legt eine „organiſche Weiſe“ ihr logiſches Regulativ gefangen! — Was endlich die Arten der Gründe anbetrifft, die man in der „Denkform“ zu finden meint, ſo iſt zunächſt nur das gewiß, daß allerdings das Denken weit und beweglich genug iſt, um alle nur möglichen Gründe in ſich aufzunehmen, aber keineswegs ſo viele „Formen“ in Bereitſchaft hat, als es cauſal verbundene Begriffe giebt. Dann aber widerſprechen auch die ſogenannten „Denkformen“, die auf Grund des Urſprungs cauſaler Begriffsverbindungen dieſelben als reale, als logiſche und als moraliſche unterſcheiden wollen, den logiſchen Formen des Denkens geradezu. Mit aller Entſchiedenheit, die ein begründetes und mithin nothwendiges Denken charakteriſirt, fordern ſie, daß „die Beziehungen der Begriffe“, in welche dieſe, nachdem ſie fertig geworden, im Denken eingehen, nicht mit der Frage nach ihrer Entſtehung (ihr Sein und Weſen nicht mit ihrem Werden) vermengt, und die unlogiſche Mengerei ſogar durch Zuſammenſtellung diſparater Namen, eines metaphyſiſchen, ethiſchen und logiſchen, offenbar gemacht werde. In ſolcher Weiſe, die aller logiſchen Haltung ermangelt, kann unmöglich auch nur eine entfernte Spur einer „organiſchen“ Begriffsentwickelung ſich vorfinden.

Warum ſie hier abbricht, iſt nicht erkennbar. Herling (Synt. I, 178) giebt ihr „unbegrenzten“ Spielraum; will jedoch „nur bei den allgemeinſten Gliedern ſtehen bleiben“, und bemerkt (180), daß „Jedem wohl verſchiedene Sprachlehren voll ſolcher logiſchen Verzweigungen bekannt ſein werden, die weit über das Bedürfniß der Sprache hinausſchreiten“. — Wie weit ſich aber wohl „das Bedürfniß der Sprache“ — des Ausdrucks der Gedanken — in die „logiſche Eintheilung“ hinein erſtrecken möge, bleibt unbeſtimmt. Darf der

Begriff entſcheiden, ſo hört das Bedürfniß des Ausdrucks da auf, wo die „logiſche Eintheilung", die Eintheilung des Ausgedrückten, anfängt. — Wie aber kommt man wohl dazu, in die Sprachlehre, in die Lehre vom Ausdruck, eine Lehre vom Ausgedrückten einzuſchieben? Wie man dazu kommt, zeigt Becker. Er ſagt (Dr. 180): „Bei der Vergleichung der beſondern Sprachen wird man bald gewahr, daß ſie zwar im Allgemeinen übereinſtimmend dieſelben Arten von grammatiſchen Beziehungen ausdrücken, daß aber beſondere Arten von Beziehungen in der einen Sprache mannigfaltiger unterſchieden werden als in der andern. Es drängt ſich daher die Frage auf, wie ſich die grammatiſchen Beziehungen der Begriffe in dem Gedanken zu ihrer Darſtellung in der Sprache verhalten, und ob alle, in und mit dem Gedanken organiſch entwickelten Beziehungen auch nothwendig in der Sprache ihren Ausdruck finden; und man werde bald gewahr, daß man allerdings zwiſchen den Beziehungen in dem Gedanken und ihrem Ausdruck in der Sprache unterſcheiden müſſe". — Der Schluß iſt allerdings richtig; die Prämiſſen aber ſind falſch; und darum findet die weitere Conſequenz, daß eine Sprachlehre von den Beziehungen in dem Gedanken durchaus abſtrahiren müſſe, keine Anwendung. Denn wider alle logiſche Ordnung nennt man die vom Ausdruck in der Sprache unterſchiedenen Beziehungen „grammatiſch" — d. h. ſprachlehrliche, und will darum in der Sprachlehre lehren, was man von der Sprache unterſcheidet und abſondert. — So abſtrahirt man von der ſelbſt (Dr. 181 u. a. a. O.) aufgeſtellten Definition der Sprache, als „des organiſchen Ausdrucks des Gedankens", vermengt Sprache und Geſprochenes, Ausdruck und Ausgedrücktes, und ſchleppt mit ſolcher Vermengung unter dem Titel einer grammatiſch-organiſchen Begriffsentwickelung einen Wuſt in die Sprachlehre herein, unter welchem auch noch der einzige wiſſenſchaftliche Gehalt der ältern Grammatik — die grammatiſche Form — untergeht und begraben wird. „Schützt mich", ruft Wckrn., „vor den Freunden des deutſchen Sprachunterrichts!" Und der praktiſche Schulmann wehrt mit Recht den Theoretiker ab, ohne damit einem Streben, deſſen Mißlingen einen außer demſelben liegenden Grund hat, die ſchuldige Achtung zu verſagen.

Im Bisherigen haben die neuern Grammatiker die Identität des Grammatiſchen und Logiſchen ihren Diſtinctionen zu Grunde gelegt;

es bleibt noch übrig, ins Auge zu faſſen, wie ſie mit der Differenz verfahren, deren Darſtellung namentlich in der Satzlehre, wie ſchon bemerkt, „einen weſentlichen Theil der Grammatik ausmachen“ ſoll.

Wie Becker und Herling den Gegenſatz des Grammatiſchen und Logiſchen verſchieden auffaſſen, iſt bereits oben (S. 45 f.) dargelegt worden. Hier darf nur noch die Anwendung deſſelben zur Sprache kommen.

Schon die Unterſcheidung eines grammatiſchen und logiſchen Subjects giebt einen Beweis für die Unklarheit dieſes Gegenſatzes bei ſeinen Vertretern. Becker ſagt (Schulgr. 213): „Das Subject ſteht insgemein im Nominativ an der Spitze des Satzes.“ Dem aber iſt nicht ſo. Im Nominativ ſteht das Subject allemal; ſeine Stellung dagegen iſt durchaus unbeſtimmt. Bk. fährt fort: „Das auf dieſe Weiſe“ („an der Spitze“) „dargeſtellte Subject iſt oft nicht das eigentliche Subject“ (z. B. in den Sätzen: „es brauſt der Wald“, „es wanken ganze Regimenter“). „Man nennt alsdann das nur in der Form des Satzes dargeſtellte Subject“ (Es) „das grammatiſche und das eigentliche Subject“ (Wald, Regimenter) „das logiſche“. — Wenn jedoch, wie Bk. (Schulgr. 209) und mit ihm jeder andere Grammatiker erklärt, die Flexion Ausdruck der grammatiſchen Form iſt, ſo iſt das Subject „Regimenter“, welches die Pluralflexion „wanken“ regiert, unſtreitig das grammatiſche Subject. Was dabei das Subject „Es“ bedeute, bleibt zu erledigen. — Damit aber fällt auch hin, was Bk. (Schulgr. 209) von der Inverſion, oder vom Unterſchiede einer „ungewöhnlichen“ Wortfolge von der „gemeinen“ ſagt, die er ebenmäßig als „logiſche“ und „grammatiſche“ unterſcheiden, und jene, die logiſche, als die „beſonders hervorhebende“ bezeichnen will. Die Grammatik hat es jedoch nicht mit Gewohnheiten, ſondern mit Geſetzen zu thun. Als grammatiſche iſt die Inverſion mit der entgegengeſetzten Form gleichgeltend; und das beſonders hervorhebende Moment derſelben iſt kein Grund, eine ſogenannte logiſche oder „ungewöhnliche“ Wortfolge von der andern, als der „gemeinen“ zu unterſcheiden. Die Sprache ſelbſt, die ſo häufig die ſog. Inverſion (z. B. auch beim Genitiv) anwendet, ohne darum aus dem Grammatiſchen ins Nichtgrammatiſche oder „Logiſche“ überzuſchlagen, widerſpricht dieſer Unterſcheidung; und gleicher Weiſe Herling, inſofern er (Synt. II, 10) Stellung und Betonung als Merkmale der grammatiſchen Form geltend macht.

Doch die eigentliche Geltung empfängt der Gegensatz des Grammatischen und Logischen erst in der Satzlehre; und namentlich in der Syntax des zusammengesetzten Satzes. Um aber diesen zu prüfen, muß zuvor die Erklärung des einfachen Satzes geprüft werden.

„Es war ein höchst fühlbarer Mangel der bisherigen Grammatik," sagt Schmtth. (Urspr. 267), „daß sich nach ihren Grundsätzen keine Satzformenlehre aufstellen ließ." — „Doch liegt auch hier die Wahrheit so ganz in der Nähe und ist zum Erstaunen einfach. Ist das Urtheil, was wohl Niemand bestreiten wird, eine zusammengesetzte, oder, anders gefaßt, eine entwickelte Vorstellung, so ist auch der Satz ein zusammengesetztes oder ein entwickeltes Wort, und seine Verhältnisse sind mit denen des Wortes einerlei. Die Satzformenlehre kann nichts anders sein, als eine nur höher potenzirte Wortformenlehre." — Auch Bk. und Hrl. bekennen sich zu diesem Parallelismus zwischen Satz und Wort. „Wie jedes Wort," sagt Bk. (Or. 161), „so ist auch der ganze Satz und jedes Satzverhältniß der Ausdruck des zu einer Einheit verbundenen Gegensatzes von Thätigkeit und Sein"; und Hrl. behauptet (Synt. 1, 13), daß „das der Methode zum Vorwurfe gemachte Paralleliſiren der Sätze, Satztheile und Wörter zur gründlichen Kenntniß der organischen Verhältnisse der Sprache führe." — Diese Ansicht ist allerdings nicht ohne Grund. Alle Satzbildung ist Begriffsbildung, — ein neuer Begriff ist Resultat des Satzes. — Aber es handelt sich in der Satzlehre nicht sowohl darum, was, als vielmehr wie der Satz wird; die Producirung des Satzes, nicht der Satz als Product, die Entwickelung, nicht das Entwickelte, fordern von der Satzlehre Erklärung. Diesen Unterschied beachtet jedoch die neuere Grammatik ebenso wenig wie die ältere. Man sieht den Satz an, wie er vorliegt, wie er geworden, nicht wie er wird; und den gewordenen vergleicht die neuere Grammatik mit einer Wortart. So unterscheidet sie sich von der ältern.

Nach alter Weise gelten Subject, Copula und Prädicat auch bei Schmtth. und Hrl. noch als „wesentliche" Theile des Satzes, und Copula und Prädicat werden in unlogischer Weise wie „Aussage" und „Ausgesagtes" unterschieden; wogegen schon Stephani (in seinen „Beiträgen" ꝛc. 1, 71) erinnert, daß die prätendirte Copula und die Zerlegung des Satzes: „die Sonne leuchtet," in den Satz: „die Sonne ist leuchtend," „Künstelei und Selbstbetrug" sei. „Denn das Wort ist," sagt er, „enthält ja das Prädicat, welches durch das Wort

leuchtend nur näher bestimmt wird." — Dann will Hrl. (Synt. I, 27) auch noch besonders „das Verbum als Hauptsatztheil vom Subject (welches ja auch zu einer bloßen Endung herabsinken könne) als Nebensatztheil" unterschieden wissen, und übersieht, daß Bestandtheile, deren Einheit das Wesen einer Sache ausmachen, gleich wesentlich sind, und kein Theil derselben nebensächlich sein kann. Das „Herabsinken" des Subjects als Wort „zu einer bloßen Endung" (z. B. do, das, damus) ist aber immer mit realer Vertretung des Subjects als gegenwärtige Person verbunden und daher nichts weniger als ein Herabsinken.

Becker definirt (Dr. 229) den einfachen Satz in folgender Art. „Die organische Gestaltung des ganzen Satzes," sagt er, „besteht darin, daß in ihm ein Allgemeines mit einem Besondern in dem Gegensatze von Thätigkeit und Sein zu einer organischen Einheit verbunden ist." — Auch diese Definition beschreibt den Satz nur als den gewordenen, als eine logische Verknüpfung, von welcher zweimal versichert wird, daß sie „organisch" sei. Doch an den organischen Grund der „organischen Gestaltung," an den Vereinigungsgrund der „organischen Einheit," wird nicht weiter gedacht. Es wird nur bemerkt, „daß sich bei der Entwickelung des Satzes in jedem besondern Verhältnisse dieser Gegensatz wiederhole." „Der ganze Satz" so liest man, „drücke die Einheit des Prädicats als des Hauptbegriffs und des Subjects als des Beziehungsbegriffs aus;*) und man nenne dieses Beziehungsverhältniß das prädicative. Dieses Verhältniß wiederhole sich beim Subjecte, welches zum attributiven, und beim Prädicate, welches zum objectiven Beziehungsverhältnisse sich entwickele." —

*) Auch Becker will (Dr. 231) die Erhebung des Prädicats zum Hauptbegriff und „eigentlichen Inhalt des Satzes," ebenso wie Hrl., dadurch begründen, „daß sehr häufig das Subject durch eine Endung ausgedrückt werde." — „Wie in der Sprache der Kinder," sagt er, „der ganze Satz zuerst durch Ein Wort, und zwar durch dasjenige ausgedrückt werde, welches den Hauptbegriff — das Prädicat — bezeichnet; so müßten wir wohl annehmen, daß ursprünglich überhaupt der Satz durch Ein Wort, nämlich durch das flectirte Verb ausgedrückt worden sei." — Nun aber fangen die Kinder thatsächlich nicht mit Prädicaten, sondern mit Objecten an. Ihre ersten Articulationsversuche sind Objecte, resp. Substantive, die mit einer Gebehrde, als Prädicat ihrer selbst, der Kinder, begleitet werden.

„Es giebt nur," sagt Bk., „diese drei Satzverhältnisse; und es ist die eigentliche Aufgabe der Syntax, welche nach den drei Satzverhältnissen — dem prädicativen, attributiven und objectiven — in drei Theile zerfällt, die organische Gestaltung und Bedeutung des Satzes und der hier bezeichneten Satzverhältnisse in ihren mannigfaltigen Formen nachzuweisen."

Aber die hier gebrauchten Ausdrücke ermangeln der logischen Bestimmtheit. Der Ausdruck „Beziehungsverhältniß" ist insofern tautologisch, als jedes Verhältniß Beziehung ist des Einen zum Andern. — Ein „Satzverhältniß" aber findet nur statt, wenn das eine Glied des Verhältnisses ein Satz ist. Auf Subject und Prädicat — auf Satztheile — ist das nicht anwendbar, und am allerwenigsten auf den einfachen Satz selbst, der eben als Einheit (wiewohl diese in einem Wortverhältnisse besteht) nicht zugleich Verhältniß sein kann. Bk. selbst fühlt das Unbequeme seines Ausdrucks. Denn selten nur spricht er von drei Satzverhältnissen; meistentheils vom „Satz und den Satzverhältnissen." — Endlich können auch die für die besondern Verhältnisse gewählten Ausdrücke logisch nicht anerkannt werden. Dem Prädicativen und Objectiven steht das Subjective (und dieses im zweifachen Sinne, entweder als Glied eines Urtheils oder einer Anschauung) aber nicht das Attributive gegenüber. Und bemerkt Bk. (Dr. 230), daß das attributive im objectiven Verhältnisse und umgekehrt dieses in jenem sich wiederhole, kann überdieß in vielen Fällen*) das eine vom andern nur durch gewaltsame Deutung unterschieden werden, so fehlt bei den Verhältnissen offenbar die logische Geltung eines reinen, eines sich ausschließenden Gegensatzes.

Möchte man aber nicht fragen, ob hier nicht etwa die Kritik zu weit gehe, und — wenn nicht ohne Grund, so doch ohne Zweck — an Worten mäkele? Warum sollte die „in drei Theile zerfallende Syntax" ihre Aufgabe nicht ebenso gut unter den drei von Bk. erwählten als unter drei andern Namen lösen können? — Doch die wissenschaftliche Forschung müßte diese Fragen verneinen. — Incorrecte Namen verrathen incorrecte Auffassung des Benannten; aber hier macht im Be-

*) In den Sätzen: „der frohe Carl lebt froh" und „der Herr vom Hause spricht vom Hause" müssen nach Bk. die Ausdrücke „froh" und „vom Hause" attributiv und objectiv zugleich sein.

ſondern die Dreitheiligkeit der Syntax, in welcher die Satzbildung der (attributiven oder objectiven) Begriffsbildung, die weſentliche und ſpecifiſche Function der Sprache der unweſentlichen und reſp. zufälligen, als gleichgeltend zur Seite geſtellt wird, die falſche und für den Zweck der Sprachwiſſenſchaft höchſt nachtheilige Stellung der Syntax erkennbar. — Alle Wiſſenſchaft ſoll im Empiriſchen das Mannigfaltige auf die Einheit des Grundes zurückführen, und auf daſſelbe das Licht des erkannten Zuſammenhanges werfen. Beckers Syntax aber geht darauf aus, anſtatt der Einheit des Grundes die Einerleiheit deſſelben im Mannigfaltigen zeigen zu wollen. Denn eben dieſe Tendenz liegt in den Worten, daß „das prädicative Beziehungsverhältniß" in den Satztheilen (beim Subject wie beim Prädicate) ſich „wiederhole"; d. h. daß es überall in der Sprache auf einerlei Weiſe zugehe, überall „Allgemeines mit Beſonderm in dem Gegenſatze von Thätigkeit und Sein zu einer organiſchen Einheit verbunden werde." Es läßt ſich leicht erkennen, daß in dieſer Anſchauung das ſpecifiſche Weſen des Satzes und mit demſelben das der Sprache aus der Betrachtung herausfallen, und in die allgemeinſte Form, in die des bloßen Gegenſatzes, verſchwemmt werden muß. Licht lehrt unterſcheiden; die Finſterniß verallgemeinert. Die Richtung der Beckerſchen Syntax kann daher nicht eine ächt wiſſenſchaftliche genannt werden.

Sollte man beim zuſammengeſetzten Satze — beim Periodenbau — dieſe Bahn betreten finden? — Hier iſt J. F. Horn's Ausſage charakteriſtiſch. „Der Ausdruck Periode," ſo bemerkt er (Neuhochd. Gramm. S. 218), „iſt kein ganz beſtimmter, da ein einzelner Satz oder eine Verbindung von zwei Sätzen nicht gerade mit dieſem Worte bezeichnet wird, ſondern nur ein größeres Gefüge von Sätzen." — Herling (Synt. II, 31 f.) unterſcheidet eine Periode „in der engſten Bedeutung" von einer „in weiterer," findet jedoch, daß „Schmitthenners Erklärung, der den Namen Periode im engern und eigentlichen Sinne nur auf das unterordnende Satzgefüge anwende, Beachtung verdiene." — Becker erklärt (Dr. 575) die Periode als „die organiſche Form für den in der Denkform des Gegenſatzes oder der Cauſalität in ſeiner höchſten Vollendung entwickelten Gedanken;" — „die Periode," ſagt er, „iſt nothwendig zweigliedrig." — Götzinger dagegen behauptet (Sprl. 197), man müſſe „den Satz an ſich als Form der Mittheilung, und den Satz als Darſtellung des abgeſchloſſenen

Gedankens unterscheiden; im letztern Sinne heiße er Periode. Diese könne eben sowohl aus einem Satze, als aus mehrern bestehen." — Auch hier wiederum, wie man sieht, das grammatische Babel!

Eine Satzformenlehre will Schmitthenner (Urspr. 267) aufstellen. Doch bemerkt er (S. 269), daß „zertrümmerte Sprachen, wie die neudeutsche," gewisse Unterschiede der Wortformenlehre „in ihren Formen nicht mehr darzustellen vermögen." So hat man eine „Wortformenlehre" ohne Wortformen; warum denn nicht auch eine „Satzformenlehre" ohne Satzformen? Zwar soll, wie Bk. will, „die Bedeutung die Form erklären;" doch geht es auch wohl, wo die Form mangelt, daß man sie durch die Bedeutung vertreten läßt. Und namentlich ist dieß der Fall bei der Erklärung des zusammengesetzten Satzes und der Periode.

Wir hören nun das Nähere. — „Wie eine Zusammensetzung der Wörter," sagt Bk. (Or. 470), nur stattfinden kann, wenn die Begriffe sich zu einander verhalten wie ein Allgemeines zu Besonderm, und dadurch mit einander in eine grammatische Beziehung gestellt sind, so ist auch die Zusammensetzung der Sätze dadurch bedingt, daß die Sätze mit einander in gewissen Verhältnissen stehen, vermöge deren die Gedanken zu Einem Gedanken werden können. Diese Verhältnisse sind nun zwiefacher Art; sie sind nämlich entweder logische Verhältnisse der Gedanken, oder grammatische Verhältnisse der Sätze." — Ein reines Begriffsverhältniß — das absolut logische Verhältniß des Genus zur Species — wird „grammatische" Beziehung genannt; und Verhältnisse disparater Art, Gedanken- und Satzverhältnisse, deren specifischer Unterschied als Ausgedrücktes und Ausdruck, als Inhalt und Form, es aussprechen, daß sie logisch gar nicht zusammengehören, die werden unter der Differenz des Logischen und Grammatischen (eine Differenz, die schon an sich vom Begriff der Grammatik ausgestoßen wird) zusammen und einander gegenüber gestellt. — Also ist die Grundlage gestaltet, auf welcher die Lehre vom Periodenbau aufgeführt werden soll.

Die erste und oberste Differenz, die man im Satzgefüge vorfindet, ist die des Haupt- und Nebensatzes. — „Vorfindet," sage ich; denn aus dem Begriff eines Satzgefüges ist sie nicht abgeleitet. Nur die Beobachtung, daß in zusammenhängenden Sätzen oft der eine den Zweck der Rede ausspricht, den die andern Sätze entweder erläutern oder

begründen, — die Beobachtung eines solchen (obwohl keineswegs allgemeinen) Verhältnisses verbundener Sätze hat diese Differenz ergeben. — Die Erklärung derselben macht den Grammatikern viele Noth. Denn der Gegensatz des Haupt- und Nebensächlichen bezieht sich auf eine höhere Einheit, in welcher Wesentliches und Unwesentliches sich unterscheiden läßt. Eine solche Einheit, die in der Realdefinition eines zusammengesetzten Satzes oder einer Periode gegeben sein müßte, liegt nicht vor; denn eben an einer bestimmten Definition der Periode mangelt es; und bei Becker um so mehr, als er den Ausdruck Periode nur auf zweigliedrige Satzverbindungen anwendet. So ist denn eine logische Bestimmung der Differenz eines Haupt- und Nebensatzes unmöglich. Man muß zur Beschreibung seine Zuflucht nehmen.

„Hauptsatz," so lehrt Becker (Dr. 470), wird „ein Gedanke des Sprechenden" genannt; und „die Verbindung mehrerer Hauptsätze, die man die beiordnende Form nennt," bildet „ein logisches Verhältniß." „Wenn dagegen ein Begriff, welcher als Glied eines Satzverhältnisses mit einem andern Begriffe in einer grammatischen Beziehung steht, in der Form eines Gedankens durch einen Satz ausgedrückt wird, so wird dieser Satz ein Nebensatz genannt. Dieser steht mit dem Hauptsatze in einem grammatischen Verhältnisse, und die Form dieser Verbindung nennt man die unterordnende Form." — Die Schulgrammatik (S. 203) erklärt den Hauptsatz ebenso. Von den Nebensätzen aber wird (S. 205) ausdrücklich gesagt, daß sie „nicht einen Gedanken des Sprechenden" ausdrücken. Wenn man aber (S. 350) liest, daß „der in der unterordnenden Verbindungsform zusammengesetzte Satz aus einem Hauptsatze und aus einem Nebensatze bestehe, der ganze Satz aber nur Einen Gedanken des Sprechenden ausdrücke," so darf man wohl fragen, ob man damit nicht behaupte: a — a sei = a? — Und noch eine andere Deutung wird (Dr. 237) dem Haupt- und Nebensatze untergelegt. „Die Sprache", sagt Bk., „unterscheidet in der Form des Satzes von dem Gedanken des Sprechenden selbst den angeschauten Gedanken; jenen drückt sie durch den Hauptsatz aus, diesen durch die Form eines Nebensatzes". Beide verhalten sich, wie „ein logisch wirklicher und ein logisch möglicher Gedanke"; doch sind diese „Modusverhältnisse des Gedankens von ganz andrer Art" als die gleichnamigen des Prädicats. Was die Modus betrifft, so sollen „Indicativ und Conditionalis die Modusfor-

men aller Hauptsätze", dagegen „der Conjunctiv im Allgemeinen die Modusform der Nebensätze" sein. — Doch will das nicht eben apodiktisch geltend gemacht werden. Denn man liest (Dr. 470 f.), daß der Hauptsatz nur „insgemein einen Gedanken des Sprechenden ausdrücke", und „der Nebensatz nur eigentlich einen Begriff"; und daß „zwar im Allgemeinen die logischen Verhältnisse der Gedanken von den grammatischen der Begriffe dadurch unterschieden werden, daß jene in der beiordnenden, diese in der unterordnenden Verbindungsform dargestellt werden", daß „aber auch sehr oft" (umgekehrt) „jene in der unterordnenden und diese in der beiordnenden Form dargestellt würden".

An Ausführlichkeit mangelt es dieser Beschreibung nicht. Sieben Differenzen — eigener und fremder, anschauender und angeschauter, wirklicher und möglicher Gedanke, Indicativ oder Conditionalis und Conjunctiv, eigentlicher Gedanke und Begriff „in der Form des Gedankens", logisches und grammatisches Verhältniß und endlich beiordnende und unterordnende Verbindungsform — diese sieben Differenzen sollen die eine, die Differenz eines Haupt- und Nebensatzes, erklären! Aber alle, mit Ausnahme des logisch begründeten Gegensatzes des Wirklichen und Möglichen, sind unbegründet; und mit Ausnahme der Definition des Satzes als „Form des Gedankens", werden die Ausdrücke „Form" und „grammatisch" allein auf logischen Inhalt, auf Begriffsverhältnisse, angewendet; sie werden gemißbraucht, um einen Unterschied der Namen zu haben, wo der Unterschied der Begriffe fehlt. Ueberdieß haben Unterschiede, die nur „insgemein", nur „im Allgemeinen" und „sehr oft" umgekehrt geltend gemacht werden, allein schon darum (auch abgesehen von ihrer oben nachgewiesenen absoluten Ungültigkeit) keinen wissenschaftlichen Gehalt.

Schmitthenner tadelt (Urspr. 266) „die Wissenschaft der Logik", daß sie „bisher den Unterschied zwischen dem bloßen Satze und dem Urtheile übersehen" (mithin das Grammatische vom Logischen ausgeschlossen) „habe". Auf Grund dieses Unterschiedes will er zunächst die „in unerträglicher Verwirrung liegende Lehre von den Redeformen" (von den Modus) reformiren, indem er den Indicativ „Behauptungsform", den Conjunctiv „Aufstellungsform" nennt, beide als Darstellung des „wirklichen und möglichen" (potentialen) „Urtheils" (mithin „Form" und „Urtheil" sehr bestimmt) unterscheidet, und dann diese der Logik gemachte Ehrenerklärung dadurch aufzuheben sucht, daß er

das „mögliche Urtheil" den „bloßen Satz" nennt. — Und hiemit, meint Schmtth., sei nun auch dem „bisherigen höchst fühlbaren Mangel einer Satzformenlehre" abgeholfen. Denn nun unterscheidet er (Urspr. 268 f.) „Haupt- und Bestimmungssätze" in der Art, daß der Hauptsatz „ein Urtheil" sei „in der Form desselben", der Bestimmungssatz dagegen „bloß zur Bestimmung diene und nicht als Urtheil ausgesagt werde"; d. h. zwar „der Materie nach, aber nicht der Form nach" (was er „ausdrücklich wiederhole, weil mit dem Begreifen dieses Unterschiedes die Einsicht in die Satzlehre stehe und falle") „ein Urtheil sei". — „Wollte man jedoch", so fährt er fort, „die durch Sätze dargestellten Bestimmungen bestimmende Urtheile nennen" (d. h. das Coordinirte logisch richtig unter gleichen Namen stellen), „so könnte man ihren Unterschied von dem Haupturtheil doch so ans Licht stellen, daß man sagte: sie gelten nur als Thatsache bei der Thathandlung des einzelnen Urtheils". — Letztere Differenz ist bei Schmtth. die eigenthümliche; wogegen die Gegensätze von wirklichem und möglichem Urtheil, von Urtheil und Satz, von Materie und Form, den Beckerschen theils gleich, theils insofern nahe stehn, als sie nur anders ausgedrückt sind. Auch bei Schmtth. bezeugen die Versuche, den in Rede stehenden Unterschied „ans Licht zu stellen", daß derselbe nicht im Lichte steht.

Herling stellt (Synt. I, 74) die Erklärung des Nebensatzes als Individualisirung „eines andern Satzes oder eines Bestandtheiles" desselben voran, und erklärt erst nachher den Hauptsatz als solchen, „der selbstständig, nicht mehr Nebensatz eines andern sei". — Woher diese logische Verkehrung; woher die Stellung, die den Nebensatz, als wäre er das Absolute, voran gehen, und den Hauptsatz, wie wenn sein Begriff vom Nebensatz abhinge, nachfolgen läßt? Der Grund liegt darin, daß man den Nebensatz als adjectivische Satzform, aber nicht das Wesen des Hauptsatzes kennt, sondern diesen nur negativ, mithin relativ, als unabhängig oder selbstständig zu bestimmen weiß.

Diese Verlegenheit zeigt sich auch bei Götzinger. Er nennt (Sprl. 196 f.) den Hauptsatz den „an und für sich betrachteten" (also nur betrachtend erkennbaren) Satz, den Nebensatz dagegen den „abhängigen". Näher erklärt er sich weiter unten (S. 265), wo er vom Hauptsatze sagt, daß er „die eigentliche Mittheilung darstelle", wogegen der Nebensatz „gar nichts behaupte und nur die Bestandtheile aber nicht

die Kraft eines Satzes habe". — Ein kraftloser, nichts behauptender Satz ist ohne Zweifel ein Nebensatz. Aber einem Satze die Satzkraft, dem Prädicate, dem Verbum (das als die „behauptende" Form nur in seinen „Nennformen" „nicht mehr behaupten" sollte) auch in der „behauptenden" Form die „behauptende" Kraft absprechen und diese auf „gar nichts" reduciren: solche Erklärungsversuche beweisen nur allzuklar, wie vergeblich man nach erklärenden Worten hascht, wenn, wie hier beim Haupt- und Nebensatze, der Eintheilungsgrund ein durchaus unbekannter ist.

Nur von den Nebensätzen als Sätzen, die einen andern Satz näher bestimmen, hat man einen Begriff. Diese werden daher auch nur eingetheilt, und zwar, wie Herling (Synt. II, 17) es ausdrückt, „nach den Satztheilen, mit denen sie gleiche grammatische Form und Beziehung haben"; d. h. nach den Wortformen, die sie, wenn sie als einzelner Begriff gedacht werden, vertreten. Und darum werden sie fast überall in Adjectiv-, Substantiv- und Adverbialsätze getheilt. Die Substantivsätze nennt Bk. „Casussätze", Schmtth. und Gtzg. „Nennsätze". Was damit gemeint ist, wird ein Beispiel bei Schmtth. (Urspr. 271) erläutern. — „Der Nennsatz", sagt er, „bezeichnet entweder das Subject oder das Object als näheres oder entfernteres; er ist a) Subjectssatz (Nominativsatz), z. B. daß Cajus kommt, ist gewiß; b) Objectssatz (Accusativsatz); z. B. daß Cajus kommt, wissen wir; c) Objectssatz (Dativsatz), z. B. daß (auf daß, damit daß) Cajus sich bessere, wird er gezüchtiget". — Das nennt man, „die Form aus der Bedeutung erklären!" — Eine und dieselbe Form — ein Satz mit der Conjunction daß — erhält drei Bedeutungen; gilt als Nominativ und als Accusativ auf Grund der Verben des andern Satzes (ist und wissen) und wird als Dativ nicht auf Grund des Verbums im andern Satze, sondern, wie man nicht anders sieht, auf Grund der eigenen Bedeutung, die einen Zweck ausdrückt, gedeutet, indem man den Dativ Zweckfall zu nennen pflegt. Götzinger (Sprl. 272) verfehlt nicht, in den „abstracten Nennsatz" auch noch den Genitiv hineinzudeuten, und somit der Einen Form vier Bedeutungen unterzulegen. So macht man die Form, die äußerliche Gestaltung des Satzes, das wesentlich grammatische Element, absolut bedeutungslos, und zweifelt nicht, daß man mit grammatischen Namen (Nominativsatz u. s. w.) mitten in der

Grammatik sich befinde. Die Vergleichung der Bedeutung grammatischer Formen läßt man als Erklärung der Formen gelten.

Was endlich die specielle Anwendung der Unterschiede des Logischen und Grammatischen und des Haupt- und Nebensatzes in zusammengesetzten Sätzen anbetrifft, so sind z. B. Götzingers Warnung (Sprl. 265), daß man doch „den grammatischen Hauptsatz mit dem logischen — mit der Darstellung des Hauptgedankens — nicht verwechseln" möge, und Schmitthenners Erklärung (Urspl. 284), daß „es oft nothwendig sei, sogar das Haupturtheil zu Gunsten einer bloßen Bestimmung in Schatten zu stellen", sichere Kennzeichen, daß Unterschiede, die leicht verwechselt werden können, und die es „nothwendig" machen, Hauptsächliches durch Nebensächliches „in Schatten zu stellen", nothwendig im tiefen Schatten stehn müssen.

Ein Beispiel genüge. Becker lehrt in seiner Schulgrammatik (4. Aufl. 386): „Zwei Urtheile sind einander untergeordnet und stellen sich in einer Periode dar, wenn das Urtheil wirklicher oder möglicher oder adversativer Grund des andern ist. Insgemein geht der Grund als der logisch untergeordnete Gedanke voran, und der andere folgt als Hauptgedanke nach. Wird jedoch der Grund besonders hervorgehoben, so hat er den Hauptton und folgt im Nachsatze nach. Die Periode ist alsdann eine invertirte". — Dagegen demonstrirt Schmitthenner, wenn er (Urspl. 253) sagt: „Wo ein Hauptsatz zum Nachsatze wird, geht er nothwendig seiner Würde eines logischen Hauptsatzes verlustig, wenn er auch grammatisch dieselbe bewahrt". — Bei Schmtth. ist der logische Hauptsatz „nothwendig" Vordersatz, bei Bk. „insgemein" Nachsatz; und wenn bei Bk. „der logisch untergeordnete Gedanke" in der „invertirten Periode" den „Hauptton" erhält (der, wie Bk. sagt — Dr. 291 — „in jedem Satzverhältnisse den Hauptbegriff bezeichne"), so wird auch hier, wie bei Schmtth., der „Hauptgedanke" durch den „Hauptton" und resp. „Hauptbegriff" des „untergeordneten Gedankens" „in Schatten gestellt"; und es wird schwer, das Haupt von seinen Gliedern zu unterscheiden. — Uebrigens ist der Begriff der Inversion wie oben (S. 92) so auch hier einer „insgemein" gebrauchten Wortfolge fälschlich entgegengestellt.

Nun aber fährt Becker a. a. O. fort: „Oft ist ein Satz mit dem andern nicht in einem logischen, sondern nur in einem grammatischen Verhältnisse verbunden; z. B. im Zeitverhältnisse oder im

Verhältniſſe der Aehnlichkeit; er geht aber dem andern Satze, wie in der Periode der Vorderſatz ſeinem Nachſatze, voran. Der zuſammengeſetzte Satz iſt alsdann nach ſeiner Bedeutung zwar nicht als eine Periode anzuſehn; er hat aber die Form einer Periode".

Da hat man wiederum ein Beiſpiel, auf welche ſchlüpfrige Bahn die neuere Grammatik gerathen iſt, da ſie es unternahm, „die Form aus der Bedeutung zu erklären", und nicht auf Grund der Form die Bedeutung entwickelte, ſondern auf Grund einer einſeitig feſtgeſtellten Bedeutung ſogenannte Formen (wie z. B. hier eine nothwendige Zweigliedrigkeit der Periode, und dieſe als Ausdruck eines Cauſalnexus) conſtituirte. Was Wunder, wenn dann der „Organism der Sprache" neben ſeinen „Afterformen" (ſ. o. S. 73) auch taube Formen, Schalen ohne Kern erzeugt: „Periodenformen ohne Bedeutung einer Periode", „unächte Adjectivſätze" (Or. 551), „müßige Attribute" (Or. 269), welche „zwar die Form, aber nicht eigentlich die Bedeutung eines Adjectivſatzes oder eines Attributes haben". — Zeugen aber ſolche angeblichen Aftergeburten der Sprache nicht vom Afterweſen der Sprachlehre? Eine „Form", die als ſolche ſichtbar wird, ſoll nicht dafür „anzuſehen" ſein! Was kann eine Ausdrucksweiſe, eine Satzfügung, die man Periode nennt, mit einem logiſchen Verhältniß, was der Inhalt der Grammatik mit dem Inhalt der Logik, und was kann eine ſpecielle Denkform, der Cauſalnexus, mit der allgemeinen Satzform, mit der Periode, zu ſchaffen haben? — Doch es hat beliebt, nur einen zweigliedrigen Cauſalnexus, nur das Verhältniß der Bedingung und des Bedingten, Periode nennen zu wollen. Treten dann abſolut-gleichförmige Satzverbindungen auf, treten ſie mit den Conjunctionen nachdem und wie auf, die eine Zeitfolge und eine Aehnlichkeit bezeichnen, und nicht mit einem cauſalen weil oder wenn, ſo müſſen ſie nicht nur die Geltung eines logiſchen Verhältniſſes verlieren, müſſen nicht nur ohne allen Grund (der wenigſtens für den Begriff der „Aehnlichkeit" nimmer erdacht werden könnte) ein grammatiſches ſich nennen laſſen, ſondern verlieren auch die „Bedeutung" ihrer Form als Periode, ohne mit einer andern dafür ausgeſtattet zu werden! — Für die Lehre von den Conjunctionen aber würde ſich ergeben, daß ſie in logiſche und

grammatiſche getheilt, und zu jenen weil und wenn, zu dieſen aber nachdem und wie gezählt werden müßten *).

Wackernagel überſchätzt die „Beckerſche Weiſe", wenn er ſie (a. a. O. 48) „ein Syſtem von Denkverhältniſſen" nennt, und traut überhaupt der bisherigen philoſophiſch-ſyſtematiſchen Grammatik zu viel zu, wenn er (S. 51) fürchtet, daß „die beſſern Talente unter der Jugend durch die logiſchen Disjunctionen derſelben von dem Studium der Sprache abgeführt werden, und auf der Bahn der Philoſophie weiter gehen möchten." Treffender bezeichnet er (S. 49) die Grammatik, welche „die Redetheile nach ihrer natürlichen Bedeutung zu unterſcheiden" (oder überhaupt mit Bk. „die Form aus ihrer Bedeutung zu erklären") „verſucht", als eine ſolche, die „aus ſich ſelbſt heraustritt und aus einer Verwirrung in die andere kommt." Doch dürfte die kleine Variante, da man die neuere Grammatik nicht „aus", ſondern mit „einer Verwirrung in die andere" — mit der alten in die neue — „gekommen" ſieht, den factiſchen Zuſtand derſelben am treffendſten bezeichnen.

3.

Lehrſätze der ältern Grammatik in der neuern.

Tadelt Wackernagel Beckers Grammatik mit Recht, daß ſie es „verſuche, die Redetheile nach ihrer natürlichen Bedeutung zu unterſcheiden", ſo kehrt ſich doch der Tadel, daß „ſie die Redetheile nicht nach ihrer grammatiſchen Bedeutung definire", gegen ihn ſelbſt. Mager (päd. Revue, Jan. 1844. S. 25) „bedauert", daß Bk. „ſich noch viel zu ſehr an die zweitauſendjährige ariſtarchiſche Anſicht der Redetheile gehalten habe", und meint, „man müſſe lachen, wenn Wckrn. ohne Weiteres von der grammatiſchen Bedeutung der Rede-

*) Becker findet es (Schulgr. 327, Anmerk.) „zu tadeln", wenn „Sätze, in denen ein Urtheil des Sprechenden hervorgehoben wird, in unterordnender Form verbunden werden", und will ſeinen Tadel mit Stellen aus Schiller's Schriften belegen. Man wird aber nicht in Abrede ſtellen können, daß er zu Gunſten ſeiner Theorie die Grenze überſchreitet, die er ſelbſt (Or. 9) der Sprachlehre geſteckt hat. „Die Sprachlehre" ſagt er, „lehrt nicht eigentlich, wie man ſprechen ſoll, ſondern nur, wie man ſpricht".

theile — die ja eben in Frage stehe — als einer bekannten Sache rede". — „Und daß die historische Schule" — so fährt er fort — „sich diese Frage nie gestellt, sondern das Netz ihrer Abstractionen von den römischen Grammatikern geliehen hat, ohne dieses Netz je zu untersuchen, das ist gar naiv."

Was jedoch Mager von der „historischen Schule" verlangt, gehört gar nicht zur Aufgabe derselben. Für ihren Zweck genügt das lateinische Netz; es zu untersuchen ist Sache der rationellen Sprachforschung. Dieser aber steht es nicht an, unter dem Namen einer „Ursprachlehre" oder eines „Organism der Sprache" ein Gewebe aus lateinischem Aufzuge und deutschem Einschlage herzustellen, das nur unter dem Schutze der Autorität der historischen Schule die Kritik der Wissenschaft von sich abzuwehren vermocht hat. Ohne Kritik hat die neuere Grammatik die Traditionen der ältern in sich aufgenommen, und ihr eigentliches Geschäft hat darin bestanden, das alte Gebäu neu und bunt („logisch") zu tapezieren. — Etymologie, in der Bedeutung der Wortbildung und der Wortgeltung, und Flexion oder Wortwandlung, sind die beiden wesentlichen Theile der ältern Grammatik. Eine Syntax im eigentlichen Sinne hat sie nicht aufgestellt; Orthographie und Metrik aber müssen als außerwesentliche Theile angesehen werden. Nur jene beiden erstern kommen daher hier zur Sprache.

a) Die ältere Etymologie in der neuern.

Mit der Lautlehre begann die ältere Grammatik; die neuere folgt ihr. Aber nicht der Laut, nicht dieß eine Element des Wortes, sondern das Wort, der begriffliche Laut, ist Element der Sprache. „Im Worte", sagt W. v. Humboldt (s. Einl. in die Kawi-Spr. S. 90), kommt eine doppelte Einheit, die des Lautes und des Begriffes, zusammen, und dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können". — Im Specifischen, nicht im Allgemeinen, liegt der Keim des Besondern; der Baum, nicht dessen chemische Elemente, ist Element des Waldes: das Wort Element der Sprache. — Die Lautlehre, die eben nicht allgemeine, sondern besondere Lehre vom articulirten, vom Sprachlaute, ist, setzt die Wortlehre voraus.

Schmitthenner und Becker versuchen, über die ältere Lautlehre hinaus zu gehen. Ja, Schmtth. meint sogar (Urspr. 64), in der Lautlehre „einen festen Grund für die Sprachwissenschaft gewonnen zu haben". Aber die Versuche, den Lauten als solchen eine Bedeutung abzugewinnen, lassen jenen Grund nicht eben als „festen" erscheinen. Wenn er z. B. dem U-Laut das Rothe, dem A-Laut das Schwarze, und dieses als „die Farbe des Erhabenen und Einfachen", entsprechen, und den letztern durch den Namen Brahma (Urspr. 95) als „Glanzvollen" und „Prächtigen" erläutern läßt, so kann die in solcher Art gewonnene glanzvolle und prächtige, erhabene und einfache, Schwärze des A-Lauts zu weitern Forschungen nicht einladen *).

Vocal und Consonant meint Schmtth. (Urspr. 68) wie „beseelendes und leibliches Princip des Wortes" ansehen, und so gewissermaßen dem Worte neben dem Begriff noch eine zweite Seele im Vocal geben zu dürfen. — Becker, der zunächst den Gegensatz von Consonant und Vocal als „Starrheit und Liquidität" und resp. als Thätigkeit und Sein betrachtet wissen will, verwischt jenen specifischen Unterschied der Sprachlaute, indem er (Schulgr. 40) nur einen relativen, nur einen gradweisen Unterschied derselben statuirt. „Unvollkommener" articulirt findet er die Vocale, „vollkommener" die Consonanten; unter diesen „am vollkommensten" die starren, „weniger vollkommen" die Spiranten und Schmelzlaute; und weil, wie er sagt, „die Zischlaute zwischen den starren Consonanten und den Spiranten in der Mitte stehen", so müssen diese eine, ohne Zweifel schwer aufzufindende, Mitte zwischen einer „vollkommensten" und einer „weniger vollkommenen" Articulirung im Lautsysteme aufsuchen. — Zu der nahe liegenden Besinnung, daß ein fremdes, dem sinnlichen Eindruck entlehntes Maß hieher, wo jeder Laut seinen Sprachzweck vollkommen erfüllt und darum alle Laute gleich vollkommen sind, nicht passe, kommt es nicht.

---

*) Die phonetischen Untersuchungen Rapp's und Wocher's sind mir zur Zeit noch unbekannt. Das wissenschaftliche Interesse derselben ist ohne Zweifel kein geringes, da die Lautbildung an sich, wie ihre Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Sprachen, nicht ein Zufälliges sein kann. Aber die eigentliche Sprachlehre, die nicht vom Wesen des Sprachmittels, sondern von den Gründen der Sprachformen — der Lautverhältnisse mit Beziehung auf ihren Begriff — handelt, darf von jenen phonetischen Untersuchungen abstrahiren.

In Betreff der Eintheilung der Substantive verfuhr die ältere Grammatik, die nur nomina propria und appellativa unterschied, grammatischer als die neuere, die ohne grammatischen Grund, wie z. B. bei Becker (Schulgr. 6), „Personen- und Sachnamen, Namen von Handlungen, Zuständen und Eigenschaften, Stoff- und Sammelnamen" unterscheidet.

Dagegen hat man gemeint, der alten Lehre vom Geschlecht der Substantive (vom Genus) unbedingt folgen zu dürfen. — „Die Substantive", sagt Bk. (Schulgr. 114), „haben ein Geschlecht, durch welches das natürliche Geschlecht und die Geschlechtslosigkeit des durch das Substantiv ausgedrückten Seins unterschieden wird"; und Schmtth. meint, das Wortgeschlecht zu erklären, wenn er (Urspr. 150) „das Auge der jugendlichen Menschheit überall, wo Bewegung ist, auch Leben, Bewußtsein und Persönlichkeit (!) sehen", und darum „persönliches und sächliches" (jenes als männliches und weibliches, dieses als „dummes und todtes") unterscheiden läßt. — Wie aber sollte die „Menschheit" wohl dazu gekommen sein, einen so engen Vorstellungskreis, wie das natürliche Geschlecht darbietet, das nur beim Menschen und bei wenigen Thieren (wie etwa beim Huhn, beim Schafe, beim Rinde, beim Löwen) bestimmt hervortritt, unmittelbar auf die Gesammtheit der Substantive und mittelbar nicht bloß auf die gesammte Natur (auf das „durch das Substantiv ausgedrückte Sein"), sondern auch auf das Naturlose, auf die abstracten Begriffe, zu übertragen? Wie sollte man darauf verfallen sein, neben diesem Gegensatz, der ein Drittes absolut ausschließt, deßungeachtet noch ein Drittes, ein Neutrum (ein geschlechtsloses Geschlecht), — doch dasselbe nicht in allen, sondern nur in einigen Sprachen — zu constituiren, und deßungeachtet des Bedürfnisses nicht ledig zu werden, das natürliche Geschlecht theils durch besondere Endungen (im Deutschen durch er und in), theils durch besondere Wörter (Mann, Frau, Stier, Kuh) zu bezeichnen; ohne darum überall das Wortgeschlecht dem natürlichen (z. B. bei Weib, Knäbchen, Fräulein) zu conformiren? — Was kann wohl gewisser sein, als daß das natürliche Geschlecht nicht Grund sein kann des Wortgeschlechts, wenn auch dieses im Allgemeinen bei den Ausdrücken des natürlichen Geschlechts Berücksichtigung findet? Was ist gewisser, als daß das Wortgeschlecht gar nicht auf das „durch das Substantiv ausgedrückte Sein" sich bezieht?

Ein Geschlechtswort, wie die ältere Grammatik den Artikel nannte, verwirft die neuere (nicht der Artikel bestimmt das Geschlecht, sondern das Substantiv bestimmt das Geschlecht des Artikels); doch behält sie den Artikel selbst ohne Uebersetzung bei. — Der Begriff fehlt, und darum fehlt auch der deutsche Name. — Dazu kommt noch, daß er als bestimmter Artikel ein Pronomen, als unbestimmter ein Zahlwort ist, und nicht als besondere Wortart sich unterscheidet. Schmtth. ist daher (Urspr. 130) darauf verfallen, zwei Arten des Pronomens, das demonstrative und das relative — „weil beide gleichsam wie Gelenke in einander greifen" — Artikel zu nennen, und den unbestimmten Artikel zu den Zahlwörtern zu verweisen. Aber auch mit dem bestimmten Artikel ist man nicht recht im Klaren; bei Roth wird er (Sprl. 71) als Bezeichnung der Gattung, bei Bk. (Schlgr. 16) als Bezeichnung eines Individuums angesehn. — In der Praxis bezeichnet er beides.

Ueberhaupt ist das Pronomen eine sehr unklare Wortart. Diesterweg bemerkt (prakt. Lehrg. S. 43) daß „die Lehre von den Deutewörtern, wie Kennern bekannt sei, zu den schwierigsten der deutschen Sprachlehre gehöre, wenn man sich auf das Wesen der einzelnen Arten, ihre Entstehung und andere Schwierigkeiten" (zu welchen Dstrw. auch wohl die Bedeutung rechnen dürfte) „einlassen wollte". — Bk. meint (Schulgr. 189), das Pronomen „bezeichne das Sein ohne den Begriff desselben". Gzg. erklärt (Sprl. 110): „das Fürwort nennt, es benennt aber nicht". Schmtth. nennt (Urspr. 123) das Deutewort den „allgemeinen Namen", der „die Dinge nicht sowohl benenne als vielmehr nur andeute". — Das Pronomen, so definirt die neuere Grammatik, ist ein Name ohne Benanntes (eine Identität von Sein und Nichtsein). — Die Eintheilung der Pronomina in persönliche, possessive, demonstrative, interrogative, ist ziemlich allgemein. Daß Andere eine determinative, und wiederum Andere eine indefinite Classe aufführen, daß Schmitth. außer dem Personwort nur das unbestimmte Deutewort und den Artikel (diesen als Demonstrativ und Relativ) unterscheidet, und Bk. das Possessivpronomen dem Personalpronomen als Adjectivpronomen unterordnet, — diese Differenzen, obwohl sie auch von der Unbestimmtheit des Begriffs zeugen, sind immer nur von geringerer Bedeutung.

Merkwürdiger ist die Klarheit, deren man sich in Betreff des Personalpronomens bewußt zu sein glaubt. Schmtth. nennt es (Urspr. 128) „das Deutewort par excellence"; — „ja man könnte es", sagt er, „den Wischnu oder Geist des Wortes überhaupt nennen; denn es sei als das Allgemeine die belebende Seele." — Wie wenig ist jedoch der „Geist" dieser Wortart erkannt, wenn man nicht einmal an ihrem Namen-Anstoß nimmt? — Auch die sogenannte dritte Person, wiewohl sie nur zufällig eine Person bezeichnet, und wiewohl das Neutrum derselben (das Es) sich als Merkmal des Unpersönlichen, des unpersönlichen Verbums (das, trotz dem es vorne ein Personwort und hinten ein Personzeichen hat, dennoch unpersönlich ist) erkennbar macht, — auch die dritte Person läßt man als Personwort gelten, wie die erste und zweite. — Und nicht minder gewiß ist man der Erklärung dieses Pronomens. „Die Gebilde ich, du, er, sagt Bk. (Or. 200), „drücken, wie die Endungen, bloß die Beziehung eines Prädicats auf den Sprechenden, Angesprochenen und Besprochenen aus." — Niemand ficht, so viel mir bekannt, diese Definition an. — Dennoch ist es gewiß, daß in den drei Sätzen: „ich laufe, du läufst, er läuft", drei Subjecte — ein Ich, ein Du, ein Er — in ganz gleicher Weise besprochen werden, und daß das Ich wie das Du — Sprechender und Angesprochener — in gleicher Weise Besprochene sind, wie das Er. — In dem einen Satze: „ich sehe dich und ihn", werden alle drei Personen — die eine als sehende, die beiden andern als gesehene — besprochen. Und wären sie, wie alle Grammatiker es dafür halten, coordinirt, so müßten sie gegenseitig sich ausschließen. Aber nur die erste und zweite, nicht so die dritte und erste, oder die dritte und zweite Person, schließen einander aus. Die Ausdrücke: „ich bin es", „du bist es", „wir sind es" (im Hebräischen: ich — er, du — er, ani hu, attah hu), finden sich in allen Sprachen, aber nirgend die Ausdrücke: ich bin du, du bist ich. — Die sogenannte dritte Person kann, wie sich ergiebt, persönlich und unpersönlich, kann nicht nur dritte, sondern auch erste und zweite Person sein, und kann als Neutrum nicht nur als Singular sondern auch als Plural gelten. Sollte sie — diese dritte Person — ein persönliches Pronomen sein? — Nimmermehr. — Und doch ist diese am vollkommensten ausgebildet, und wird auch, wie Schmtth.

(Urſprl. 128) bemerkt, von der orientaliſchen Grammatik als „erſte und reinſte Form" aufgeführt.

Adjectiv und Adverbium unterſcheiden die neuern Grammatiker wie die ältern; nur jene nicht ſo leicht, wie dieſe, welche beide als flectirtes und nicht flectirtes Beiwort unterſcheiden. Im Deutſchen muß oft das nicht flectirte Wort als Adjectiv angeſehen werden; und die Namen: „Beiwörter, Nebenwörter, Eigenſchaftswörter, Beſchaffenheitswörter, Umſtandswörter", ſind nicht geeignet, die Grenze zwiſchen dieſen beiden Wortarten ſcharf zu beſtimmen. Becker ſcheint zwar die Scheidung am vollkommenſten bewirkt zu haben, wenn er, wie oben (S. 59) erwähnt worden, die Adverbien aus den Wortarten verweiſet. Indem er jedoch „adverbiale Begriffswörter", und außerdem (Schulgr. 62) Adjective aufführt, die „eigentlich die Bedeutung von Adverbien haben", und adverbiale Formen, die „jedoch häufig zugleich als Adjective gebraucht werden"; ja ſogar (Schulgr. 134) unter den Adjectiven, trotz dem, daß er ſie recht eigentlich (Schulgr. 4) zu den Begriffswörtern zählt, „adjectiviſche Formwörter" namhaft macht: ſo iſt er es gerade, der nur den Unterſchied der Namen beibehält, den der Begriffe aber gänzlich auslöſcht. — Schmitthenner läßt (ſ. o. S. 66) den vierten Theil der Adverbien, die der „Qualität", ohne weitere Eintheilung, weil ſie, wie er ſagt, „ihrem Urſprunge und Begriffe nach depotenzirte Beinamen" (Adjective) ſind. Wie man aber eine grammatiſche Depotenzirung zu denken habe, erſieht man nicht.

Daß die Flexion, die ein Adverb in ein Adjectiv umwandelt, nicht eine beſondere Wortart conſtituiren könne, die Flexion aber den einzigen erkennbaren Unterſchied beider Wortarten, mithin keinen ſpecifiſchen, ergebe, das hätte wohl mögen bedacht werden, wenn nicht das Anſehn der ältern Grammatik ſolche Bedenken vor ihrem Aufkeimen erſtickt hätte. — Nur Dr. Stephani (in ſeinen „Beiträgen" ꝛc. I, 88) erzählt, er ſei „auf den Gedanken geleitet worden, die Adjective und Adverbien unter der Benennung Beilegewörter zuſammen zu faſſen"; da indeſſen „für die Adverbien, die nicht von Adjectiven abſtammen, immer doch eine Wortclaſſe hätte beibehalten werden müſſen", ſo habe er „dieß wieder aufgegeben". — Hätte Stph. nicht die Adverbien von den Adjectiven, ſondern umgekehrt die Adjective von den Adverbien (das flectirte Wort vom unflectirten) abſtammen laſſen, ſo

dürften seine „Beilegewörter" wahrscheinlich entdeckt worden sein und zwei Classen zu einer sich verschmolzen haben.

Auch an der altherkommlichen Natur der Präpositionen entsteht bei den neuern Grammatikern kein Zweifel. Zwar bemerkt Bk. (Schulgr. 181), daß die „mit Verben zusammengesetzten Präpositionen als Adverbien anzusehen sind". Daß sie aber Adverbien sind, weil ihnen der Charakter der Präpositionen, die Beziehung auf ein Substantiv (die Regierung), mangelt, und daß demnach die Präpositionen nichts Anderes als Adverbien sind, die gleichermaßen, wie Adjective und Verben, auch beziehend (regierend) gebraucht werden — das wird er nicht gewahr. — Womit außerdem die neuere Grammatik die ältere, welche die Präpositionen nach den Casus eintheilt, den sie regieren, übertreffen will, ist durchaus unbrauchbar und für die Grammatik nur verderblich. Der „uneigentlichen" oder „Afterpräpositionen" ist schon oben (S. 73) gedacht worden; und als Zeugniß für den Widerspruch, in welchen Bk. verfällt, wenn er das Wesen der Präposition (Schulgr. 181) als Bezeichnung der „Raumverhältnisse", namentlich „des Orts und der Richtung", deutet, kann es genügen, anzuführen, daß zwar „die Raumverhältnisse die Grundbedeutung aller Präpositionen ausmachen", dieselben jedoch „auch gebraucht werden" sollen, um „nicht räumliche Verhältnisse räumlicher und nicht räumlicher Thätigkeiten auf räumliche Weise" (d. h. den Nichtraum des Raumes und des Nichtraumes als Raum) „darzustellen". Man bedenkt nicht, daß die Präpositionen überhaupt nicht Sachverhältnisse sondern Wortverhältnisse bezeichnen, und alles Räumliche dabei ein Accessorium ihres Begriffs, aber nicht ihres Wesens als Wortform ist.

Auch von der Eintheilung der Präpositionen in Betreff ihrer Bedeutung, wonach sie Bk. in fünf Classen zerfallen läßt (nach Zeitverhältniß, causaler Beziehung, Weise, ergänzendem Object, attributiver Beziehung) dürfte nur gesagt werden, daß sie überflüssig sei, indem weder ein Bedürfniß des Verständnisses, noch ein logischer, geschweige denn ein grammatischer Grund sie rechtfertige. — Wenn jedoch Bk. (Schulgr. 279) gewisse Präpositionen nicht auf Grund der ihnen eigenen Bedeutung, sondern auf Grund der Bedeutung des Objects, auf welches sie sich beziehen können, deuten und erklären will; wenn er es unternimmt, die „Form" nicht bloß aus ihrer, sondern

aus der Bedeutung andrer Formen, die regierende Form aus der Bedeutung der regierten, zu „erklären" (ein Licht auf der Straße anzündet, um das Innere des Hauses zu erleuchten): so persiflirt er selbst in einer gleichsam grammatischen Travestie den Standpunkt, den er in der Bedeutung genommen.

Es sind die Präpositionen von, mit, um, über, an, in, vor, auf, nach, denen aus ihren Objecten ein Licht zufließen soll. In der Ueberschrift führen sie den Namen: „Präpositionen statt des Genitivs." Doch sollen sie Genitivverhältnisse „ausschließlich", mithin ohne Zulassung des Genitivs, vertreten, und was ein Genitiv nicht bezeichnen darf, wo die Präposition ihn jederzeit verdrängt, soll deßungeachtet Genitivverhältniß, nicht eigentliches Präpositionalverhältniß sein! — In solcher Weise mißhandelt die Theorie zu Gunsten ihrer Präsumptionen die factisch gegebene Sprache; noch mehr aber die Geduld der Lernenden, wenn sie nun „die besondern Arten der realen, logischen und moralischen Beziehung" ausdeutet, welche durch die genannten „besondern Präpositionen" angeblich „unterschieden werden". — Und da erfährt man denn, was Jeder, der die Sprache kennt, weiß, Niemand aber, der sie erst lernt, verstehen kann, — man erfährt, daß mit der Präposition von die Begriffe einer „Trennung", einer „bedingten Ergänzung", eines „Erkennens und Urtheilens", — mit der Präposition mit eine „reale Beziehung der Richtung Woher" und (wie mit von) eine „bedingte Ergänzung", mit um ein „Verlust", ein „Größenverhältniß" und (auch wie mit von) ein „Erkennen und Urtheilen", ferner noch eine „Trauer um Verlust", ein „Begehren und Wollen", verbunden werden könne; man erfährt, daß an die Präposition über gar Mancherlei — „Herrschaft, Verdruß, Trauer, Freude, Verwunderung" — und an die noch übrigen fünf Präpositionen noch viel Anderes sich anschließen lasse. Kurz, man erfährt, daß die Sprache Eine Präposition auf einen vielfachen Begriffsinhalt, oft auf einen heterogenen (z. B. „Verlust und Größenverhältniß"), oft auf einen conträren (z. B. „Trauer und Freude") beziehen, und umgekehrt einen gleichen Begriffsinhalt an mehrere (z. B. die „bedingte Ergänzung" an vier) Präpositionen knüpfen könne; — man lernt, daß Eine Form (Ein Gefäß) verschiedenen Inhalt haben, Ein Inhalt in verschiedene Formen (resp. Gefäße) eingehen kann. — Welch' ein Zuwachs jedoch

damit der Erkenntniß der „realen, logischen und moralischen Beziehung" — oder etwa der Grammatik — zu Theil werde, vermag Niemand zu ersehen.

b) Die ältere Flexionslehre in der neuern.

Die bei der Flexion in der ältern Grammatik gebrauchten Namen — Declination, Comparation, Conjugation, die Casus-, Modus- und Tempusnamen — hat die neuere sammt den diesen Namen untergelegten Begriffen — mithin überhaupt die ältere Flexionslehre — beibehalten. Der Factitiv, der als Form nur in der finnischen und in der Zigeunersprache (Or. 350) existiren soll, bringt in die Declination keine Veränderung, und das Semotum, womit Herling das Imperfect bezeichnet, steht noch sammt seiner Ausschließung des Futurums isolirt da. Mit der Flexionslehre, kann man sagen, ist es beim Alten geblieben.

Der alte Streit über die Anzahl der Declinationen im Deutschen *) ist in der neuern Grammatik beigelegt; man hat zwei Declinationen und die eine derselben mit zwei Pluralformen. Nur die Namen beider sind streitig; Grimm unterscheidet sie als starke und schwache, Becker als alte und neue. Die Namen stark und schwach werden zwar durch das S und N der Genitivendung nur schwach unterstützt, schwächer jedoch Beckers alt und neu, wenn er (Or. 449) meint, daß „diese Benennungen mehr ein organisches Verhältniß der Formen andeuteten". Denn abgesehen davon, daß der Wissenschaft mit „Andeutungen" nicht gedient sein kann, so leidet doch der Unterschied des Alten und Neuen auf einen entwickelten Organismus, auch wenn er in der Entwickelung begründet wäre, durchaus keine Anwendung.

Die deutsche Adjectivdeclination ist für Bk. mit nicht geringen Schwierigkeiten behaftet. Er findet (Or. 457) „den Vorgang, daß der Schmelzlaut N sich in alle Endungen der Adjectivdeclination neuer Form eingedrängt habe, ebenso schwer zu erklären", als den,

*) Adelung unterschied acht, Splittegarb zehn, Hartung sechs, Reinbeck vier, Krug drei Declinationen; Desaga unterscheidet bestimmte und unbestimmte Declination, jene mit zwei, diese mit fünf Abtheilungen; Heyse die starke und schwache, — jene mit vier Unterarten.

daß „eine große Anzahl von Substantiven im Plural das R annimmt"; — und indem er versichert, daß „dem Unterschiede der Form" der beiden Adjectivdeclinationen „ein bestimmter Unterschied der Bedeutung zu Grunde liege", gesteht er zu, daß „es scheinen könne, als nehme das Adjectiv die unvollkommene Flexion neuer Form nur deßhalb an, weil sich die vollkommene Flexion schon in dem vorangehenden Artikel oder Pronomen darstelle". — So sträubt sich eine „logische" Grammatik gegen das Anerkenntniß eines grammatischen, entschieden hervortretenden, der deutschen Sprache eigenthümlichen Gesetzes. Wiewohl ein „Unterschied der Bedeutung" beider Declinationsformen des Adjectivs (deren es eigentlich drei giebt) nicht nachgewiesen werden kann, und der Grund des Unterschiedes der Formen aus dem Gesetz der deutschen Sprache, die jeden Ueberfluß der Formen sorgfältig vermeidet *), vollkommen erklärt wird, so soll deßungeachtet dieses Gesetz nicht ein wirkliches, sondern nur ein scheinbares, dagegen soll ein anderes, das gar nicht erscheint, das wirkliche sein!

Mit dem Begriff der Comparation glaubte die ältere und glaubt die neuere Grammatik vollkommen im Klaren zu sein; die Erklärungen derselben aber beweisen das Gegentheil. — Die ältere Grammatik sah mit Adelung die Comparation als Bezeichnung dreier „Stände" oder „Zustände" an, die sie Positiv, Comparativ und Superlativ nannte, ohne doch zu bedenken, daß der sogenannte Positiv nur in seltenen Fällen comparirend gebraucht, und eine Species (der Comparativ) mit dem Genus (mit der Comparation) gleichnamig benannt wird. Auch die neuere Sprachforschung wird solche Verstöße nicht gewahr. — Schmitthenner erklärt (Urspr. 157) die „Steigerung" in folgender Art. „Zuerst", sagt er, „kann das Merkmal an einem Subject ponirt werden, ohne Angabe des Grades; dann aber kann auch der bestimmte Grad des Merkmals, und dieser als ein höherer oder niederer, als der höchste oder niedrigste, angegeben werden". — Aehnlich

*) Man vergleiche nur den lat. Ausdruck: horum duorum servorum, mit dem deutschen: „dieser beiden Knechte". Dort werden in sechs Sylben dreimal Genus, Numerus und Casus, hier in drei Sylben nur Casus und Numerus, und beide nur einmal, ausgesprochen; dort wird die zwiefache Sprachkraft auf die Beziehungen, die einfache und schwächere auf die Begriffe, hier die schwächere auf die Beziehungen, die stärkere auf die Begriffe verwendet.

Becker. Er ſagt (Schulgr. 136): „Diejenige Form des Adjectivs, bei welcher die Comparation noch nicht ſtattgefunden hat, nennt man den Poſitiv; und unterſcheidet von ihm den Comparativ als diejenige Form, welche ausdrückt, daß die Intenſität einer Thätigkeit, verglichen mit derſelben Thätigkeit in einem andern Subjecte, größer ſei, und den Superlativ als diejenige Form, welche den höchſten Grad der Intenſität bezeichnet"! — Iſt etwa damit die Comparation erklärt? Ohne Zweifel, nein. Denn es wird erklärt: Comparation ſei „zuerſt" Nicht-Comparation (Poſitiv), dann aber werde ſie Comparation, werde Comparativ, d. h. Comparativ, und werde Superlativ, d. h. Superlativ. — Das iſt's und mehr nicht, was eine Erklärung beſagt, welche den Comparativ durch Comparative („höherer", „niederer", größer") und den Superlativ durch Superlative („höchſte", „niedrigſte") zu „erklären" ſich dünken läßt.

Fragt man etwa, was denn die ſogenannte Comparation eigentlich ſei? ſo dient zur Antwort: ſie iſt nicht Comparation ſondern Gradation; Gradation als Reſultat der Comparation und als Ausdruck der Ungleichheit; ſie iſt Gradation mit zwei Stufen und zwei Formen oder Zeichen derſelben: er und eſt; jenes als Zeichen der einfachen, dieſes als Zeichen der mehrfachen Ungleichheit. Das iſt die „Comparation". — Ein Poſitiv iſt ihr durchaus fremd; auch da, wo man ihn vergleichend (z. B. A iſt ſo groß wie B) gebraucht. Hier vergleichen die Partikeln (ſo und wie), aber nicht ein ſogenannter Poſitiv. —

Die Kritik kommt zum Schluſſe; die aus der ältern Sprachlehre in die neuere übernommene Conjugationslehre iſt der letzte Punkt, der noch zu erörtern iſt. Und auch hier erſtreckt ſich die Unterſuchung nur auf die beiden Hauptformen der Conjugation, auf Tempus und Modus.

Im Verbum liegt der Schlüſſel zum Verſtändniß der Sprache. Das Weſen der Sprache iſt unklar, ſo lange das Verbum unklar iſt; und dieſes bleibt verſchloſſen, ſo lange man die gegebenen Formen, namentlich Tempus und Modus, nicht zu deuten weiß.

Die ältere Grammatik, von den Formen ausgehend und auf den Formen fußend, fand in dieſen den beſtimmten Unterſchied. Der Unterſchied der Formen amo, amem, ama war unmittelbar klar; die

Deutung, und namentlich eine bestimmte philosophische Deutung, lag ihren Zwecken, die mehr auf den Verkehr der Sprachen mit einander gerichtet waren, nicht eben nahe an. — Die neuere Grammatik dagegen will zwar die Sachen klarer machen, verdunkelt sie aber nur; und wo die ältere zu unterscheiden, bestimmt zu unterscheiden weiß, verschwimmt ihr der Unterschied in Einerleiheit. —

Charakteristisch für den gegenwärtigen Standpunkt der rationellen Sprachforschung ist Becker's Aeußerung (Or. 254), wo er behauptet: „Die Zeitformen seien gewissermaßen auch Modusformen". — Unter dem betrachtenden (simulirenden) „Gewissermaßen" verschwimmt Eins ins Andre, und keine Regel noch Schranke stört die ungebundene Betrachtung. Wird z. B. (Or. 194) versichert, daß „Modus und Zeitverhältniß an sich bestimmt geschiedene Verhältnisse sind", so hindert doch diese „bestimmte" Geschiedenheit nicht, dieser Versicherung die entgegengesetzte, daß „die Gegensätze des Zeit- und Modusverhältnisses einander entsprechen", und „in Folge dieser Verwandschaft vielfältig Modusverhältnisse durch Zeitformen und Zeitverhältnisse durch Modusformen dargestellt werden", unmittelbar vorangehen zu lassen. — Da jedoch das Bewußtsein ein Verhältniß des Prädicats zur Zeit (ein Tempus) vom Verhältniß des Prädicats zum Sprechenden (von einem Modus) sehr bestimmt unterscheidet, so wird, was die Sprachlehre vermengt, die Sprache doch immer getrennt zu halten wissen. — Becker aber meint, die Verwandschaft von Tempus und Modus und ihre gegenseitige Vertretung psychologisch nachweisen zu können.

„Man müsse annehmen", so lehrt er (Or. 194 f.), „daß sich in der Darstellung die, den Anschauungsformen angehörenden, Zeitformen früher entwickelt haben, als die Denkformen der Modusverhältnisse, und daß daher diese aus jenen, nicht aber umgekehrt jene aus diesen, hervorgegangen seien". — Aber diese Annahme ist grundlos. Denn wiewohl der Mensch anschaut, bevor er denkt, so können doch die Anschauungsformen nur Sprachformen werden, wenn sie zuvor Denkformen geworden; die Sprache ist Ausdruck der Gedanken. — Und gingen auch, wie Bk. will, die Anschauungsformen den Denkformen voran, so folgte immer noch nicht, daß die Modus aus den Zeitverhältnissen hervorgegangen sind. Der Schluß: **post hoc, ergo propter hoc**, ist bekanntlich falsch. — Doch Bk. deducirt seine Thesis. — „Alle Modusverhältnisse", sagt er, „sind Verhältnisse zur Wirklichkeit; — in und

mit der logiſchen Wirklichkeit — dem Acte des prädicirenden Denkens — wird dem Sprechenden die Gegenwart in der Zeit". — Dieſe Behauptung aber widerſpricht, wie man nicht anders ſieht, der erſten. Die Denkform der Wirklichkeit ſchließt, wie hier erklärt wird, das Denken der Gegenwart in ſich, beide ſind mithin ſimultan, und jene, die Wirklichkeit, iſt überdieß der Grund des Gedankens der Gegenwart. — Und gleichermaßen ſoll die Zukunft als Gedachtes entſtehn. — „Wenn hingegen", ſo heißt es weiter, „ein Gedanke in dem Verhältniſſe logiſcher Möglichkeit ſteht, ſo wird er, weil er nicht ein Gedanke des Sprechenden iſt, aber doch es werden kann, als ein Zukünftiges aufgefaßt und dargeſtellt". — Auch hier wird der Modus ausdrücklich als Grund des Tempus („weil er nicht ein Gedanke des Sprechenden iſt") angegeben, und abermals das Tempus vom Modus, (wenn freilich aus ſehr verkehrtem Grunde, als wenn der Gedanke des Möglichen nur ein möglicher nicht ein wirklicher Gedanke ſei) abgeleitet. — Nun aber ſchlägt das Denken plötzlich um. Bk. macht den Modus, der Grund war der Gegenwart und Zukunft, jetzt zur Folge; und nicht nur zur Folge der Vergangenheit ſondern auch der Zukunft. „Es liegt ſehr nahe", ſagt er, „die reale Wirklichkeit, welche durch die logiſche bedingt iſt, als Gegenwart in der Zeit aufzufaſſen, und nun auch die Gegenſätze des Wirklichkeitsverhältniſſes unter die entſprechenden Gegenſätze des Zeitverhältniſſes zu ſtellen"; — d. h. „nun auch" einmal umgekehrt das Tempus als das Allgemeine voran, und „unter" daſſelbe den Modus als das Beſondere und Nachfolgende hinzuſtellen. Und „ſo wird denn die verneinte Wirklichkeit" — mithin die verneinte Gegenwart — nur als Gegenwart, die abſolute Verneinung nur relativ verneint; — es wird „die verneinte Wirklichkeit", wiewohl ſie „entſchiedener Gegenſatz der Wirklichkeit" ſein ſoll, nicht entſchieden, nicht abſolut, ſondern nur mit Beziehung auf die Gegenwart verneint, ſonſt aber bejaht, — ſie wird „unter die Vergangenheit, die nicht Gegenwart iſt, noch werden kann, die Möglichkeit und Nothwendigkeit hingegen" (von welcher „Möglichkeit" oben die „Zukunft" abgeleitet wurde, die wird hier ſammt der, man weiß nicht wie, herbeigekommenen „Nothwendigkeit") „unter die Zukunft geſtellt, die zur Gegenwart werden kann und ſoll". —

Entkleidet man dieſen Gedankengang völlig von den ſein Weſen verhüllenden Formen, ſo ſtellt er ſich in folgender Art als das, was

Becker hier thatsächlich behauptet, heraus. — Insofern die Sprache — so ist Beckers Meinung — Tempus und Modus, Zeitliches und Wirkliches, unterscheide, müsse man annehmen, daß das anschauend aufgefaßte Zeitliche dem denkend aufgefaßten Wirklichen nicht nur temporal, sondern auch causal vorangegangen sei; Grund des Wirklichen sei das Zeitliche. Aber auch umgekehrt könne das Wirkliche Grund des Zeitlichen sein. Denn „in und mit" dem Wirklichen werde das Gegenwärtige „dem Sprechenden" zu Theil. Dieß Gegenwärtige aber (das als räumliches und sinnliches oft Grund und oft nur Bestätigung des als wirklich Gedachten ist) müsse man, — so will es Bk. — „Gegenwart in der Zeit" nennen, und siehe! dann sei das Räumliche als zeitlich, das Sinnliche als Product der Besinnung (wodurch die Vorstellung der Zeit bedingt wird) vorgestellt. So wird durch drei Erschleichungen der Modus mit dem Tempus verknüpft, beider Verwandtschaft wird nachgewiesen, und auf der Bahn des Tempus kann man nun nach Belieben das Tempus aus dem Modus oder umgekehrt den Modus aus dem Tempus sich entwickeln lassen! — Die Gegenwart ist deducirt; sie ist „in und mit" dem Wirklichen gegeben. Die Zukunft hängt causal mit der Möglichkeit zusammen; doch so, daß man die Möglichkeit nicht, wie die gewöhnlichen Logiker, ansieht, wie sie ist, sondern als das, was aus ihr werden kann, nämlich Wirklichkeit; und diese, wie sich von selbst versteht, in der Zukunft. So entwickelt sich die Zukunft aus der Möglichkeit; und diese ist zugleich eine Art der Wirklichkeit, eine Art Modus (der Conjunctiv eine Art Indicativ). — Will man umgekehrt die Möglichkeit aus der Zukunft deduciren, so stellt man „Möglichkeit" und „Nothwendigkeit" „unter die Zukunft"; und die Zukunft, die als Folge von der einen Möglichkeit abstammte, erzeugt nun als Grund zwei Arten der Wirklichkeit; erzeugt seinen Grund, die Möglichkeit, und deren Correlat, die Nothwendigkeit. — Die Vergangenheit endlich tritt ebenfalls als vorangehend auf. — Nachdem man logische und reale Wirklichkeit (das logisch Reale und das real Reale) vom Unterschiede des prädicirenden Gedankens und des Prädicats, als des Gedachten, abgeleitet, und das real Reale nicht als Gegenwart im Raume, sondern „als Gegenwart in der Zeit aufgefaßt" hat, wird es ganz leicht, die „verneinte Wirklichkeit", das absolut Irreale, als relativ irreal, und so als relativ real, als gewesen, als Vergangenheit, vorzustellen, dabei aber den Grund, die verneinte Wirklichkeit, „unter" die Folge, „unter die Vergangenheit" zu stellen. — „Volle Bestätigung" dieser seiner Deduction meint Bk.

(Dr. 195) theils in den slavischen Sprachen, „in denen sich eine große Mannigfaltigkeit von Zeitformen, doch außer dem Indicativ und Imperativ keine besondere Modusformen entwickelt hätten", theils „auch in denjenigen Sprachen" zu finden, in welchen, ungeachtet der „vollkommen entwickelten Modusformen, noch oft die Modus durch Zeitformen — der Indicativ durch das Präsens, der Conjunctiv und der Imperativ durch das Futurum, und der Conditionalis durch ein Präteritum — dargestellt würden". — Aber dieser vermeintlich historischen Bestätigung mangelt die rationelle so entschieden, daß nur das Minus aber nicht das Plus ein „volles" ist.

Was die Form der gegebenen Sprache unterscheidet, vermag, wie man sieht, „die Bedeutung", der Begriff, nicht zu sondern; es gelingt nicht, „die Form aus der Bedeutung zu erklären". Die Sprache bleibt unbegriffen; und die Verwickelung des Tempus und Modus ist es, die den Knoten schürzt. — Die rationelle Sprachforschung tastet an ihm herum, dreht ihn so und so, — und erklärt als Resultat, daß der Knoten verknotet sei, — und „vielfältig Modusverhältnisse durch Zeitformen, und Zeitverhältnisse durch Modusformen dargestellt würden".

Wo man den deutschen Namen für Modus noch nicht gefunden hat (den Ausdruck „Redeweise" kann man nicht anerkennen); wo man, wie Bk., constant von „Zeit- und Modusformen" spricht, da verhehlt man nicht, daß der Gegensatz nur ein halb begriffener sei. — Möge man immerhin sich dünken lassen, Klarheit der Begriffe zu haben, wenn Indicativ und Conjunctiv (Dr. 238) als logische Wirklichkeit und Möglichkeit, der Imperativ dagegen nicht als logische, sondern (Dr. 252) als „moralische" Nothwendigkeit gedeutet wird: schon die mangelnde Einheit dieser drei Modus bezeugt, daß sie nicht begriffen sind. Aber auch die Sprache selbst legt gegen jene Deutung Protest ein. Oft drückt der Indicativ eine Möglichkeit aus (z. B. „kommt er, so gehe ich"), oft eine Nothwendigkeit (z. B. „du gehst sogleich hinaus"); oft der Conjunctiv eine gestattete Wirklichkeit (z. B. „es sei also"), oft eine Nothwendigkeit (z. B. „man sei zufrieden"). Der Imperativ allein bleibt seinem Namen treu. Dafür aber muß er sich auch bei Bk. (Dr. 253) als eine „Hintansetzung der grammatischen Form des Satzes" ansehn lassen; als wenn der Name des Subjects einen Vorrang vor dem Subjecte habe, und die Anknüpfung des Prädicats an das un-

mittelbar gegenwärtige, und der Nennung des Namens nicht bedürftige Subject eine minder grammatische Satzform wäre, als die mit einem ausgesprochenen Nominativ verbundene! Doch wird im Allgemeinen die Deutung dieser drei Modus von den Grammatikern angenommen. Nur Herling widerspricht. „Es ist irrig", sagt er (Synt. I, 252), „den Indicativ und Conjunctiv durch die Kategorieen der Wirklichkeit und Möglichkeit zu unterscheiden; der Indicativ kann Wirklichkeit und Möglichkeit in die Sphäre der Erscheinung stellen, und ebenso der Conjunctiv; auch ist der Imperativ nicht allgemein Ausdruck einer Nothwendigkeit, wie man sonst wohl glaubte". — Und behauptet Bk. (Or. 238), daß „der Conjunctiv im Allgemeinen die Modusform der Nebensätze sei", so erklärt Hrl. dagegen, daß „der Conjunctiv, seiner Natur gemäß, auch in unabhängigen Hauptsätzen stehen könnte". — Ganz einverstanden findet man die Grammatiker auf keinem Punkte.

Doch als Centralpunkt aller grammatischen Differenzen darf man wohl Beckers vierten Modus, den Conditionalis ansehn; mit welchem Namen er den in der ältern Grammatik als Conjunctiv des Imperfects aufgestellten Modus bezeichnet. — Der Conjunctiv des Imperfects ist auf Grund seiner Form, mithin grammatisch, ohne allen Zweifel das, was die ältere Grammatik behauptet: er ist Imperfect und Conjunctiv. Doch auf Grund seiner Bedeutung, mithin logisch, ist er ebenso zweifelsfrei weder Imperfect noch Conjunctiv. Er kann alle drei Zeiten (Präsens, Präteritum und Futurum) vertreten, und steht insofern thatsächlich, wie Bk. (Or. 247) behauptet, „dem Indicativ am nächsten", als er der „Modus des angenommenen Gegensatzes" und resp. der „angenommenen Wirklichkeit" ist. — Hier gilt es, den Streit zu entscheiden, wo grammatisch Gewisses und logisch Gewisses einander contradictorisch entgegen stehn.

„Die Annahme eines Conditionalis", bemerkt Herling (Synt. I, 190), „zerhaut den Knoten, statt ihn zu lösen". — Und in der „vergleichenden Darstellung" ꝛc. (S. 17) heißt es: „Man halte sich streng an die formelle Ableitung der Formen als an ein sprachliches Document, ehrwürdiger, als die aprioristischen Erfindnisse der Fachwerke und nicht übermüthig bei Seite zu schieben. Weil brächte von brachte abgeleitet ist, so müssen beide in ihrer Bedeutung etwas Gemeinschaftliches haben, und aus diesem muß ihre Verschiedenheit erklärt werden" („ein conditionales Tempus, einen conditionalen Modus giebt es nicht").

Dann weiter (S. 162): „Alle Sprachen haben zuerst nur zwei absolute Tempora gehabt, Ein Präsens und Ein Semotum. Ersteres bezieht sich immer auf Gegenwart oder Zukunft, letzteres im Indicativ immer auf die Vergangenheit, im Conjunctiv auch auf die Gegenwart oder Zukunft. Das Gemeinschaftliche dieser Beziehung ist demnach die Abwesenheit oder die Aufhebung der Beziehung zur Gegenwart; aber diese wird nur für die Erscheinung, den Indicativ, nicht für den bloßen Gedanken, den Conjunctiv, eine Vergangenheit. In den conditionalen Perioden, in welchen der causale Nexus als ein nur gedachter bezeichnet wird, gebrauchen alle Sprachen ein Semotum in conjunctiver Auffassung". — „Die absoluten Tempora enthalten an sich keine Zeitangabe". — So behauptet Herling.

Die ursprüngliche Zweitheiligkeit der einfachen sogenannten Tempusformen hat Herling widerspruchsfrei nachgewiesen. — Mit dieser Feststellung erhält die Conjugationstabelle eine ganz andere Gestalt. — Zunächst fällt das Hülfsverbum nicht nur aus der Tabelle, sondern überhaupt aus der Grammatik heraus. — Wie sollte auch wohl eine Wortart der Hülfe bedürfen? Menschen werden durch den Willen, Thiere durch den Instinct bestimmt, Zwecke zu verfolgen, deren Erreichung die Kraft des Individuums übersteigt. Wie aber möchte einem organischen Gliede ein Zweck gestellt werden, der außer demselben läge; wie dürfte die Flexion einer Wortart für ihre Darstellungen nicht zureichen? — Die Hülfe, welche der Uebersetzer bedurfte, um einfache Formen einer Sprache in die andre, die dieselben nicht besitzt, zu übertragen, — diese Hülfe ist angesehen worden, als würde sie den Verben ertheilt, die der einfachen Formen zu ermangeln und zu entbehren schienen. — Nur auf Einem Punkte scheint die deutsche Sprache diesen Irrthum zu unterstützen. Sie hat ein Präsens, ein Präteritum: wie sollte sie nicht eines Futurums, und um dieses darzustellen, wie alle andern Sprachen es darstellen, nicht eines Hülfsverbums bedürfen, wo diese desselben nicht benöthiget sind? — Hrl. hat freilich diesen Einwand gehoben, insofern er das Futurum in die Bedeutung des Präsens einschließt: aber den Widerspruch zwischen der Form und der Bedeutung des Conjunctivs des Imperfects — diesen Knoten, den Bk. zerhaut — hat Hrl. nicht gelöset.

Der von Becker aufgestellte Conditionalis muß allerdings vor der Kritik in sich selbst zerfallen. Gehörte er als „angenommene

Wirklichkeit" zum Indicativ, so könnte er nicht als vierter Modus sondern nur als eine Art des ersten gelten; ist er dagegen, wie man nicht zweifeln kann, von einem Indicativ (brächte von brachte) abgeleitet, so kann er nicht indicative, er kann nicht eine seiner Form entschieden widersprechende Bedeutung haben. Es bleibt mithin die Annahme eines Conditionalis durchaus unzulässig.

Aber Herlings Annahmen sind es nicht minder. — Seinem eigenen Resultate, daß „die absoluten Tempora an sich keine Zeitangabe enthalten", widerspricht der von ihm adoptirte Name Präsens; und die demselben beigelegte temporale Doppelbedeutung ist mit der metaphysischen Wahrheit, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung, Eine Form nur Eine Bedeutung haben könne, entschieden unverträglich *). Entschieden unverträglich mit dem logischen Axiom, daß nur Gleichartiges, nur Positives mit Positivem, aber nimmer Positives und Negatives einen Gegensatz bilde **), ist die Erklärung des Semotums

*) Schmitthenner meint freilich (Urspr. 170), „die merkwürdige sprachgeschichtliche Thatsache, daß in der alten absoluten Conjugation die Form der Gegenwart und die der Zukunft zusammenfallen, verliere bei weiterm Nachdenken das Auffallende: das Reich der Zukunft sei dem Auge des Sterblichen verschlossen, und was er dort sehe, sei nur das reflectirte Bild der Gegenwart". — Ob aber wohl Jemand, indem er ißt, in der zukünftigen Sättigung, das „reflectirte Bild" des gegenwärtigen Hungers sieht? — So phantasirt ein „weiteres Nachdenken", um „merkwürdigen Thatsachen" das „Auffallende" zu benehmen, anstatt zu bekennen, daß ein ungelöstes Problem vorliege. — Auch hat Dr. Simon B. Scheyer in einer Schrift über die „Lehre vom Tempus und Modus der hebr. Sprache" (Frkfrt a. M. 1842) mit Hinweisung auf Herling versucht, dem hebräischen Futurum zugleich die Bedeutung des Präsens unterzulegen. Man kann aber seinen Versuch nur als einen mißglückten, und als einen Beweis ansehen, daß die Deutung der ursprünglichen Dichotomie überhaupt, wie der hebräischen insbesondere, noch nicht gefunden worden ist.

**) „Wie schon Aristoteles bemerkt, findet sich der Gegensatz immer innerhalb desselben Geschlechtes, desselben Gebietes". — „Die Negation wirkt als Element der Sache aber nicht als ein ursprüngliches, sondern als eine Folge. Jede Verneinung muß sich in ihrem Grunde als die ausschließende, zurücktreibende Kraft einer Bejahung darstellen; sonst ist sie nichts als Willkür oder ein leeres Spiel des Verstandes. Jede Negation wird von einer Position getragen". (S. Trendelenburgs log. Unters. I, 41. II, 89. ff.)

als einer bloßen „Aufhebung der Beziehung zur Gegenwart", als eines absolut Negativen. Dem Tempus (dem Präsens) könnte nur ein Tempus zur Seite stehen. — Aber die Temporalbedeutung beider Formen muß, bei näherer Betrachtung, wegfallen. Denn bezieht der Conjunctiv, wie Hrl. bemerkt, sich nicht nur auf Vergangenheit, sondern „auch auf Gegenwart oder Zukunft"; bezieht er sich auf keinen Zeitunterschied, so bezieht er sich auf keine Zeit; und ist der Conjunctiv nicht temporal, so ist es der Indicativ auch nicht; wenn aber dieser, wenn das Semotum überhaupt nicht temporal ist, dann fällt auch aus dem sog. Präsens und aus dem Verbum überhaupt die temporale Bedeutung hinaus. — Der Conjunctiv ist auf Grund seiner Form (brächte von brachte) vom Indicativ modal unterschieden; er kann nicht auf eine zweite Art, er kann nicht auch temporal von ihm verschieden sein. Und wie sollte das Negative des Semotums im Indicativ, als dem Modus der Erscheinung, positiv, „eine Vergangenheit", werden und nicht auch im Conjunctiv, im Modus „des bloßen Gedankens"; wie sollte es den temporalen Begriff hier unbestimmt und mit allen drei Zeitformen sich vertragen lassen? Ist aber der Zeitbegriff als Art vom Conjunctiv des Imperfects ausgeschlossen, so kann er auch nicht als Gattungsbegriff weder für diesen Conjunctiv noch dessen Correlat, den Indicativ, und ebenso wenig für das Präsens, als Correlat des Semotums, existiren. Der den Formen (ich bringe, ich brachte) anhaftende Zeitbegriff kann nicht ihr specifischer, kann nicht der Grundbegriff, sondern nur ein accessorischer sein.

Auch die „aprioristische Sprachforschung", wiewohl Herling mit derselben sich im Kampf begriffen glaubt, und sie einer „anmaßlichen Erhebung über den Genius der Sprachen" bezüchtigen will, weil sie „die Naturgemäßheit der Dreitheiligkeit der Zeitformen" vertritt — auch die rationelle Forschung stellt sich hier auf Herlings Seite. — Von der Naturgemäßheit der Dreitheiligkeit der Zeitformen, die ihr absolut gewiß ist, kann sie freilich nicht lassen. Sie behauptet, ohne Widerspruch zu gestatten, daß wenn man ursprünglich Präsens und Präteritum bezeichnet habe, dann auch das Futurum, und zwar ebenso wie jene, bezeichnet worden sei. — Steht es dagegen fest, daß man das Futurum ursprünglich nicht besonders bezeichnet habe, so wird sie gegen diese Thatsache sich nicht auflehnen. Aber, auf ihr

unumstößliches Princip der Dreitheiligkeit der Zeitformen fußend, schließt sie nun umgekehrt: hat man das Futurum nicht besonders, hat man es nicht einfach bezeichnet, wie das sogenannte Präsens und Präteritum, so können auch diese Formen nicht Präsens und Präteritum sein: ihre Bedeutung ist eine andere; ist das Futurum syntaktische Form, so sind alle Zeitformen syntaktische und die Flexion drückt keine Zeitform aus.

Zu diesem Resultate führt Herlings Ermittelung der ursprünglichen Dichotomie der sog. Zeitformen unmittelbar, wiewohl er selbst demselben durch seine in die Dichotomie hineingelegte Deutung widerspricht. Das Resultat ist allerdings nur ein negatives. Die positive Erklärung desselben fehlt noch. Aber das negative ist ein festes und gewisses.

Der Standpunkt der heutigen rationellen Sprachforschung ist ins Licht gestellt. Das ehrenwerthe Streben derselben, welches den Tabellarismus der Sprachformen hinter sich lassend, in das Wesen der Sprache einzudringen gerichtet ist, hat freilich seinen Zweck nicht erreicht und ist auf einen Irrweg gerathen, auf welchem die Sprachlehre nicht nur mit keinem Resultate bereichert, sondern das Wesen und das Gesetz einer solchen zerstört, und Sprache und Gesprochenes dergestalt durch einander gerüttelt und geschüttelt worden, daß beide, Grammatik wie Logik, in diesem Gemenge ihr Grab gefunden haben. Deßungeachtet darf es nie verkannt werden, daß unsre Systematiker, namentlich Becker und Herling, einen bisher durchaus ungebahnten Weg eingeschlagen, und demselben mit wissenschaftlichem Ernste und mit allen den Mitteln verfolgt haben, die ihnen der allgemeine Zustand rationeller Forschung bieten konnte. Diesem Zustande, nicht den Sprachforschern, ist es beizumessen, wenn sie die Natur ihres Zieles verkannten und den Weg zu demselben verfehlten. Psychologie und Logik, jene dogmatisch, diese kritisch, sollten die rationelle Sprachforschung bedingen: aber beide stehen zur Stunde noch so unkräftig und in so geringem Ansehen da, daß Diesterweg es als Merkmal eines „wahren" Sprachforschers rühmen darf, wenn derselbe „weder um Psychologie

noch um Logik ſich kümmere". — Die rationelle Sprachforſchung iſt ohne Steg und Weg auf ihr Ziel losgegangen. — Daß ſie aber ihr Ziel geſteckt, daß ſie die Idee einer phyſiologiſchen Entwickelung des Sprachbaues angeregt, daß ſie dieſem Ziele nachgeſtrebt, und auf einem der intereſſanteſten Gebiete des menſchlichen Wiſſens, auf dem Gebiete der Anthropologie, gleichſam ein neues, bisher unangebautes, wiſſenſchaftliches Feld eröffnet hat, — dieſen Ruhm der rationellen Sprachforſchung, daß ſie erwacht iſt, wird ihr und den Männern, in welchen ſie erwachte, Niemand rauben.

Zweite Abtheilung.

Abriß
eines
auf pſychologiſcher Grundlage entwickelten Sprachſyſtems.

Erſter Abſchnitt.
Die Grundlage.

1.
Zweck einer deutſchen Sprachlehre für Deutſche.

Eine deutſche Sprachlehre konnte bisher unter ihren Genoſſen, die mit einer fremden Sprache ſich beſchäftigen, nur eine zweideutige und untergeordnete Rolle ſpielen. Die Grammatik der fremden Sprache hat ihren klaren und beſtimmt ausgeſprochenen Zweck: ſie vermittelt das Verſtändniß der Gedanken der Fremden in deren eigenthümlicher Geſtalt. — Wozu aber ſoll der Unterricht in der Mutterſprache — der Unterricht in einer Sprache dienen, deren jeder Lernende vollkommen zum Zwecke des Ausdrucks ſeiner Gedanken, zum Zwecke der Verſtändigung in ſeiner Sphäre — mächtig iſt? — Dieſe Frage hat noch keine befriedigende Antwort gefunden.

Sprach- und reſp. Schreibefehler will man vermeiden lehren; *) man will lehren, wie die Gebildeten ſprechen, um den Schülern

*) „Die Sprachfehler", ſagt Wackernagel (a. a. O. S. 45), „meint man in der Regel hier und in den eigentlichen ſchriftlichen Darſtellungen nicht gründlicher als durch Vorausſchickung eines vollſtändigen gram-

eine gebildete Sprache beizubringen *). Aber vermittelst der Sprache das Sprechen bilden wollen, ist ein verkehrtes Beginnen. Sprache ist Ausdruck der Gedanken: man bilde das Denken nach Inhalt und Form, man gebe dem Denken einen denkwürdigen Inhalt und eine denkgerechte, eine streng logische Form, so wird es ohne Sprachmeister seinen angemessenen Ausdruck zu finden wissen. Sprachmuster machen das Gehör, nicht den Gedanken, zum Sprachmeister; die Gefahr eines manierirten, im innersten Wesen erheuchelten, Styles liegt nahe **). Beispiele aus classischen Schriftstellern mögen ihren Platz finden in den Grammatiken fremder Sprachen, wo man durch grammatische Construction den Sinn den Wörtern erst abgewinnen muß; in eine deutsche Grammatik für Deutsche gehören sie nicht.

Die aus classischen Schriftstellern entlehnten Stellen sind ein nicht geringer Fehler an unsern deutschen Sprachlehren. Wie man (in der Regel wenigstens) nicht lebendige Körper sondern Leichname secirt, so soll auch die grammatische Anatomie sich hüten, lebendige, inhaltsschwere Gedanken unter ihr Messer zu nehmen: der Schüler wird zerstreut. Anstatt den Sinn auf die Form zu richten, beschäftiget er sich

---

matischen Cursus, gewissermaßen einer systematischen Anweisung gegen alle möglichen oder wahrscheinlichen Sprachfehler, angreifen zu können. Diese wunderbare Ansicht hat eine große Anzahl Sprachlehren hervorgerufen, und ist noch bis auf den heutigen Tag nicht selten das leitende Princip beim Unterricht in der deutschen Sprache".

*) Becker scheint zwar diesen Zweck einer Sprachlehre in Abrede stellen zu wollen, wenn er (Or. 9) erklärt, sie „lehre nicht eigentlich, wie man sprechen soll, sondern nur, wie man spricht". Wenn jedoch dieser Zweck selbst beim Unterricht in einer fremden Sprache nicht der Endzweck ist, so noch viel weniger beim Unterricht in der Muttersprache. Es bleibt aber auch bei Bk. dabei, daß die Sprachlehre, „insofern sie die Bildungsgesetze der Sprache in uns zum Bewußtsein bringe und dadurch uns in den Stand setze, die Sprechweise zu beurtheilen, lehre, wie man sprechen soll".

**) Wackernagel sagt (a. a. O. S. 88): „Die Sprache ist in jedem Lebensalter ein Product der Gesammtbildung des Menschen, und man kann billigerweise nicht verlangen, daß der deutsche Sprachlehrer den Schülern diese Bildung geben soll. Kann aber dieser allein den Schülern nicht den Grad von Bildung geben, in dessen Gefolge sich eine reinere Sprache einfindet, so kann er die letztere noch weniger anticipiren; und könnte er es, so dürfte er es nicht wollen, da Sprache ohne Inhalt Lüge ist".

mit dem Inhalt *). Der Inhalt aber wird im Dienſte der grammatiſchen Form gemißbraucht und reſp. profanirt **). Dr. E. J. Hauſchild meint zwar (in der Vorr. zur deutſchen Schulgrammatik, Leipz. 1841), „es wolle geiſtlich gerichtet ſein, warum er aus Bibel und Geſangbuch ſo viele Beiſpiele gewählt habe": aber der Geiſt der Bibel und des Geſangbuchs fürchtet ſich nicht, Mißbrauch und Profanation derſelben zu verurtheilen, auch wenn man ſie mit einem Bibelſpruche geſchützt zu haben wähnt ***).

---

*) Welcher Knabe, wenn er in Becker's Schulgrammatik (4. Aufl. S. 86) lieſt: „Sterben ſoll ſie, er ſoll ſie fallen ſehn und nach ihr fallen; dieſe Furcht ſoll endigen, ihr Haupt ſoll fallen, ich will Friede haben", — dürfte wohl auf die geſperrten Hülfsverben ſoll und will, und nicht vielmehr auf ſterben und fallen ſein Merken richten? Nur ein ſtumpfſinniger Schüler könnte hier ohne Anregung der Phantaſie bleiben und an das Grammatiſche denken.

**) Mißbrauch iſt es eines bedeutſamen Inhalts, wenn z. B. bei Becker (Schulgr. 28) an dem Satze: „Der Mund des Gerechten bringt Weisheit", gezeigt werden ſoll, daß „die Betonung" alle Satzglieder „dem Einen Worte Weisheit unterordne, und daß Weisheit (Weisheit bringen) der Hauptbegriff des ganzen Gedankens ſei"; wogegen in den beiden Satzverhältniſſen — „in dem erſteren des Gerechten und in dem letzteren Weisheit — hervorgehoben", und mit „jedem dieſer Satzverhältniſſe nur Ein Begriff ausgedrückt werde", von welchen „in dem erſteren des Gerechten, in dem letzteren Weisheit der Hauptbegriff ſei". — Das iſt eine Weiſe, die eine edle Frucht zerkaut, aber nicht genießt. „Weisheit" und „Gerechtigkeit", zwei Hauptbegriffe des menſchlichen Denkens und Handelns, werden zu zwei Hauptbegriffen eines „Satzes und ſeiner Satzverhältniſſe", und die Sentenz: „der Mund des Gerechten bringt Weisheit", wird zu einem Dienſte herabgewürdiget, den der Satz: „der Hund des Cajus frißt Gras", nicht minder vollkommen geleiſtet hätte. — Auch ſtreift es an Profanation, wenn Bk. (Schulgr. 10) an den Sätzen: „Vertrau' auf Gott! Rette den Bedrängten!" den Imperativ erklärt. Solche Gedanken gedankenlos, abſichtlich gedankenlos ausſprechen zu laſſen, widerſpricht nicht minder dem moraliſchen und religiöſen, wie dem äſthetiſchen Tact.

***) „Es will geiſtlich gerichtet ſein", ſagt Dr. Hauſchild. Der Geiſt aber, auf welchen er provocirt, richtet die Stellen ſeiner „deutſchen Schulgrammatik" („höherer Curſus"), wo man (S. 13) lieſt: „Die obigen Genitive laſſen ſich auch umſtellen, z. B. des Herrn Name iſt herrlich. Sie ſtreiten ſich um des Kaiſers Bart". Und weiter (S. 38): „Es lebt ein Gott, der Menſchen liebt!" Dann unter der folgenden Nummer:

Zu lehren, wie Bibel und Gesangbuch, oder wie die Gebildeten sprechen, um ihnen nachzusprechen, auch ohne ihnen nachzudenken —

„Es war einmal ein König, der hatte einen Floh, den liebt er gar nicht wenig, wie seinen eignen Sohn". — Ungeistlichkeit und Geistlosigkeit streiten sich hier um den Vorrang.

Und Aehnliches, wobei man nur tiefen Unwillen empfinden kann, liest man in einer „zweiten unveränderten Auflage" eines „Leitfadens für Schüler in Volksschulen", wo man die Zeitformen der Conjugation in folgenden Worten erläutert findet: „Ich betete, als ich in Noth war; ich habe gebetet; ich hatte gebetet, da die Hilfe kam; ich werde beten; wann du kommen wirst, so werde ich gebetet haben". — Was heißt das? Soll etwa ein Kind, dem man das Wort beten in den Mund legt, nicht ans Beten denken? Nun aber zwingt man es, ein Gebet in der Noth wie ein Imperfect, eine Gebetserhörung und göttliche Hülfe wie ein Plusquamperfect (oder resp. wie eine „erste und dritte Vergangenheit"!), und ein zufälliges, durch ein zufälliges Kommen bedingtes, Beten wie ein Futurum exactum (wie eine „zweite Zukunft") zu denken, und beide disparate Begriffe, den des Inhalts und den der Form, in seinen Vorstellungen zu verknüpfen. — Solche geistwidrigen Vorgänge richtet ein „fromm"-grammatischer Eifer in „Volksschulen" an! — Und wenn dann ein gleichgesinnter Lehrer auf die Autorität seines Sprachmeisters hin entwickelte, was dieser nur andeutet; wenn er das Verbum beten durch alle „sechs Zeitformen" durchconjugiren ließe, und etwa beim Perfect einfiele und fragte: „Ist's auch wahr, was du sagst"? — so würde man eine so gröbliche Verschuldung an der Heiligkeit des Gebets überhaupt, wie insbesondere an der Gebetsstimmung des befragten Kindes und der versammelten Jugend ihm allein — dem Lehrer — nicht beimessen können. — Allerdings kann und soll die Schule am Anfange und am Schlusse des Unterrichts ein „Kämmerlein" (Matth. 6, 6.) sein. In der grammatischen Stunde aber wird sie der „Gasse" und jenen „Schulen" näher stehn, in welchen die Pharisäer „gern beteten". — Ein anderes Beispiel derselben Art liefert derselbe „Leitfaden", wenn er die Anfangsworte des Kirchenliedes: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", unter den „hauptwörtlichen Nebensätzen" aufführt, die, wie es dort heißt, „den 1ten, 2ten und 4ten Fall vertreten". Eine soche Association löset sich so leicht nicht wieder. Nicht nur der Gedanke: „mein Erlöser lebt", bleibt als „hauptwörtlicher Vertreter des 4ten Falles" am Kirchenliede, sondern auch die Leichtfertigkeit, die ihn profanirte, am Gedanken haften. — Das ist nicht die Art, wie man einen wahrhaften Glauben vor den Leuten und in „Volksschulen" bekennt; so macht man aus dem Glauben ein „faul Geschwätz", das den „heiligen Geist betrübet", den unheiligen aber belustiget. (Eph. 4, 27. 29. 30.)

dieſe manierirte, gleißneriſche Afterbildung (ob ſie dabei nach frommer oder unfrommer Mode ſich ziert, iſt einerlei) — kann nicht Zweck des Unterrichts in der Mutterſprache ſein. — Es liegt vielmehr der Gedanke nahe, daß dieſer Zweck außer Zweifel allein der ſein könne, der vermittelſt der Mutterſprache allein zu erreichen iſt; an ihr müßte gezeigt und gelehrt werden, was ſie als Mutterſprache aufweiſet und lehren kann.

Nun aber iſt die Mutterſprache diejenige, die, mit ihrem Grunde verwachſen, ein unmittelbar Lebendiges iſt, während alle fremden Sprachen, indem man ſie auf den fremden Grund verpflanzt, erſt allmählig ins Leben gebracht werden, und wohl nur in ſeltenen Fällen ſo tief einwurzeln, daß ſie mit dem Denken verſchmelzen und die Sprache des Selbſtgeſprächs werden. Es iſt daher die Mutterſprache allein, die lebendig und vollkommen im Sprachgrunde wurzelt, und nur an der Mutterſprache kann der Grund der Sprache wahrgenommen und nachgewieſen werden. Den Grund der Sprache kennen zu lehren iſt daher Zweck des Unterrichts in der Mutterſprache. Er ſoll nicht lehren, wie man ſprechen ſoll, nicht lehren, wie man ſpricht; ſeine Aufgabe iſt die, zu lehren, warum man ſo ſpricht, wie man ſpricht. — Und daſſelbe liegt in Becker's Worten (Or. 9), wenn er ſagt: „Die Sprachlehre iſt nur eine Phyſiologie der Sprache, die in uns die innern Bildungsgeſetze zum Bewußtſein bringt".

Doch er ſelbſt, Becker, kehrt zur alten befahrenen Straße wieder um, indem er von dem Erfolg einer Phyſiologie der Sprache nur ausſagt, daß ſie „uns in den Stand ſetze, zu beurtheilen, ob die Sprechweiſe im Einzelnen dieſen Geſetzen gemäß ſei, oder nicht, und inſofern lehre, wie man ſprechen ſoll". Mit dieſem Ziel im Auge, erhebt ſich der Unterricht in der Mutterſprache nicht über den untergeordneten Standpunkt eines Präſervativs oder einer „ſyſtematiſchen Anweiſung gegen alle möglichen oder wahrſcheinlichen Sprachfehler". Eine „Phyſiologie der Sprache" — eine Sprachlehre, die aus dem Sprachgrunde, aus der Tiefe des Sprachbaues ſchöpft — muß einen höhern Zweck haben, als den, welchen jede empiriſche Kenntniß der Sprache gleich vollkommen erreicht.

Freilich kann dieſer höhere Zweck nur vor den Augen Solcher entwickelt werden, denen es zuſagt, über das nächſt Vorliegende hinaus zu gehn, in den Grund der Erſcheinungen, in die verborgene Werk-

stätte, in das heimliche Leben des Lebens und seiner Aeußerungen hinein zu blicken, und die tiefer liegenden Erfolge der innern Vorgänge im sinnenden Geiste aufzufassen. Wo etwa die Bemerkung (o. S. 8), daß überhaupt der grammatische Unterricht, indem er auf Worte merken lehre, auch den ethischen Zweck der Selbstbeobachtung unterstütze, als eine phantastische oder gesuchte Anstoß gefunden hätte, da dürfte um so weniger der Zweck verstanden und gebilliget werden können, den ich nach meiner Ueberzeugung dem Unterricht in der Muttersprache als den Endzweck desselben nur stellen darf. — Einen andern menschenwürdigen Endzweck, als den ethischen, giebt es nicht. Das Ethische ist die Spitze, in welcher alle Bildung, wenn sie wahre Bildung sein soll, zusammenlaufen muß; auch des Handwerkers Bildung soll zum Zwecke haben, „mit den Händen zu schaffen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen". (Eph. 4, 28.) — Nur ein ethischer darf daher als Endzweck des Unterrichts in der Muttersprache dort, wo man den Unterricht menschenwürdig betrachtet, der Geltung gewärtig sein.

Die Kenntniß des Zweckes einer Sache macht mit der Sache bekannt, die des Grundes macht mit ihr vertraut. Jene lehrt, die Sache gebrauchen, diese sie machen; jene vermittelt eine beschränkte, diese eine unbeschränkte Disposition; und nicht etwa nur die praktische sondern auch die theoretische: d. h. das Bewußtsein der Dispositionsfähigkeit oder — mit einem andern Ausdrucke — der Mündigkeit in Beziehung auf die in ihrem Grunde erkannte Sache, oder auf das in seinem Grunde erkannte Verhältniß. — Dieses Bewußtsein aber ist Zustand, ist Charakterwesen; und nicht sowohl die Disposition, als vielmehr die Dispositionsfähigkeit — die Mündigkeit — giebt dem Charakter seinen Gehalt. — Was nun die Sprache anbetrifft, so zweifelt freilich wohl nur selten Jemand an seiner unbeschränkten Dispositionsfähigkeit über dieselbe; aber solche Zuversicht steht in der Regel nur der gleich, da man an seiner Mündigkeit nicht zweifelt, weil man einen Mund hat, und an seiner Wahlfähigkeit nicht, weil man sich wählig (wahllustig) fühlt. Andere, die tiefer in ihr eigenes menschliches Wesen und in die eins der Lebensäußerungen desselben — in die Sprache — einblicken, werden bald inne, daß sie vor sich selbst und vor ihrem Thun wie vor einem tiefen unerschlossenen Räthsel stehn, und daß die vermeinte Dispositionsfähigkeit über sich selbst und resp.

über ihre Sprache eine nur eingebildete ist. — Die Meinung, daß man sich selbst in der Macht habe, die Meinung, das subjective Ich beherrsche das objective, liegt nahe: die thatsächliche Herrschaft aber über sich selbst will erworben werden.

Alle Emancipation beginnt mit der Emancipation vom objectiven Ich, das fälschlich für das eigene Selbst genommen zu werden pflegt. Ihr steht die Afteremancipation, die das objective Ich emancipiren, ihre Wahllust wie Wahlfähigkeit, ihre Mundfähigkeit wie Mündigkeit, geltend machen will, als ihre Carricatur gegenüber. Beide zu scheiden, beide aus einander zu halten, giebt es nur Eine Macht — die Macht des Gewissens, wo es als die Macht des gewissen, des zureichenden Grundes geweckt und erkannt worden. — Zu dieser wahren Emancipation trägt jedes Wissen in der Schlußform des Gewissen, im Bewußtsein des zureichenden Grundes, und sei es ein noch so geringes, sein Scherflein bei; — und wenn Wackernagel (s. o. S. 9) sehr wahr bemerkt, daß „die Muttersprache die einzige Sprache sei, die wir wissenschaftlich durchdringen können, weil nur in ihr Subject und Object Eins sind", so wird auch die Folgerung, daß solche wissenschaftliche Durchdringung dazu beitragen könne, das Subject vom Object zu emancipiren, allen Denen nicht paradox und nicht gesucht erscheinen, die es wissen, wie das Große — das eigenste Selbst des Menschen — von seinen Gewöhnungen im Einzelnen und Kleinen — das Sittliche von der Sitte (vom Ethos) — abhängt. Jeder Beitrag zu einem gründlichen Wissen schärft das Gewissen; und der Einblick in den Vermittler alles Wissens — in die Sprache und in den Grund derselben — kann und soll — wo man „menschlichen Wandel" in Schule und Haus nicht bloß „für einen Jahrmarkt hält, und vorgiebt, man müsse allenthalben Gewinnst suchen" (Weish. 15, 12.) — nur dazu mitwirken, den Menschen tüchtig, tauglich, tugendhaft zu machen, indem man ihn übt, allenthalben zu erforschen und zu erkennen den zureichenden Grund. Weniger die gewonnene Kenntniß, als die vermittelst der gründlichen Besinnung erworbene Kraft, weniger das Wissen als der Ernst, der jeder bewußten Frage nach dem Warum der Dinge und Erscheinungen zu Grunde liegt — ist der wahre Gewinn aller Wissenschaften. Das Warum aber hängt mit dem Wozu, das Bewußtsein der Gründe mit dem der Zwecke, enge zusammen: und die Freiheit, die ihre Verantwortlichkeit kennt, und darum weiß, daß sie

Freiheit ist — die wird dann die reife, die höchste Frucht des Wissens. — Von dieser Höhe scheint freilich eine deutsche Sprachlehre weit entfernt zu liegen, und nur durch eine große Anzahl Mittelglieder mit derselben verbunden zu sein. Aber auch in der einzelnen Wurzelfaser waltet und wirkt die Kraft (der Geist), der in der reifen Frucht sein Wirken offenbart. Und darum mag der Schöpfer der Sprache auch in der Sprachlehre offenbar werden; — allerdings nicht in frömmelnden Reden grammatischer Exempel, wohl aber im frommen Wesen; nämlich in der Besonnenheit und in der Frucht derselben, in der Wahrheit.

2.

Die psychologischen Principien.

Die Sprache ist Ausdruck der Gedanken. — Diese Definition steht, wie in allen andern Sprachlehren, auch an der Spitze der meinigen. Doch sondert mit dem ersten Schritte meine Sprachlehre sich von den andern; denn es wird der Satz geltend gemacht: der Ausdruck ist nicht das Ausgedrückte; — Sprechen, obwohl seinem Begriffe nach nie ohne Denken, ist darum nicht Denken. Für die Sprache gilt, was überhaupt vom Zeichen: dieses ist in Betreff seiner Form vom Bezeichneten durchaus abhängig, doch in Betreff seines Wesens durchaus unabhängig; und eben darum bedingt die Abhängigkeit der Form des Zeichens vom Bezeichneten keineswegs auch die Gleichheit der Formen des Zeichens und des Bezeichneten: die von den Denkformen absolut abhängigen Sprachformen sind darum keineswegs Denkformen (s. o. S. 43). Und was das Wesen und demnach die Entwickelung der Sprache und der Gedanken anbetrifft, so haben beide mit einander ebenso wenig eine Gemeinschaft, wie die Kunst des Malers oder Bildhauers mit der Entwickelung der Gegenstände, die sie darstellen. Der Maler stellt nur dar, wie das Licht, der Bildhauer, wie die Gestalt, der Zeichner, wie der Schatten an den Dingen sich entwickelt — aber keiner von ihnen stellt die Dinge dar. Der Geist ist es, der das Zeichen in das Bezeichnete ganz in gleicher Art umsetzt und verdollmetscht, wie er das kleine Lichtbild auf der Retina, wenn auch nicht absolut, so doch dermaßen vollkommen interpretirt, daß das Bild, als wäre es das Abgebildete selbst, erscheint, und daß es den Physiologen erst spät einleuchtend geworden, wie das Auge nur Flächen sehe, wo der im Sehen geübte Geist Gestalten und Distanzen aller drei Dimensionen wahrnimmt. Diese Kunst der

Zweite Abtheilung.

Abriß
eines
auf pſychologiſcher Grundlage entwickelten Sprachſyſtems.

Erſter Abſchnitt.
Die Grundlage.

1.
Zweck einer deutſchen Sprachlehre für Deutſche.

Eine deutſche Sprachlehre konnte bisher unter ihren Genoſſen, die mit einer fremden Sprache ſich beſchäftigen, nur eine zweideutige und untergeordnete Rolle ſpielen. Die Grammatik der fremden Sprache hat ihren klaren und beſtimmt ausgeſprochenen Zweck: ſie vermittelt das Verſtändniß der Gedanken der Fremden in deren eigenthümlicher Geſtalt. — Wozu aber ſoll der Unterricht in der Mutterſprache — der Unterricht in einer Sprache dienen, deren jeder Lernende vollkommen zum Zwecke des Ausdrucks ſeiner Gedanken, zum Zwecke der Verſtändigung in ſeiner Sphäre — mächtig iſt? — Dieſe Frage hat noch keine befriedigende Antwort gefunden.

Sprach- und reſp. Schreibefehler will man vermeiden lehren; *) man will lehren, wie die Gebildeten ſprechen, um den Schülern

*) „Die Sprachfehler", ſagt Wackernagel (a. a. O. S. 45), „meint man in der Regel hier und in den eigentlichen ſchriftlichen Darſtellungen nicht gründlicher als durch Vorausſchickung eines vollſtändigen gram-

eine gebildete Sprache beizubringen *). Aber vermittelst der Sprache das Sprechen bilden wollen, ist ein verkehrtes Beginnen. Sprache ist Ausdruck der Gedanken: man bilde das Denken nach Inhalt und Form, man gebe dem Denken einen denkwürdigen Inhalt und eine denkgerechte, eine streng logische Form, so wird es ohne Sprachmeister seinen angemessenen Ausdruck zu finden wissen. Sprachmuster machen das Gehör, nicht den Gedanken, zum Sprachmeister; die Gefahr eines manierirten, im innersten Wesen erheuchelten, Styles liegt nahe **). Beispiele aus classischen Schriftstellern mögen ihren Platz finden in den Grammatiken fremder Sprachen, wo man durch grammatische Construction den Sinn den Wörtern erst abgewinnen muß; in eine deutsche Grammatik für Deutsche gehören sie nicht.

Die aus classischen Schriftstellern entlehnten Stellen sind ein nicht geringer Fehler an unsern deutschen Sprachlehren. Wie man (in der Regel wenigstens) nicht lebendige Körper sondern Leichname seciert, so soll auch die grammatische Anatomie sich hüten, lebendige, inhaltsschwere Gedanken unter ihr Messer zu nehmen: der Schüler wird zerstreut. Anstatt den Sinn auf die Form zu richten, beschäftiget er sich

---

matischen Cursus, gewissermaßen einer systematischen Anweisung gegen alle möglichen oder wahrscheinlichen Sprachfehler, angreifen zu können. Diese wunderbare Ansicht hat eine große Anzahl Sprachlehren hervorgerufen, und ist noch bis auf den heutigen Tag nicht selten das leitende Princip beim Unterricht in der deutschen Sprache".

*) Becker scheint zwar diesen Zweck einer Sprachlehre in Abrede stellen zu wollen, wenn er (Dr. 9) erklärt, sie „lehre nicht eigentlich, wie man sprechen soll, sondern nur, wie man spricht". Wenn jedoch dieser Zweck selbst beim Unterricht in einer fremden Sprache nicht der Endzweck ist, so noch viel weniger beim Unterricht in der Muttersprache. Es bleibt aber auch bei Bk. dabei, daß die Sprachlehre, „insofern sie die Bildungsgesetze der Sprache in uns zum Bewußtsein bringe und dadurch uns in den Stand setze, die Sprechweise zu beurtheilen, lehre, wie man sprechen soll".

**) Wackernagel sagt (a. a. O. S. 88): „Die Sprache ist in jedem Lebensalter ein Product der Gesammtbildung des Menschen, und man kann billigerweise nicht verlangen, daß der deutsche Sprachlehrer den Schülern diese Bildung geben soll. Kann aber dieser allein den Schülern nicht den Grad von Bildung geben, in dessen Gefolge sich eine reinere Sprache einfindet, so kann er die letztere noch weniger anticipiren; und könnte er es, so dürfte er es nicht wollen, da Sprache ohne Inhalt Lüge ist".

man aber „fühlen", was man im Bewußtsein hat, so ist der Gedanke ein Gefühl, das als wissendes oder geistiges Gefühl vom äußerlichen oder leiblichen, wie vom sinnlichen Gefühl (z. B. der Freude, der Trauer) sich ebenso wesenhaft als vollkommen unterscheidet; damit aber auch — wenn man anders selbstredenden Thatsachen nicht ins Angesicht widersprechen will — die biblische Darstellung des menschlichen Wesens als einer Dreieinheit von Leib, Seele und Geist, beglaubiget; sie als die einzig wahre, als die physiologisch richtige, mit allem Nachdrucke einer evidenten Thatsache beglaubiget. *)

---

*) Prof. Rosenkranz nennt freilich diese „Triplicität" (s. Psychologie, Vorr. S. XXVI) eine „abstracte", die „in der neuern Zeit durch die Anknüpfung, welche sie im paulinischen Lehrbegriff und in gnostischen Systemen finde, durch die Theologen und theologisirenden Philosophen wieder sehr beliebt geworden sei". Er erzählt: „Ein witziger Autor habe diese Abstractionen, aus deren Aggregat eine todte Philosophie den Menschen bestehen lasse, dadurch persiflirt, daß er meint, zur Existenz des Menschen gehöre jetzt viel mehr, z. B. Geld". — Doch in solcher Weise und auch mit dem Zusatze, daß diese Philosophie „den Leib wie einen Kaliban, die Seele als einen Ariel, den Geist als den Lord Abstract behandele, der auf die Frage, ob er an die Unsterblichkeit der Seele glaube", mit der Definition der „geraden Linie" antwortet, wird weder der mit jener Triplicität eng verknüpfte „paulinische Lehrbegriff" noch sonst ein gnostisches System erschüttert. — Sollten Autoren, deren einer bei ernster Sache einen platten Spaß macht, welchen der andere für Witz verkauft, irgend Etwas außer sich persiflirt und hiemit die Triplicität wirklich als ein bloßes „Aggregat einer todten Philosophie" für alle Zeit zu Grabe getragen haben? Sollte ein „philosophisches Gewissen" — („man muß auch ein philosophisches Gewissen haben", sagt Hr. Prof. Rz. S. XIII) — sollte ein „philosophisches", ein potenzirtes, mit denkendem Ernste prüfendes Gewissen dort wachen, wo die Wurzel, das civilisirte, schläft? Nimmermehr könnte ein „philosophisches" Gewissen so blindlings zufahren, und die in Thatsachen sich herausstellende Trichotomie von Geist, Seele und Leib geradehin eine „abstracte", eine „Abstraction" und die Philosophie, die an einen Lehrbegriff anknüpft, der schon durch den Streit, den er seit Jahrhunderten anregt, als ein lebendiger sich bekundet, geradehin eine „todte", und darum eine „todte" nennen, weil sie bestimmt und scharf distinguirt, wo Hegel nur Worte distinguirt, die er als Begriffe identificirt. — Keine Philosophie ist absolut todt; in jeder ist Leben, einer jeden liegen lebendige, in der Wahrheit wurzelnde, aus der Wahrheit entlehnte Gedanken zu Grunde. Die materielle

Worte lassen sich fügen, und man kann glauben, Begriffe gefügt zu haben. Das Durchdenken und das innere Hören, das geistige

---

Wahrheit einer Philosophie ist aber nicht ihr philosophischer Charakter (der Glaube, daß ein Gott sei, ist auch Princip der diabolischen Philosophie; Jac. 2, 19.); Entwickelung ist philosophisches Wesen; wie die Entwickelung, wie die Methode, so die Philosophie; und so ihr Werth. Denn nicht, was sie denkend gewinnt, nicht ihre Resultate, sondern wie sie das Denken leitet, geben ihr ihren wissenschaftlichen Gehalt. (S. o. S. 22). — Hr. Prof. Rosenkranz giebt uns ein Beispiel der „dialektischen Methode", indem er sich aufmacht, die paulinische Triplicität zu bekämpfen, und damit zugesteht, daß er sie noch nicht für absolut todt halte. — „Hegel" — so referirt er — „setze für die Wissenschaft vom subjectiven Geist den Begriff der Leiblichkeit als der Naturphilosophie angehörig schon voraus, und unterscheide den Geist als Seele, Bewußtsein und Geist. Es sei dasselbe Subject, das in diesen verschiedenen Stufen der Entwickelung, die auch für es zu besondern Zuständen werden, erscheine". — Man sieht, daß zwischen Wesen und Zustand eines Wesens kein Unterschied gemacht wird; Substantialität und Modification sollen Eins und Dasselbe sein. — „Der identische Geist", so liest man ferner, „wird sich selbst ein anderer"; — d. h. die Identität schaut sich als Differenz: betrügt sich selbst; nur sieht man nicht, wie der identische Geist an sich selbst so irre werden kann. — Doch weiter. — „Als selbstbewußter Geist erst ist er, was er seiner Substanz nach schon als Seele ist. Er muß sich daher aus seiner Natürlichkeit heraus arbeiten". — „Daher"? — Wer setzt dieses „Daher"? — Setzt es der „identische Geist", so strebt er und arbeitet, ringt ohne Selbstbewußtsein nach Selbstbewußtsein. — Und weiter. — „Sie (seine Natürlichkeit) ist das Element, von und in welchem er sein Dasein beginnt". — Die Präpositionen von und in drücken bekanntlich Verhältnisse, zweigliedrige Verknüpfungen aus: es ist mithin von zwei Elementen die Rede. Aber nein. — „Nicht die bloße Beziehung auf die Leiblichkeit", sagt man, „sondern das wirklich identisch Sein mit ihr ist das Psychische im engeren Sinn". — Hier schürzt sich der Knoten der Triplicität. Leib und Geist, diese zwei Worte, werden im Begriff Ein Wesen, und das Psychische wird als drittes Wort, als dritter Name, für den in seiner Natürlichkeit „identischen Geist" hinzugethan. — Doch die Namen verwandeln sich alsobald wieder in Wesen. — Denn trotz dem, daß „die Natürlichkeit der Seele nur die Grundlage, nicht der Grund des Geistes" sein soll, und folglich die „Grundlage" nicht begründet, so soll dennoch der Geist „schon in dieser Identität seiner mit der Natur der Gegenstoß gegen sie" sein! So begründet ohne Grund eine Identität, ein Nichtunterschiedenes oder Nichtunterscheidbares, nicht etwa

Gefäß, welches bald inne wird, ob das Denken auf sicherm oder auf schwankendem und schlüpfrigem Boden sich bewegt, ist nicht Jeder-

---

nur einen abstracten, sondern einen derb concreten, einen „stoßenden" Gegensatz gegen die Natürlichkeit des Geistes; und das geschieht, weil er an sich über die Natur hinaus" (also an sich nicht mit der Leiblichkeit, nicht mit der Seele identisch) „ist, und diese an sich ihm inwohnende Hoheit auch für sich setzen muß". — „Auf dieser Nothwendigkeit" — so schließt hier die Entwickelung — „beruht die ganze Anthropologie, welche ihrer jetzigen Bestimmtheit nach in der That erst von Hegel geschaffen ist".

Die biblische Anthropologie ist eine andere. An der Stelle 1 Mos. 2, 7. wird ein disparates Sein — „Staub von der Erde" und „Hauch aus Gott" — mit einander verbunden, und in dieser Verbindung die Seele des Menschen als die gewordene, aus Staub und Geist gewordene, dargestellt. Mit Beziehung auf V. 19 und 20 bekennt Prof. Kz. (S. 302), daß „die Bibel auch hier, wie gewöhnlich, höchst vernünftig sei". Will man nun nicht annehmen, daß die Bibel erst bei V. 19 „wie gewöhnlich" spreche, so tritt Hegels Ansicht der biblischen mindestens als eine minder vernünftige entgegen; und zugleich wird die Wirklichkeit des Geistes, die (nach S. XXVII) das Resultat seiner Arbeit sein soll, wenn er „als vernünftiges Subject" (nicht etwa vernimmt, sondern) „sich selbst einen Inhalt erschafft", eine minder wirkliche, und dieser Geist minder wirklich das, wofür er sich ausgiebt, — Geist. — Doch den Schlüssel zu dem Räthsel dieses „identischen Geistes" finden wir (Psychol. 387), wo es heißt: „Wer nicht in dem Begriff des Absoluten das Princip der Selbstgestaltung und Selbstentwickelung der Speculation begreift" — wem „die technische Sprache der Speculation, die von Selbstentzweiungen, Widersprüchen, Selbstauflösungen wimmelt, gar zu selbstmörderisch klingt" — „der kann gar nicht anders, als annehmen, daß die sogenannte Bewegung der Begriffe" (deren „Gang" namentlich in der Psychologie „auch der der Sache ist", — S. 404) „nur ein von der Anschauung der sinnlichen Bewegung entlehnter Begriff, und der sogenannte Uebergang von Begriff zu Begriff nur ein absichtliches Ergänzen des einen durch den andern sei". — Das ist das Geheimniß der Philosophieen von Spinoza bis Hegel: das „Absolute" als „Princip". Dann gestaltet und entwickelt sich die Speculation von selbst. Das heißt: die Speculation, nicht bloß vom Absoluten, vom Unbedingten, bedingt, sondern vom Absoluten und Unbedingten unbedingt bedingt, wird, was sie wird, weil sie es wird; und da „die Bewegung des Begriffs" der Gang der Sache ist, so wird das „Absolute", indem es sich selbst gestaltet, sich selbst entwickelt, Alles von selbst; tritt von selbst aus der Gestaltlosigkeit in das Gestalten und in die Gestalten, und aus seiner absoluten Identität in die unendliche

manns Sache. Tendenzen der mannigfaltigsten Art umeingen die geheime Werkstätte des Denkens, dringen auf dasselbe ein, und machen

---

Multiplicität. Mit solchem Begriff vom Absoluten begreift man dann ganz leicht, wie der „identische Geist" von seiner Identität sich löset, aus seiner Natürlichkeit sich „heraus arbeitet", um aus seinem Dasein, aus seiner Substanz, seine Wirklichkeit, aus seinem Ansich sein Fürsich, und seine „inwohnende", subjective „Hoheit" als objective zu gewinnen, und dann, wie weiter erzählt wird, „sich selbst" als ein „bewußtes, allgemeines Selbst", als den „sich selbst setzenden" und in solchem „Gesetztsein sich selbst seine Form gebenden Inhalt — vorzufinden". — Das Alles wird begriffen; und ganz leicht. Alle Bedingungen sind bei Seite geschafft. Dem „abstracten Verstande", der (Psychol. 392) behauptet, „man habe zwar Worte gemacht, ihm aber nichts erklärt", ist der Mund verboten. Der „identische Geist" als „allgemeines Selbst", und die „Allgemeinheit, die in ihrer Bestimmtheit die Vernunft ist" — der „identische Geist" als Vernunft (nach Herbart „der Mittelpunkt der Schwärmerei bei allen heutigen Parteien") agirt nun allein. Und diese ist nun sicher, daß ihre dialektischen Fäden, an welchen die philosophische Marionette hängt, so fein gesponnen sind, daß alle „Vernünftigen" darauf schwören müssen, der absolute und resp. „identische Geist" mache seinen Selbstentwickelungsproceß absolut „von selbst" — ohne Grund und Bedingung. Was jedoch Essen und Trinken anbelangt — die Assimilation des Nicht-Identischen — so kommt die nicht in Betracht; sie streitet gegen das Princip. — „Das Denken", sagt Trendelenburg (log. Unters. I, 69), „thut (bei Hegel) nichts hinzu; es sieht nur, wie sich die Sache selbst macht". — Und fragt man denn endlich, wer nun wohl der Klügere sei, jener „Lord Abstract" des „witzigen Autors", „der auf die Frage, ob er an die Unsterblichkeit der Seele glaube", nichts zur Sache zu antworten weiß, oder dieser „identische Geist", so antwortet uns dieser mit Dr. Reenihil (S. 17 f.): „Ueber die Unsterblichkeit der Seele muß man bekennen, daß sich dieselbe nicht mehr festhalten läßt; — man kann sie nur in einer ununterbrochen fortlaufenden Kette von Individuen, die wir in der Generation finden, und in der Uebertragung des Geistes durch Erziehung suchen". Man sieht: wovon jener nichts weiß, kann dieser nicht festhalten. Wenn jedoch Dieser Etwas zu sein und darum immer etwas zu sagen glaubt, auch wenn er nichts weiß, ja sogar „mit der Anerkennung" seiner angeblichen „Wahrheit uns eine neue Seligkeit zu eröffnen" meint, die „uns den Verlust einer jenseitigen ersetzen müsse": so steht doch „mit der Anerkennung einer Wahrheit", die trotz ihres absoluten Selbstprincips zwei Gründe, die Generation und die Erziehung, und eine Vermittelung, die „Uebertragung", anerkennt, der Untergang des Princips und seiner

es irre, indem sie lockende Resultate, subjective Zwecke, als wären es Gründe, unterschieben. Daher die allgemeine Leichtfertigkeit des Denkens, und daher die mehr als babylonische Verwirrung, die fast weniger unter den Denkenden als unter den Denkern herrscht. — Die Wurzel aller Irrthümer aber ist die: daß man die Fehlbarkeit des subjectiven Denkens wie eine absolute Wandelbarkeit achtet, die den Dingen anhaftet. Der Gedanke: „es kann auch anders sein, als ich denke", treibt den Gedanken hervor: dieß Eine kann auch ein Anderes sein. Darum erlaubt man wohl, daß der Mensch ein Gewissen habe; daß er aber etwas gewiß wisse und als gewiß behaupte, erlaubt man nicht. Die Wahrheit soll nur Meinung sein; und die Meinung glaubt als Wahrheit sich geltend machen zu dürfen. Hier findet das lose Denken, wenn es nur originell scheint, seinen Boden; hier findet es die Möglichkeit, eine „ursprüngliche Eins zugleich als die Zwei, und diese zugleich wieder als die Eins" zu setzen; den „absoluten Geist aus seinem absoluten Sein seine Schranken schaffen" zu lassen, indem derselbe „sich entäußert", sich „nicht bloß in die Materie hinein bildet, sondern dieſe, und in dieſer ſich ſelbſt ſchafft". (Dr. Necnihil, S. 28 f.) — Die Wurzel aller Philosophie ist in der Erklärung des Werdens beschlossen. Das absolute Werden ist die absolute Lüge, welche dem absoluten Wollen, der Willkür, die Herrschaft der Welt vindiciren will; ein Streben, welches im Schrei des eigenwilligen Kindes wie im Cultus der Idee, im „Cultus des Genius", gleiches Wesen hat, auf gleichen Grund sich stützt und gleicher Dialektik sich bedient. — Die Verschuldung hat ohne Zweifel sehr verschiedene

---

„neuen Seeligkeit" in so unmittelbarer Verbindung, daß der Verlust einer Hoffnung, die Grund hat (1 Petr. 1, 3.) und „bereit ist zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert", und Gründe vernehmen kann (1 Petr. 3, 15.), nicht zu befürchten ist. — Nur Eins ist gewiß. Wird einmal die Philosophie ihrer selbst und ihres Berufes sich bewußt, Bürgschaft zu leiſten für die Conſequenz des Denkens, und also weder für noch wider den Glauben, wohl aber neben demselben, neben der Vernunft, als Verſtand Führerin zu sein der menschlichen Freiheit: dann wird sie unter ihren Verirrungen diejenige, da sie die dem Begriff als solchem immanente Negation und resp. Entwickelungskraft auch in das Reale hinein trug, nicht als eine der geringeren beklagen.

Grade; auch darf ein Menſch ſie nicht richten: der Irrthum aber zeigt ſich überall in gleicher Geſtalt *).

Geiſt, Seele und Leib müſſen da, wo man ſie mit Worten unterſcheidet, und wo man mit denſelben nicht ein müßiges Spiel treiben, ſondern die Erſcheinungen des menſchlichen Weſens, die man

*) So bemerkt z. B. J. H. Fichte in ſeiner Abhandlung über den „bisherigen Zuſtand der Anthropologie und Pſychologie" (ſ. Zeitſchr. f. Philoſ. u. ſpecul. Theol., 12. Bd. S. 91), daß J. C. Heinroth und G. H. Schubert in ihren Schriften (Anthropologie und Geſchichte der Seele) „die Triplicität von Leib, Seele und Geiſt zum Hauptbegriffe gemacht haben", und daß dieß „nach ſeiner Ueberzeugung richtig ſei, ſofern man darunter nicht drei Principe verſtehe, die zu einander kommen, ſondern die Eine, untheilbare Geiſtesmonade, die zugleich lebendig oder ſeliſch ſei, und eben dadurch es vermöge, leiblich zu werden, aus den chemiſchen Stoffen ſich einen Außenleib zu erbauen". — Hat dieſe Fichteſche „Triplicität" philoſophiſchen Grund? — Er ſagt: „Die Eine, untheilbare Geiſtesmonade iſt zugleich" — d. h. iſt theilbar, da ſie Dieß und „zugleich" Anderes ſein kann. — Sie iſt „zugleich lebendig"; — d. h. ſie ſchlägt wieder in die Eine untheilbare zurück (die Zwei iſt wieder Eins). Denn da man eine zugleich lebendige und nicht lebendige Monade nicht denken kann, ſo hat man doch das Wörtchen „zugleich" gehört, und das klingt wie Zwiefaches. — Und nun ſetzt man „lebendig" = „ſeliſch", ſo iſt die Geiſtesmonade Zwei und doch Eins, iſt Geiſt und Seele, und doch nur Geiſt. — Auch iſt die Differenz keineswegs eine abſtracte; die Geiſtesmonade gewinnt dadurch ein Vermögen. Denn „eben dadurch", daß man den Geiſt „lebendig" und den lebendigen Geiſt „ſeliſch" genannt hat, ſoll die Geiſtesmonade „es vermögen, leiblich" — ein Drittes — „zu werden", und, ungetheilt wie untheilbar, dennoch einen dritten Theil zu gewinnen und in der philoſophiſchen „Ueberzeugung" des Debuenten eine „richtige Triplicität" zu werden! Alſo hat man ſich gehütet, nicht etwa „drei Principe zu einander kommen" zu laſſen. — Doch vor zweien hat man ſich nicht bewahrt. — Denn woher wohl „die chemiſchen Stoffe?" — Daß die „Geiſtesmonade" dieſe Stoffe aus ihrem „abſoluten Sein ſchaffe", um dann „in denſelben ſich zu ſchaffen", iſt nicht geſagt. — Heißt das aber nicht in der That: „Worte machen, und nichts erklären"? Heißt das nicht — wenn man von dem Ruf der Genialität, in welchen ein ſolches Philoſophiren gekommen, ſich nicht blenden läßt, und die Forderungen des Menſchenverſtandes nicht gewaltſam zum Schweigen bringt — heißt das nicht, einen grauenhaften Spaß mit der göttlichen Natur des Menſchen treiben, der um ſo grauenhafter iſt, je ernſter man ihn treibt?

unter diesen Namen sondert, — unter ihnen auch die Sprache — in ihren Gründen erkennen will, als die drei wesentlichen Bestandtheile desselben anerkannt und geltend gemacht werden.

Herbart macht freilich keinen Unterschied zwischen Seele und Geist. Geistesvermögen und Seelenvermögen sind bei ihm ein und derselbe Begriff. „Die Seele", sagt er (Lehrb. z. Psy. 118), „wird Geist genannt, sofern sie vorstellt, Gemüth, sofern sie fühlt und begehrt. Das Gemüth aber hat seinen Sitz im Geiste, oder, Fühlen und Begehren sind zunächst Zustände der Vorstellungen". — Und selbst, „wenn es" (S. 99) „dem Menschen im Streite der Vernunft und Leidenschaft zuweilen scheint, als hätte er mehrere Seelen",*) so wird doch dieser Wink nicht physiologisch beachtet; es wird der Vernunft nicht ein anderes Substrat als der Leidenschaft untergelegt, sondern es wird dieß „ein psychologisches Phänomen" genannt, „welches man mit dem eben erwähnten paradoxen Gedanken gar nicht in Verbindung setzen dürfe". — Aber auch Seele und Leib, wie überhaupt die gesammte concrete und bestimmte Mannigfaltigkeit der Natur, sind bei Herbart nicht deducirte, sondern empirisch gegebene Unterschiede. Seine Atome — die „einfachen" unräumlichen Wesen — sind zwar „innerlich bildsam", sollen auch Qualität haben: wie sie aber zusammen kommen, und wie ihr Zusammensein als bildendes Element, sie so und nicht anders bildet — d. h. wie die concreten Unterschiede aus den nur abstract qualificirten Wesen werden, das bleibt bei Hrb. unerörtert. Herbarts Psychologie ermangelt einer als concret erkannten physiologischen Grundlage.

Und dieser Mangel ist auch Grund, daß seine Psychologie mangelhaft ausläuft. — Hier muß ich der Bemerkung des Hrn. Prof. Rosenkranz (Psychol. 282), daß „es scheine, als wenn Hrb. die subjective Einheit der Intelligenz" im Proceß (Hr. Rz. sagt: „vor dem Tumult") „der Vorstellungen zu sehr in den Hintergrund treten lasse", durchaus beipflichten. Moralische Selbstbeherrschung ist der Gipfelpunkt der Herbartschen Psychologie. Wie aber läßt er sie gewinnen? — „Die practischen Ideen", sollen (Lehrb. zur Psychol. 173) „den Stempel eines unvermeidlichen Verhängnisses" an sich tragen. Das ist

*) „Ich sehe", sagt Paulus (Röm. 7, 23), „ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe". Kann man ein zwiefältiges Gesetz im identischen Wesen denken?

wahr: aber erst bei Solchen, die moralisch an diese Ideen als solche hinangewachsen sind. Und wahr ist es, daß „die wirkliche Selbstbeherrschung" in der „Macht einer herrschenden Vorstellungsmasse" und „die Bedingungen derselben in dem Verhältnisse der herrschenden zu den untergeordneten Vorstellungsmassen liegen"; — es ist durchaus wahr, daß die in dieser Vorstellungsmasse liegende „Kraft der Selbstbeherrschung niemals das Werk eines Augenblicks, vielmehr ein Resultat des ganzen verflossenen Lebens ist", und dieses Resultat wiederum von dem „aus den sittlichen Urtheilen entstandenen moralischen Gefühl" abhängt. Aber diese beiden Elemente der Selbstbeherrschung — das moralische Gefühl und die herrschende Vorstellungsmasse — sind Gewordenes. Das Werden dieses Gewordenen, das nicht ein Gewordenes ist, die entferntern Bedingungen dieser nächsten Bedingungen einer wirklichen Selbstbeherrschung, — der Grund derjenigen moralischen Urtheile, die nicht ästhetische sind, die nicht über Willensverhältnisse, sondern außer und neben den ästhetischen Urtheilen, und gänzlich unbeschadet der Würde und Geltung derselben, ein besonderes, ein höheres Urtheil fällen über den absoluten, über den realen Willen, der in die idealen Willensverhältnisse eingegangen, und den Verhältnissen, deren Resultate des vollzogenen Entschlusses, vorangegangen ist — kurz: der Grund der Zurechnung, der persönlichen Verantwortlichkeit des Menschen, der fehlt in Herbarts Psychologie. Hrb. findet ihn in den practischen Ideen, insofern sie „den Stempel eines unvermeidlichen Verhängnisses an sich tragen". Aber diese sind Grund des moralischen Urtheils, nicht Grund einer moralischen Verurtheilung oder Freisprechung. Herbarts Urtheil trifft die vollzogene That, das Gewollte, aber nicht den Wollenden, nicht den Thäter — nicht „die subjective Einheit der Intelligenz", wenn sie wählt zwischen Natur und Geist.

Sollte Hegels Psychologie, indem sie, wie Hr. Prof. Rz. (a. a. O.) bemerkt, „alle jene Formen zugiebt, welche die Herbart'sche für die Beschreibung des Spiels der Vorstellungen erfunden" (?) haben soll, dem hier gerügten Mangel derselben wirklich abhelfen, wenn sie, wie es dort heißt, „immer daran erinnern muß, daß das Ich das von allen seinen Vorstellungen freie, das über ihnen stehende ist"? Kann die Form der Erinnerung eine wissenschaftliche Lücke füllen, und das Unausgesetzte des Erinnerns den wissenschaftlichen Grund ersetzen, der ein für allemal es überflüssig gemacht hätte, „immer daran erinnern zu müssen"? Und

kann es damit, daß man die Formen der Herbartſchen Pſychologie, mithin die Bedingung der Selbſtbeherrſchung als im Verhältniß der Vorſtellungen wurzelnd, „zugiebt", beſtehen, wenn man „erinnert", daß, für das Ich in „allen ſeinen Vorſtellungen" gar keine Bedingung liege, weil es „das von allen freie, das über ihnen ſtehende ſei"? — Und wo mag wohl das Ich ſtehn, wenn es nicht in ſondern „über" ſeinen Vorſtellungen ſteht; was mag es ſein, wenn es auch von der Vorſtellung des Ich frei iſt und über derſelben ſteht?

Herbart's Pſychologie ermangelt, wie geſagt, einer beſtimmten Baſis, weil ſeine Atome zwar „urſprüngliche Qualitäten" haben ſollen, aber von einem Wie der Qualität nichts verlauten laſſen, und daher für eine Deduction des poſitiv und beſtimmt Unterſchiedenen thatſächlich nicht qualificirt ſind. Ihr Zuſammen conſtituirt den abſtracten blaſſen Begriff des Werdens, färbt ihn aber nicht concret. Wo Seele und Leib als ſolche herkommen, ſieht man nicht. — Von der andern Seite aber ermangelt dieſe Pſychologie des compacten vollſtändigen und durchſchaulichen Reſultats, der abgerundeten Krone des pſychologiſchen Baues, und zwar darum, weil ſie Geiſt und Seele nicht zu unterſcheiden weiß. Hegel unterſcheidet zwar dieſe Begriffe. Aber ihm iſt Seele Identität von Geiſt und Leib,*) Geiſt iſt ihm die gewordene (die „herausgearbeitete") Differenz, die dem Weſen nach, als „Element", als „Natürlichkeit" (ſ. die obige Anmerk. S. 136), Identität bleibt, und nur als Idee Differenz iſt. — In der Unterſcheidung aber von Geiſt und Seele wurzelt das Weſen des Moraliſchen — des practiſchen, wie des theoretiſchen — und in der Art, wie man den Unterſchied denkt, zeigt ſich der Unterſchied der philoſophiſchen Moral. Nach Maßgabe, daß der Unterſchied von Seele und Geiſt real oder nur ideal, daß er als fundamentaler, als weſenhafter und ſubſtantieller Unterſchied oder nur als Modification der Subſtanz aufgefaßt und geltend gemacht wird, — nach Maßgabe dieſer Unterſcheidung macht auch — wie ſehr auch Moralphiloſophen dagegen proteſtiren mögen — das Moraliſche als weſentlich oder unweſentlich ſich geltend. Die Menſchen leben in der Idee; aber

*) „Der Menſch geht in ſeiner Exiſtenz von der Natur aus", ſagt Prof. Rz. (Pſychol. 5), und in der unmittelbaren Einheit mit ihr nennen wir den einzelnen Geiſt Seele".

sie wissen es bestimmt, daß sie nicht von der Idee leben. Das Leben in der Idee ist ihr Spiel; das Leben im Realen ihr Ernst. Moral und Moralität werden Ernst, wo man inne wird, daß jene realen Grund, diese reale Folgen hat.

Das moralische Wesen des Menschen achte ich als das ihn vom Thiere bestimmt und eigentlich unterscheidende Merkmal. Dagegen behauptet Hr. Prof. Rosenkranz (Psychol. 4): „in intellectueller Hinsicht sei das Denken der qualitative Unterschied des Menschen vom Thiere; — das Wesen des Geistes aber, der Geist selbst, sei nichts anderes, als Denken". —. Denken aber, als Bewegung von Begriffen, als ein Thun, ist nicht Wesen; es ist das Thun des Geistes, aber nicht der Geist selbst. — Auch meine ich, die Thiere denken, insofern man das Denken nicht ausschließlich auf das begriffliche beschränkt. Ueberlegung, die nicht bloß Instinct ist, wird man dem Hunde, dem Elephanten, nicht absprechen können. Aber ein moralisches Urtheil, und dieses auch nur als ästhetisches gedacht, hat kein Thier. Der zweite Unterschied des Menschen vom Thiere ist die Sprache. „Im Physischen", sagt Prof. Rz. (Psychol. 1), „beruhe die wahre Unterscheidung des Menschen vom Thiere darauf, daß die menschliche Organisation die aller Thiere an Vollendung übertreffe". Wenn er jedoch selbst, und ohne Zweifel mit vollstem Rechte (S. 4), „der Vorstellung von einer Leiter der Geschöpfe, und eines nur quantitativen, eines nur größern oder geringern Unterschiedes des Grades" derselben, widerspricht, und „so auch die menschliche Natur als die geistige von aller animalischen qualitativ unterscheidet", so fragt es sich, ob der physische Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht schärfer bestimmt werde, wenn man denselben nicht in den höhern Grad der Vollendung der menschlichen Organisation, sondern bestimmt in die Sprache setzt. Sprache hat zwar geistigen Inhalt, aber ihr Wesen, der Laut, ist wenn freilich nicht materieller, so doch unzweifelhaft physischer Art. — „Die Sprache", so bemerkt auch Herbart (Lehrb. z. Psychol. 21), „ist im Aeußerlichen das auffallendste Zeichen der Erhebung des Menschen über das Thier". — Darf man aber den Menschen als moralisches und sprechendes Wesen vom Thiere unterscheiden, so liegt es nicht fern, Moralität und Sprache in inniger Wechselbeziehung, und den realen Unterschied von Geist und Seele, den realen Grund der Moralität, zugleich als den realen Grund der Sprache zu denken.

Der Psychologie Herbart's liegt diese Unterscheidung fern. Darum kann ich nicht sagen, das Herbart's Psychologie die Grundlage meiner Sprachlehre sei. Doch Herbart's psychologische Grundsätze sind es allerdings.

Als den ersten dieser Grundsätze macht meine Sprachlehre den bei Hrb. „vorbereitenden Lehnsatz aus der Metaphysik" geltend, vermittelst dessen er (Lehrb. z. Psychol. 97) „die Verbindung zwischen Seele und Leib" erklärt. „Die Verknüpfung zwischen Geist und Materie", sagt er, „hat viel Wunderbares, das auf die Weisheit der Vorsehung muß zurückgeführt werden; aber sie hat es nicht da, wo man es zunächst zu suchen pflegt, weil man die Materie für real hält, sofern sie räumlich existirt, und weil man den menschlichen Geist als ein ursprüngliches Denken, Fühlen, Wollen betrachtet: so daß zwischen beiden jedes Mittelglied fehlt. — Man suche hinter der Materie, als räumlicher Erscheinung, die einfachen und bildsamen Wesen; man erinnere sich, daß den Vorstellungen, als Selbsterhaltungen der Seele, andere Selbsterhaltungen in andern Wesen (zunächst in den Elementen des Nervensystems) entsprechen müssen: so wird man einsehn, daß die Kette zusammengehöriger Selbsterhaltungen wohl noch weiter, — daß sie durch ein ganzes System von Wesen, die sich zusammen als ein Körper darstellen, fortlaufen könne".

Ist diese Ansicht Herbart's begründet — sind Leib und Seele (— und Geist —) ein nach gleichen Gesetzen einander bedingendes System: dann — aber auch nur dann — ist eine Physiologie der Sprache im eigentlichen, nicht metaphorischen, Sinne, es ist eine Sprachlehre möglich, welche die Erscheinung der Sprache aus physischen und als physische erkannten Gesetzen erklärt.

Ein anderer metaphysischer und resp. psychologischer, die Sprachlehre begründender, Satz ist der (Lehrb. z. Ps. 92) ausgesprochene. „Zwischen mehrern, unter sich ungleichartigen, einfachen Wesen", so heißt es daselbst, „giebt es ein Verhältniß, das man als Druck und Gegendruck bezeichnen kann. Wie nämlich der Druck eine aufgehaltene Bewegung ist, so besteht jenes Verhältniß darin, daß in der einfachsten Qualität jedes Wesens etwas geändert werden würde durch das andre, wenn nicht ein jedes widerstände und gegen die Störung sich selbst in seiner Qualität erhielte. Dergleichen Selbsterhaltungen sind das Einzige, was in der Natur wahrhaft geschieht; und dieß ist die Verbindung des Geschehens mit dem Sein". — „Die Selbsterhaltungen der Seele

sind (zum Theil wenigstens und so weit wir sie kennen) Vorstellungen, und zwar einfache Vorstellungen, weil der Act der Selbsterhaltung einfach ist, wie das Wesen, das sich erhält". „Damit besteht aber eine unendliche Mannigfaltigkeit von mehrern solchen Acten; sie sind nämlich verschieden, je nachdem die Störungen es sind". — Hiemit verbinde ich, was in den Hauptpunkten der Metaphysik (S. 44) gesagt ist: „Es läßt sich daraus eine immanente Bildung des Wesens erklären, die zwar ganz abhängig ist von den Störungen und störenden Wesen, aber gleichwohl gar nichts fremdes von denselben aufnimmt, sondern wobei das Wesen ganz aus sich selbst gebildet wird". — Dabei wird jedoch (und dieß muß ich hier bemerken) das Verhältniß der Störung und Selbsterhaltung geändert. Die Wiederholung vermindert den Contrast. So wird die Gewöhnung als Folge der Uebung erklärt.

Mit diesen Sätzen aber gewinnen wir zunächst den Einblick in die Wechselwirkung der Sinne mit der Außenwelt, und in der Wechselwirkung der Seele mit den Sinnen, deren Resultat die Vorstellungen sind, die nun als die immanente Bildung der Seele, oder als Seelenzustände aufgefaßt und begriffen werden können, welche man sonst unter die „Seelenvermögen" zu zählen und mit dem Namen Gedächtniß zu bezeichnen gewohnt ist. — Hier in diesen Seelenzuständen sammelt sich der Stoff, aus welchem die Begriffe sich entwickeln, die ins Wort sich kleiden.

Die Verhältnisse aber der mannigfachen einfachen, und in ihrer Mannigfaltigkeit durch die einfachen störenden Wesen bedingten, Vorstellungen, in welche dieselben in der „Einheit der Seele" treten, und die Gestalten, in welche die verschiedenen Vorstellungen auf Grund ihres gegenseitigen Verhältnisses eingehen, werden nur erklärbar vermittelst der Ansicht Herbart's, in welcher die Vorstellungen als Kräfte aufgefaßt, und in Folge dessen ihr Zusammen im Bewußtsein zunächst als gegenseitige Hemmung, als gegenseitige Verdunkelung und resp. als ein gegenseitiges Hinabdrücken unter „die Schwelle des Bewußtseins" (Lehrb. 105), dann aber die Verbindung und resp. Gestaltung des im Bewußtsein gebliebenen Quantums als Complication und als Verschmelzung erklärt wird. „Im Bewußtsein" sagt Hrb. (Lehrb. 109), „verknüpfen sich die Vorstellungen auf zweierlei Weise: erstlich complicirt sich die (verschiedenen, aber) nicht entgegengesetzten (wie Ton und Farbe), so weit sie ungehemmt zusammentreffen; zweitens

verschmelzen die entgegengesetzten, so weit sie im Zusammentreffen weder von zufälliger fremder, noch von der unvermeidlichen gegenseitigen Hemmung leiden. Die Complicationen können vollkommen sein, die Verschmelzungen sind ihrer Natur nach allemal unvollkommen".

Die Beziehung, welche diese Sätze auf die Sprache haben, spricht Herb. selbst in der unmittelbar darauf folgenden „Anmerkung" aus. „Von solchen Complexionen", sagt er, „die wenigstens theilweise und beinahe vollkommen sind, haben wir merkwürdige Beispiele an den Vorstellungen der Dinge mit mehrern Merkmalen, und der Worte, als Zeichen der Gedanken. Die letztern, Gedanken und Worte, sind in der Muttersprache so eng verbunden, daß es den Schein gewinnt, als ob man vermittelst der Worte dächte". — „Unter den Verschmelzungen sind besonders merkwürdig theils die, welche ein ästhetisches Verhältniß in sich fassen (welches psychologisch genommen, zugleich mit der Verschmelzung erzeugt wird), theils die, welche Reihenfolgen bilden, worin die Reihenformen ihren Ursprung haben". —

Was hieraus in Betreff der Sprache zunächst entnommen werden kann, ist die Einsicht, daß es die Merkmale sind — die einfachen Empfindungen, die in der Wechselwirkung der Sinne mit der Außenwelt ihren Grund haben, und als Vorstellungen seliſche Zustände sind, die als der Grundstoff alles Vorstellens, und resp. alles Begreifens und Sprechens angesehen werden müssen. Diese sondern sich, insofern die Wahrnehmung, oder die Empfindung in ihrem Fortklingen (z. B. beim Ueberblick einer gefärbten Fläche) durch eine entgegengesetzte gehemmt wird. Der Act der Hemmung (wo z. B. das Roth-Sehen durch ein Blau-Sehen, das Süß-Schmecken durch ein Sauer-Schmecken gestört wird) gestaltet Grenzen, gestaltet den Unterschied als Wahrnehmung; und feste Complexionen von Merkmalen, deren Verhältniß im Wechsel anderer Merkmale beharrt, geben die Vorstellungen von Dingen. (Das Substantiv entsteht aus der Verknüpfung mehrerer Adjective.) — Was jedoch die Verschmelzungen anbetrifft, so dürfen diese nur in Betreff entgegengesetzter aber nicht in Betreff gleicher Vorstellungen für „unvollkommen" geachtet werden. Die Wiederholung einer und derselben Wahrnehmung verschmilzt mit der vorangegangenen, in der Seele niedergelegten, Vorstellung insoweit vollkommen, als die ältere Vorstellung und die neuere Wahrnehmung einander gleich sind; und der innere Act der vollkommenen Verschmelzung ist der Zustand, den wir als Wahr-

nehmung des Bekannten erfahren und den Hrb. (Lehrb. z. Pſ. 125) zugleich als „das Geſetz der abnehmenden Empfänglichkeit" erkennbar macht.

Mit dem Allen iſt uns jedoch nur der Urſprung des Sprachſtoffs, nicht der Sprachſtoff ſelbſt gegeben. Begriffe ſind der Sprachſtoff. Die Vorſtellungen ſind das Material, aus welchem die Begriffe geformt werden, aber nicht (wie Hrb. behauptet) die Begriffe ſelbſt. Der weſentliche Unterſchied, der bei Hegel zwiſchen Vorſtellung und Begriff gemacht wird, iſt vollkommen begründet. Herbart meint freilich (Lehrb. z. Pſ. 36), daß „man die Pſychologie mit einem verkehrt geſtellten Probleme belaſten würde, wenn man ihr anmuthen wollte, den Urſprung ächt allgemeiner Begriffe in der menſchlichen Seele zu erklären"; er betrachtet die Begriffe nicht als etwas von den Vorſtellungen Verſchiedenes, ſondern (35) als „logiſche Ideale, denen ſich unſer wirkliches Denken mehr und mehr annähern ſolle", und die „als Begriffe nur in unſerer Abſtraction exiſtiren". (S. 137). — Hier ſteht Hegel der Wahrheit näher. Er unterſcheidet poſitiv Geiſt und Seele und darum auch Begriff und Vorſtellung; wiewohl der Grund und demnach die philoſophiſche Erkenntniß dieſes Unterſchiedes bei ihm nicht zu finden iſt. — Bei Herbart konnte dieſer Unterſchied als Conſequenz ſeines Syſtems gar nicht entſtehen. Er konnte eine Differenz zwiſchen Seele und Geiſt, wie Hegel dieſelbe conſtruirt, indem er Geiſt und Natur entgegenſetzt, und die Seele als den naturgewordenen Geiſt beſtimmt, gar nicht auffaſſen. Seine „einfachen bildſamen Weſen" ſind zwar qualificirt, aber unbeſtimmt. Und nimmer kann das Unbeſtimmte zum Beſtimmten, nimmer das Abſtracte zum Concreten führen. Vom Allgemeinen zum Beſondern iſt der Uebergang ein realer und darum auch philoſophiſch ein möglicher, aber nicht vom Abſtracten zum Concreten. Abſtraction iſt Erfaſſung des Concreten unter allgemeiner Form; ſie iſt von der Subſumtion des beſondern Weſens unter allgemeines Weſen durchaus verſchieden. Von der reinen Form aber zum concreten Inhalte giebt es keinen philoſophiſchen Uebergang. Dieſer Sprung iſt allemal willkührlich oder empiriſch. Nimmer wird das algebraiſche a zur arithmetiſchen 1 oder 2, nimmer die unbenannte Zahl zur benannten auf dem Wege philoſophiſcher Deduction. — Alle philoſophiſchen Syſteme, die mit dem abſtracten Begriff beginnen, kommen niemals an ihr Object, an die wirk-

liche Welt, hinan; — alle Uebergänge zum Realen sind erschlichen. Daß Herbart von einem Unterschiede weiß zwischen Seele und Leib, ist Inconsequenz, ist empirische Anschauung; daß er den Unterschied zwischen Seele und Geist nicht kennt, und daher das Problem der Erklärung „des Ursprunges ächt allgemeiner Begriffe" verkehrt stellt, indem er es „in die menschliche Seele" verlegt, ist Consequenz seines Systems. Aus unbestimmt qualificirten einfachen Wesen lassen sich nimmer bestimmte Qualitäten ableiten. Und selbst der Ausdruck „Qualität" ist mit Beziehung auf seine Atome ein absolut leeres Wort. Er abstrahirt nicht bloß (Lehrb. 91) von irgend einer Vielheit in der Qualität der Seele als eines einfachen Wesens", sondern von der Qualität selbst, wenn er (s. S.) sagt: „Das einfache Was der Seele ist völlig unbekannt, und bleibt es auf immer; es ist kein Gegenstand der speculativen so wenig, als der empirischen Psychologie". — Es fragt sich jedoch, ob das einfache „Was der Seele" wirklich so absolut unbekannt ist, wenn man z. B. auch nur das eine Factum erwägt, daß entseelte Körper kälter und schwerer sind als die beseelten.

Dennoch dürfte sich der „Ursprung ächt allgemeiner Begriffe", wenn zwar nicht in der Seele, so doch im Geiste, allerdings erklären lassen. — In der Seele verschmilzt das Gleichartige. Auch das Gleichartige in den mannigfaltigen Dingen (z. B. das Laub der Bäume, die Gestalt der Häuser) muß Verschmelzungen erzeugen, welche das Besondere ausschließen und als Allgemeines, in solcher Art aber als getrübte Vorstellung (ähnlich einer im Dämmerlicht aufgefaßten sinnlichen Anschauung) sich gestalten, und von den klaren und bestimmten Vorstellungen (eines bestimmten Baumes oder Hauses) sich eben so lebhaft unterscheiden, wie das vom Tageslicht Beleuchtete von dem im Dämmerlicht Angeschauten. — Nun aber muß der Grund dieser Verschmelzungen und resp. getrübten Vorstellungen, nämlich die Gleichartigkeit der Dinge, einen besondern Grund für sich haben. Was alle einzelnen Pflanzen und Thiere zu Pflanzen und Thieren macht, muß Etwas sein, welches in jeder Pflanze und in jedem Thiere Dasselbe, aber nicht Dasselbe ist, wodurch die Arten und Individuen sich unterscheiden. Atome können es nicht sein. Es ist gar kein Grund denkbar, wie sie zur Gleichheit gelangen. Auch das Absolute kann es nicht sein. Es ist kein Grund denkbar, wie es zur Ungleichheit, zur Mannigfaltigkeit kommen sollte. Will man verständig denken, so muß man anerken-

nen, daß das Generalisirende und Specialisirende in der Natur nicht Eins und Dasselbe sein kann. — Daraus aber würde dann auch folgen, daß das Generalisirende und Specialisirende auch im Menschen nicht Eins und Dasselbe sei. — Bildet sich die Seele ihren Leib aus chemischen Stoffen, so steht sie mit dem Speciellen in Verbindung, und ist selbst das Specialisirende, wie die Sinne es sind; faßt sie aber das Gleiche im Mannigfaltigen als getrübte Vorstellung zusammen, und wohnt sie neben dem Generalisirenden, ist sie aus demselben geworden (ist sie geworden aus dem specialisirenden Erdehstaube und aus dem generalisirenden Gotteshauche), so wird sie die aus dem Speciellen entstandene getrübte Vorstellung an das generalisirende Wesen übertragen, und das in der Seele trübe Wesen wird im Geiste Licht: — es ist Wesen seines Wesens — es ist von seinem Selbst, denn es ist Allgemeines; es ist das Wesen, welches nicht nur im logischen, sondern auch im realen und moralischen Sinne das Besondere unter sich begreift, und als Einheit des Mannigfaltigen Begriff ist. — Die Seele ist das Gebiet und die Trägerin der Vorstellungen, der Geist ist Träger der Begriffe; das Gleiche in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen ist im Geiste Begriff.*)

---

*) Die Anschauung, wie der Begriff entsteht, findet sich auch bei Hegel, nur die Erklärung ist eine andere. Er sagt in seiner Encyklopädie (1. Ausg. 245): „Die Abstraction, wodurch allgemeine Vorstellungen producirt werden, wird gewöhnlich als ein Aufeinanderfallen vieler ähnlicher Bilder ausgedrückt und soll auf diese Weise begreiflich werden. Damit dieses Aufeinanderfallen nicht ganz der Zufall, das Begriffslose, sei, müßte eine Attractionskraft der ähnlichen Bilder oder deßgleichen angenommen werden, welche zugleich die negative Macht wäre, das noch Ungleiche derselben an einander abzureiben. Diese Kraft ist in der That die Intelligenz selbst, das Ich als allgemeines, welches durch seine Erinnerung ihnen unmittelbar Allgemeinheit giebt". — Es ist die Wahrheit des HegelschenSystems, daß der Geist des Menschen als „wesentlich allgemeines Selbst" (s. S. 136 Note) anerkannt, und daß es anerkannt wird (Dr. Necnihil S. 17), daß „insofern Geist Geist ist, das Wesen des Menschen dem Wesen Gottes identisch ist". Aber die Unwahrheit des Systems ist seine „dialektische Methode", die „Selbstbewegung des Begriffs", die unbedingte Entwickelung der Sache. An die Stelle der Gründe werden Worte gesetzt. Worte sind es, aber nicht Gedanken, wenn (Necnihil, 29) gesagt wird: „die Schöpfung des unbedingten Geistes ist selbst unbedingt; denn er muß, als solcher", (als „unbedingter", als absolut

Doch geht keineswegs schon unmittelbar aus dem Begriff auch das Wort, und aus der Bewegung der Begriffe, aus dem Denken, die Sprache und das Sprechen hervor. — Wenn Becker (Org. 2) erklärt: „Der Mensch spreche, weil er denkt; und mit der Verrichtung des Denkens sei zugleich die Verrichtung des Sprechens gegeben", so ist er von der Begründung des Sprechens noch gerade so weit entfernt, als eine Grundlage an und für sich davon fern ist, unmittelbar auch schon Grund zu sein.

---

freier, „muß" er) „in der Entäußerung seiner selbst zugleich fortgehen bis zur vollkommenen Verinnerung seiner selbst, bis zum Selbstbewußtsein seiner selbst in der Materie, bis zur Schöpfung des Menschen und dessen vollendeter Entwickelung". — Nimmer wird ein strenges Denken, welches nicht bloß an die Worte hinan, sondern in die Worte hinein sieht, einen sogenannten „allgemeinen und unbedingten Geist" auf seinem „dialektischen" Zuge begleiten können noch mögen, wenn derselbe aus dem Unbedingten in das Bedingte, in ein Müssen ohne Bedingung, aus einem Ansichsein in ein „Entäußern" ohne ein anderes Aeußeres, aus dem Geist in eine Materie, deren Wesen Geist ist, in ein „Fortgehen", das dem Ausgangspunkte sich nähert, in ein Zurückkehren, in eine „Verinnerung", die Entäußerung bleibt, dialektisch hineinzieht, und vor dem „Selbstbewußtsein ihrer selbst" die Bedingung dieser Verinnerung durch „Schöpfung" menschlicher Individuen, und folglich durch Veräußerung, „schafft". — In solcher Weise den menschlichen Verstand, die Forderung zureichender Gründe, — die Basis des Gewissens — nothzüchtigen, ihn mit Füßen treten, und dann — sich rühmen, man habe philosophisch zur „Vernunft" sich erhoben, das ist die schnödeste That, die jemals auf dem Gebiete des Denkens verübt worden ist. — Da mag man schreiben und sagen (Psychol. XXV): „Der subjective Geist sei endlich, weil er von Seiten der Erscheinung an die Natur gebunden sei"; doch als „in sich frei", sei er „in seiner Endlichkeit unendlich"; wogegen der „objective Geist", der „Geist eines Volkes", „in seiner Unendlichkeit auch endlich sei", nämlich als „Individuum", als „an die Natur gebundene, beschränkte Geistigkeit", und als „nur diese particuläre Gestaltung des Geistes". — Ein „philosophisches Gewissen" kommt nimmer aus der Unendlichkeit an die Endlichkeit, und würde auch der Lüge im eigenen Munde, die das „Unendliche", das Negative und Relative, als Absolutes unter dem Namen „Geist", dagegen das „Endliche", das Positive und Absolute, unter dem Namen „Natur" als die Negation und als das Relative des Unendlichen setzt, unfehlbar sich bewußt werden.

Der Grund der Sprache liegt nicht im Denken überhaupt. Auch Thiere sieht man überlegen, vergleichen, wählen — mithin urtheilen und denken. Das Denken des Menschen ist insofern Grund der Sprache, als dieses Denken ein *übermächtiges* und in seinem *Verhältnisse* zum leiblichen Wesen (welches physiologisch im Verhältnisse des Gehirns zur übrigen Körpermasse sich herausstellt) das *beherrschende* ist, und darum es vermag, gleichmäßig und nach Maßgabe des eigenen specifischen Wesens in die Aeußerlichkeit zu treten. Was der oft beredte Blick eines höhern Thieres, was ängstliche oder freudige Gebehrden und die Modulation der Stimme desselben vergeblich anstrebt, um die Gedanken, ein bestimmtes, mithin *gedachtes*, Begehren oder Fürchten auszudrücken, das gelingt dem Menschen vermittelst des *Wortes*. Alles Lebendige, kann man sagen, bringt ins *Tönen*; bringt aus der Subjectivität in die Objectivität, aus dem Selbstgefühl in die Selbstanschauung. Das Zittern eines im Blute noch lebenden Muskels ist ein Tönen; die seelische Empfindung der Thiere, Schmerz, Zorn, Freude, tritt vermittelst der Stimme heraus; und eben so die Seele des Menschen theils im unarticulirten Schrei, theils im Gesange, theils in der Betonung des Gesprochenen. *Der Geist aber kleidet seine Begriffe in Worte*; und wie der unsichere Blick eines Kindes, sein erstes loses Tasten immer sicherer und bestimmter werden, also gestaltet sich auch das erste Lallen allmählig zur bestimmten Sprache. Geist und Sprache wachsen zusammen auf. — Und als sogar überschwänglich dürfte wohl die Ansicht nicht geachtet werden, daß wie die gegenwärtige Schöpfung ohne Zweifel ein Ausfluß ist der uranfänglichen, also auch das gegenwärtige Wort ein thatsächlicher Nachhall sei des uranfänglichen: „*Es werde*".

Den Inhalt der Sprache, den *Sprachstoff*, hat die Betrachtung mit den Begriffen gewonnen. Die sinnlichen Wahrnehmungen entwickeln sich in der Seele zu Vorstellungen, und die Summen gleichartiger Vorstellungen gestalten sich im Geiste als Begriffe — als *geistige Gefühle* des Allgemeinen. Im *Worte* treten sie in die Erscheinung, werden objectiv; zunächst für den Menschen selbst, und dann auch für Andere.

Mit dieser Entwickelung ist jedoch noch nicht der *Entwickelungsgrund* gegeben. Dieser liegt in jenen oben erwähnten „merk-

würdigen Verschmelzungen", welche „Reihenfolgen bilden, worin die Reihenformen" — das gesetzmäßige Nacheinander einer Kette von Vorstellungen — „ihren Ursprung haben". — Das erste Resultat der Entwickelung, die einfachen Vorstellungen und Begriffe, ist mit dem Namen Merkmale bezeichnet worden. Der Name schon weiset hin auf den Grund derselben, auf das Merken. Das Merken ist Grund des Bemerkten, des Merkmals. — In den Reihenformen aber hat das Merken und Bemerken seinen Grund, insofern dasselbe ein bewußtes und als solches Grund der Sprache wird.

Der psychologische Vorgang dabei ist folgender. „Vorstellungen", sagt Hrb. (s. Lehrb. ꝛc. 101 ff.), „werden Kräfte, indem sie einander als entgegengesetzte widerstehen". Die Folge davon ist, daß die entgegengesetzten Vorstellungen einander verdunkeln nach Maßgabe ihrer specifischen Stärke, so daß unter mehrern einzelne aus dem Vorstellen ganz verdrängt (unter „die Schwelle des Bewußtseins" getrieben) werden können, ohne darum weder aus der Verbindung mit den andern im Vorstellen befindlichen Vorstellungen zu treten, noch überhaupt ihre Existenz zu verlieren. Sie bleiben vielmehr als ein Streben vorzustellen in der Seele (gleichsam als ein Streben, aus dem Liegen unter dem Vorstellen ins Stehen zu kommen und Vorstellen zu werden). Diese liegenden, unter die „Schwelle des Bewußtseins" *) gedrückten Vorstellungen erheben sich unmittelbar und von selbst ins Vorstellen, sobald die ihnen entgegenstehenden und sie herunterhaltenden Vorstellungen weichen. Dieß geschieht z. B., wenn eine frühere Wahrnehmung, die nun als Vorstellung unter der Schwelle sich befindet, sich wiederholt. Man erinnert sich (wie man gewöhnlich sich ausdrückt), die gegenwärtige Wahrnehmung schon wahrgenommen zu haben; d. h. die Vorstellung der frühern Wahrnehmung tritt zugleich mit der neuen ins Vorstellen. Beide verschmelzen — und erzeugen, wie bereits bemerkt, das Gefühl des Bekannten; das Gefühl des geistigen Besitzes. Diesen Vorgang nennt Herbart „die unmittelbare Reproduction",

*) „Der Ausdruck: eine Vorstellung ist im Bewußtsein", sagt Hrb. (Lehrb. 105), „muß unterschieden werden von dem: ich bin mir meiner Vorstellung bewußt. Zu dem letztern gehört immer Wahrnehmung, zum erstern nicht. — Man wird sich hier einen erweiterten Sprachgebrauch müssen gefallen lassen".

und unterscheidet von derselben die mittelbare. Diese erfolgt, wenn irgend ein Glied einer Vorstellungsreihe, eines Nacheinander von Vorstellungen (sei es im Raume oder in der Zeit), welche in verschiedenen Graden der Verschmelzung oder der Complexion aus dem Vorstellen unter die Schwelle oder ins Streben getrieben worden war, unmittelbar reproducirt wird. Dieß eine unmittelbar reproducirte Glied der Reihe zieht sodann, auf Grund und nach Maßgabe der verschiedenen Grade der Verschmelzung oder der Complexion (sonst auch Association genannt), die andern Glieder mit sich und resp. nach sich ins Vorstellen hinein, wo sich die Reihe „in der nämlichen Ordnung und Folge" wiederum entwickelt, wie sie ursprünglich aufgefaßt und dann niedergelegt worden war.

In dieser Abwickelung einer Reihe im Vorstellen liegt der Grund des Merkens; wobei man jedoch nicht bloß eine in der Zeit ausgedehnte Reihe im Sinne haben darf. Auch die räumlichen Verschmelzungen bilden Reihen.—Wenn nun ein Glied solcher Reihe durch eine Wahrnehmung unmittelbar reproducirt wird (z. B. man erblickt einen Theil eines bekannten Gebäudes), so treten die andern Theile der Vorstellungsreihe (die andern Theile des Gebäudes) ebenfalls ins Vorstellen. Entwickelt sich nun auch die Wahrnehmung (wenn man z. B. das Gebäude umgeht), so verschmelzen Wahrnehmung und Vorstellung, insofern sie gleich sind, vollkommen und ohne Hinderniß. In dem Moment aber, wo die Wahrnehmung ein Anderes zeigt, als die Vorstellung (man wird am Gebäude etwa einen Bruch, oder eine andere Farbe gewahr), stockt die Verschmelzung: die Vorstellung wird von der Wahrnehmung des Neuen zurückgetrieben, das Vorstellen des Bekannten tritt mit der Wahrnehmung des Unbekannten am Bekannten in Conflict; die Aufnahme der Wahrnehmung erhält einen Stoß: das Wahrnehmen fixirt sich auf einen Punkt — auf das Neue, und steht nun am Neuen still. Das ist das Merken. — „Aufmerksam", sagt Herbart (Abhand. de attentionis mensura), „nennt man Denjenigen, der in seinem Gemüthe also gestimmt ist, daß seine Vorstellungen einen Zuwachs erhalten können". — Aber der Conflict gleicht sich aus. Die frühere Vorstellung und die neue Wahrnehmung treten in das Verhältniß des Aeltern und Neuern, des Einen, das auch Anderes ist. Das ist das Bemerken — der Punkt des geistigen Erwachens; der Punkt, auf welchem der

Geist seiner Vorstellungen als solcher sich bewußt wird. — Dieß hier motivirte Merken und Bemerken, mit welchem der Mensch beginnt, seine Vorstellung von dem Vorgestellten zu unterscheiden — Bewußtsein im eigentlichen Sinne des Worts — dieß Merken und Bemerken ist das Wesen der geistigen Thätigkeit; Merken und Bemerken ist das Ein- und Ausathmen des Geistes — und ist das Princip des Denkens, der Bewegung der Begriffe, wie das Princip der Sprache, insofern dieselbe Wortverknüpfung — Sprechen — ist.

Jeder Punkt, auf den das Merken fixirt wird, wird Subject; indem aber das Merken sich wieder abspannt, wird es Bemerken, und wird Prädicat. Die Verknüpfung des Alten mit dem Neuen auf Grund des Merkens und Bemerkens in Worten ausgedrückt — ist der Satz. Im Sprechenden ist der Satz Resultat, Wirkung, des Merkens und Bemerkens, im Hörenden wird er Grund des Merkens und Bemerkens. Das Aussprechen des ersten Begriffs stellt denselben für den Hörenden ins Merken. Er heftet den Sinn auf das Alte und Bekannte (auf das bekannte Wort) in der Erwartung, ein Neues an ihm zu bemerken. Mit dem Prädicate empfängt er die Modification, und hat nun mit dem Satze den modificirten, den anders gewordenen Begriff empfangen.

Also gestalten sich die beiden Principien der Sprache. Das objective Princip oder das Princip des Sprachinhalts, der Begriffe und Worte, ist der Unterschied der Merkmale, insofern solche entweder fest in Complexionen verharren (als Dinge erscheinen) oder einfache Merkmale sind, und als solche bereit liegen, Complexionen und resp. Verschmelzungen zu werden. Das objective Princip ist der Unterschied des Seins und des Werdens. Das subjective Princip dagegen, das Princip der Bewegung der Begriffe, und der Gestaltung und Fügung der Worte, ist das Merken und Bemerken *). Beide Principien kann man die Realprincipien der Sprache nennen.

*) Auch Prof. Rosenkranz macht in seiner Psychologie (S. 262 ff.) die Aufmerksamkeit als eins der wichtigsten psychologischen Phänomene geltend. „Das Aufmerken", sagt er, „ist eine jener scheinbar untergeordneten Bestimmungen der Intelligenz, wie die Gewohnheit, welche doch von unendlicher Bedeutung für sie sind. Denn ohne Aufmerksamkeit existirt nichts für den Geist; sie erst gewinnt ihm sein Dasein; sie ist der Schlüssel, der alle

Aber in der Sprache waltet noch ein drittes, ein Formalprincip, welches als Eigenthümlichkeit der Sprache nicht übergangen

---

Schlösser zwingt". — Dieser psychologische Schlüssel ist jedoch eins der schwierigsten speculativen Schlösser; und man mag selbst urtheilen, welcher Schlüssel, ob der Herbart's (wovon oben eine kurze Skizze gegeben worden) oder der, den nach Hegel Hr. Rz. construirt, besser passe. — Das Aufmerken", so lesen wir, „ist derjenige Act der Intelligenz, wodurch sie sich die Richtung auf sich selbst in ihrem Gefühl giebt; — für den, in welchem sie erst gebildet werden soll, ist der Reiz, als Veranlassung, nothwendig; das Aufmerken selbst aber muß der Geist aus sich, aus seiner formellen Freiheit produciren". — Herbart unterscheidet jedoch (Abhandl. de attent. mensura) zwei Arten des Aufmerkens, die vom Willen abhängige und unabhängige. Die letztere kann veranlaßt werden (z. B. durch ein plötzliches Geräusch). Die Veranlassung wird dann Grund eines Gefühls: aber dieses Gefühl ist nicht Gegenstand, sondern Grund des Aufmerkens auf den Grund oder die Folge der Veranlassung. Hier geschieht nichts aus „formeller Freiheit". — Auch bedarf es hier gar nicht, daß „ich mich", wie Hr. Rz. meint, „fortwährend in mir selbst anstoßen müßte, um mich in dieser Richtung meiner Intelligenz zu erhalten". Die Richtung dauert von selbst an, je nach der Stärke der Hemmung, welche die Veranlassung, der Reiz, im Fluß der gegenwärtigen Vorstellungen bewirkte, und nach der Zeit, in welcher das Bemerken erfolgt. Ein „fortwährendes Anstoßen in sich selbst" pflegt nur dort stattfinden zu müssen, wo man das unfreiwillige Aufmerken unterdrücken und auf einen andern Gegenstand richten will. „Die Aufmerksamkeit", behauptet Hr. Rz., „existire nur als reine Spontaneität des Geistes, der sich durch sein Thun, durch seine Selbstbestimmung, diese Gegenwart erschaffe". — Aber die Ohnmacht dieses Schöpfers wird gar oft offenbar, wenn das spontane Merken entweder nur mit Mühe den Sieg über das unfreiwillige gewinnt, oder ihm, was bei Kindern Regel ist, unterliegt. Hier tritt offenbar ein zwiefaches Merken in Conflict. — „Viri quidam", sagt Hrb. (a. a. O.), „si tam acres fuissent in observando, quam vehementes fuerunt in disputando, primum hoc animadvertissent, attentionem saepissime antecedere omnem voluntatem, neque expectare, donec libeat eam provocare; deinde intellexissent, voluntatem non tantum maxima ex parte, sed omnem pendere ab attentione, ita quidem, ut, quandocunque attentio pareat voluntati, tum aliam quandam necesse sit attentionem subesse ipsi huic voluntati". — Bei Herbart ist, wie man sieht, ein Aufmerken Grund des Willens aufzumerken; bei Prof. Rosenkranz soll jedoch „die Aufmerksamkeit nur als reine Spontaneität existiren". — Endlich beachten

werden darf. Es ist dieß das Princip der Abstraction oder des Gegensatzes des Abstracten und Concreten. Das objective Princip, der Gegensatz des Seins und des Werdens, hat die Sprache mit der Wahrnehmung und resp. mit der Außenwelt gemein; das subjective Princip wurzelt im Denken: das Merken und Bemerken des Geistes stellt auch unmittelbar in der Sprache sich dar. Nur ein gewisses vermittelndes Denken, das allein durch die Sprache und vermittelst derselben möglich wird, ist der Sprache eigenthümlich und unterscheidet sie von dem unmittelbaren Denken, wie dasselbe an

---

wir noch das Verhältniß, in welches Hr. Rz. das Merken zum Bemerken stellt. „Die Aufmerksamkeit", sagt er, „ist der psychologische Grund des Wahrnehmens. Gewöhnlich wird das Aufmerken mit dem Wahrnehmen des Bewußtseins verwechselt. Allein in diesem ist es um das Erfassen des Objects in seiner Wahrheit zu thun, ein Act, der ohne Aufmerksamkeit allerdings nicht wohl zu Stande kommen kann. Aber das Aufmerken an sich ist ohne solche Tendenz; es ist keineswegs die Richtung auf einen Gegenstand, wie das Wahrnehmen, um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, sondern der Gegenstand, auf den es sich richtet, ist der Geist selbst. Es bestimmt ihn, etwas für sich zu fixiren". — Wer vermöchte hier, was die Worte sondern, auch im Sinne zu trennen? Ist das „Wahrnehmen" nicht reines Thun, als Folge seines Grundes, des Aufmerkens, — ist es dabei noch „um etwas zu thun", so ist es ein Zweifaches, ein Bezwecken und ein Bezwecktes — ist Aufmerken und Wahrnehmen; und will das Aufmerken den Geist bestimmen, „etwas für sich zu fixiren", so kann das „Fixiren" vom Wahrnehmen nicht unterschieden werden. Hr. Rz. beschreibt das Aufmerken, das als Grund ein Anderes, das Wahrnehmen, und dieses nicht als Folge allein, sondern als Grund und Folge, und außerdem sich selbst zugleich als eine zweite Folge, als Fixiren, begründen soll, als eine Tendenz mit zwei Tendenzen, von welchen es nur der einen um Wahrheit zu thun sei. Allem Aufmerken aber ist es um Wahrheit zu thun; alles Aufmerken ist Richtung, das Object aufzufassen, nicht, wie man es hat (wie man es denkt), sondern wie es sich giebt. Wird aber gar dem Wahrnehmen ein Unterscheiden „des Wesentlichen und Unwesentlichen" beigelegt, so wird ein besonderer Fall — das Aufmerken auf zwei Objecte, auf die Idee und auf das Wahrgenommene, behufs der Vergleichung — als das Allgemeine aufgestellt. — Ein solches Denken erhebt sich kaum über das „Chaos des fühlenden Geistes" und über das „dumpfe Weben des Geistes in sich", wie Hegel „das Fühlen nennt".

ſich iſt. Ein Beiſpiel des vermittelnden Denkens giebt die Algebra überhaupt und im Beſondern die unmöglichen Größen. Vermittelſt des Zeichens wird das abſolut Undenkbare ein integrirendes Glied eines conſequenten Denkens. Aehnliches geht in der Sprache vor: in den abſtracten Begriffen und in abſtrahirenden Sprachfügungen. Hier wird das Zeichen, das Wort, behandelt, als wäre es das Bezeichnete; und iſt ſonſt das Zeichen abhängig vom Begriff, ſo wird in der Abſtraction umgekehrt der Begriff vom Zeichen abhängig gemacht. Was im Vorſtellen, was im Begriff ungültig iſt, wird im Zeichen gültig. So wird z. B. der abſtracte Begriff der „Gerechtigkeit", der im Denken ein einfaches Merkmal (ein Adjectiv), im Vorſtellen aber ein Thun (ein Verbum) im Verhältniß zu Anderm iſt, in der Form eines Subſtantivs, mithin als bloßes Zeichen, als Wort, von allen ſeinen Relationen, ohne welche es nicht einmal gedacht, geſchweige denn vorgeſtellt werden kann, abgelöſet, als ein Abſolutes hingeſtellt, und als Abſolutes behandelt, und dergeſtalt das Denken zu einer Allgemeinheit der Form erhoben, die von der Allgemeinheit des Weſens, unter welche das Beſondere nicht nur logiſch, ſondern auch real ſich ſtellt, gänzlich verſchieden iſt. — Ein anderes Beiſpiel ſolcher abſolut ſprachlichen Abſtraction geben die Sätze: „Es brauſt der Wald", „es wird getanzt" u. dgl. Hier ſind Formen, die dem Denken durchaus nicht entſprechen. Im erſten Satze finden ſich zwei Subjecte, von welchen nur das Eine gedacht wird, und im zweiten iſt eine Paſſivform gebraucht, wo das Denken und Vorſtellen nur ein Actives ſieht. — Dieſe ſprachlichen Erſcheinungen aber beweiſen, daß die ſogenannte „ſemiotiſche Phantaſie", (wie ſie in der Pſychologie des Prof. Roſenkranz S. 295 genannt wird) vollkommen begründet iſt, jedoch wohl einen Grund haben muß, der tiefer, als in einer „ihrer Laune maßlos fröhnenden Intelligenz" zu ſuchen ſein dürfte; ſie beweiſen, daß es nicht richtig ſein kann, wenn Herbart (ſ. Lehrb. 21), meint, daß das „Bezeichnungsvermögen" (zu deſſen Erklärung allerdings ſeine Pſychologie nicht zureicht) „eine wenig treffende Erfindung der Pſychologen ſei". — Doch der eigentliche Grund dieſer Erſcheinung dürfte eines tiefern Eindringens in die Natur des Geiſtes bedürfen, als hier am Orte wäre.

Die drei Gegenſätze des Seins und des Werdens, des Merkens und Bemerkens, des Abſtracten und Concreten, habe ich geglaubt als

die drei Principien geltend machen zu dürfen, aus welchen die Sprache erwächst. Den Zweck der Sprache erkenne ich mit W. v. Humboldt in der Objectivirung des Gedankens. Indem derselbe (s. Einl. in die Kawi-Spr. S. 68) „in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehn" will, sagt er: „Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloß empfangenes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit innern Handlungen des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solche aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dieß vermag nur die Sprache". — Wenn nun aber Hmb. fortfährt, und behauptet, daß „ohne diese, wie Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität, die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich sei", so kann ich, wie im Vorigen nachgewiesen worden, damit nicht einverstanden sein. Begriffe sind nicht von der Sprache, sondern die Sprache ist von den Begriffen abhängig. Es giebt auch unaussprechliche Begriffe; und „gar Vieles denkt der Mensch, das er nicht aussprechen kann" (Hrb.).

Das Ausgesprochene aber, die Complexion von Begriff und Laut, kehrt ins Ohr und als Vorstellung in die Seele, ins Gedächtniß, mit zwiefacher Reproductionskraft zurück: wird der Laut unmittelbar reproducirt, so reproducirt sich der Begriff mittelbar, und tritt der Begriff unmittelbar ins Bewußtsein, so reproducirt der Laut, das Wort, sich mittelbar. In dieser zwiefachen Reproductionskraft vereinigt sich mit Hülfe der Geselligkeit, wo die Sprache Gemeingut wird, eine ungemessene Dauer mit der höchsten Beweglichkeit. Das verborgene Leben des Geistes tritt vermittelst der Sprache in die Welt. Der Geist nimmt seinen Raum ein im unermeßlichen Gewebe der materiellen Kräfte, des physischen Daseins. — Was in den fernsten Räumen und Zeiten von außen nach innen, und von

innen nach außen getreten ist; was Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, Gedanke geworden: das concentrirt sich vermittelst der Sprache im einzelnen Geiste; der innere Blick wird unendlich weit über den äußern hinausgeführt, und macht das Vergangene und Entfernte zum Gegenwärtigen. Und wiederum schafft das Wort dem Geiste Raum und läßt das Licht desselben leuchten in das Entfernte und Zukünftige. So strömt vermittelst der Sprache die Welt ein in den Geist, und der Geist in die Welt hinaus. Das allgemeine Wissen wird durch die Sprache vermittelt.

Doch nicht allein das. Der Gedanke erregt auch den Willen; der Wille bewegt die Glieder; die Glieder, namentlich die Hand, beherrschen die Materie. Der Mensch handelt, angeregt von seinen Gedanken. Die Sprache aber regt die Gedanken des Einen durch die Gedanken des Andern auf, und der Mensch beherrscht die Welt vermittelst der Sprache, als Vermittlerin des Gemeinwillens.

In der Sprache endlich und mittelst derselben gewinnt der Mensch sein Selbstbewußtsein. Im ausgesprochenen Urtheil, im Satze, steht dem Geiste sein eigenes Bild, sein Urtheil, als Gegenstand seiner Beurtheilung, als Gegenstand seines richtenden Wissens von sich, als der Gegenstand seines Gewissens vor. Vermittelst der Sprache entwickelt sich der Mensch als moralisches Wesen.

Und so ist die Sprache im eigentlichsten Sinne des Worts ein selbstrebendes, ein thatkräftiges Zeugniß von der Natur des Geistes und von der Abkunft desselben von dem Gott, der Geist, und eben als solcher nicht Welt, nicht Materie, sondern Herr der Materie, Herr der Welt und ein heiliger Gott ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Entwickelung.

Die grammatische Entwickelung der vorstehend erörterten Principien — die Entwickelung und Darstellung des deutschen Sprachbaues oder die eigentliche Grammatik — zertheilt sich in meiner Sprachlehre

in fünf Abschnitte. Nachdem derselben unter dem Namen „Begründung" die Erörterung der Principien bis zur vollständigen Darstellung des Satzes vorangeschickt worden, beginnt sie mit der Wortgeltung, auf welche die Wortbildung (die Lautlehre, Ableitung und Zusammensetzung), sodann die Wortlautung oder Aussprache der Wörter (die Quantität der Sylben, die Frage und der Ausruf, der erhobene und gesenkte Ton), hierauf die Wortwandlung (Declination, Comparation und Conjugation) und endlich die Wortfügung (als Satztheilfügung, Satzfügung und Vollsatzfügung oder Periodenbau) folgt. Als ein sechster Abschnitt schließt sich noch die Lehre von der Sprachschrift (was man Orthographie und Interpunction nennt) an. Die Metrik, als zur Sprachkunst aber nicht zur Sprachlehre gehörend, bleibt ausgeschlossen.

Eine ausführliche Darlegung meiner Sprachlehre wird man hier nicht erwarten; sie bleibt der Sprachlehre selbst vorbehalten. In dieser Vorbereitungsschrift, deren Hauptzweck es ist, einestheils das Bedürfniß anderntheils die Möglichkeit einer gründlichen Umgestaltung des bisherigen grammatischen Systems nachzuweisen, wird es genügen, einige Proben der Resultate vorzulegen, wie ich sie aus den dargelegten Principien entwickelt habe. Ich entnehme diese Proben aus den drei Abschnitten: aus der Wortgeltung, aus der Wortwandlung und aus der Wortfügung. Die Abschnitte der Wortbildung, der Wortlautung und der Sprachschrift übergehe ich ganz. Obwohl auch diese selbstständig von mir bearbeitet sind, so enthalten sie doch des Eigenthümlichen weniger als die andern.

Zuvor aber bemerke ich noch, wie ich zwar in Betreff der Principien mich überzeugt halte, daß sie die wahren und folglich die unabänderlichen sind. Was dagegen die Anwendung derselben behufs Erklärung der factisch gegebenen Sprache anbetrifft, so glaube ich gern, daß dieselbe in mehreren Punkten noch mannigfaltiger Verbesserungen fähig sei. Und namentlich zähle ich zu diesen Punkten die Terminologie. — Die deutsche Terminologie in einer deutschen Sprachlehre hat drei Rücksichten zu nehmen, die ihre Ausbildung zu einer höchst schwierigen Arbeit machen. — Zunächst soll sie den Begriff klar und bestimmt bezeichnen. Sodann aber muß sie Sorge tragen, daß sie mit ihren Ausdrücken nicht in die Conversationssprache hinein falle und den technischen Begriff mit dem conventionellen in eine Berührung bringe, daß beide sich vermischen. Endlich aber muß sie sich auch davor

bewahren, daß sie zu weit vom Conventionellen sich entferne und in paradoxen Namen zwischen sich und dem gemeinen Bewußtsein, dem ja eben das Verständniß der Sprache zugänglich gemacht werden soll, gleichsam eine Scheidewand aufrichte. Immer würden dann die vom Herkommen sanctionirten lateinisch-grammatischen Ausdrücke, die nur als äußere Zeichen für grammatische Rubriken sich geltend machen wollen, bessere Dienste thun, als die unverständlichen deutschen, die eine Satyre sind auf einen Sprachunterricht, der seine Gegenstände nicht einmal dem Namen nach kennt. — Ob indessen und inwiefern es mir gelungen, jenen drei Forderungen an die deutsch-grammatische Terminologie ein Genüge zu leisten, muß ich dahin gestellt sein lassen. Vorschläge zur Verbesserung in diesem wie bei jedem andern Punkte würden mir ein Beweis sein, daß mein System Beachtung gefunden habe, und könnten mich daher nur zum Danke verpflichten. — Doch nun zu den Resultaten.

1.

Die Wortgeltung.

Der gesammte Wortvorrath der Sprache theilt sich in Arten oder Classen, die im Gebrauch, d. h. bei der Fügung der Sätze, eine verschiedene Geltung haben, je nachdem sie im Satze einen wesentlichen oder einen nicht wesentlichen Theil desselben bilden. Wesentliche Theile des Satzes giebt es zwei; der eine fixirt das Merken, der andere füllt das Bemerken. Um das Merken zu fixiren bedarf es einer Wortart, die an und für sich oder unmittelbar eine Vorstellung oder einen Begriff ins Vorstellen treten läßt. Zunächst gehören hiezu die Vorstellungen des Sejenden. Die Worte, die das Sein bezeichnen, bringen unmittelbar eine Vorstellung zu Stande; sie bringen die (unter der Schwelle) liegende ins Stehen. Diese heißen bei mir Standwörter (die sog. Substantive). Wird nun im Hörenden eine Vorstellung vermittelst eines Standwortes ins Stehen gebracht, so muß dieß einen Zweck haben; die ins Vorstellen gebrachte Vorstellung muß etwas werden sollen. Es wird daher das Merken angeregt. Zu dem Standworte, welches ich als Gegenstand des Merkens (als Subject) Vorstand nenne, muß ein Zustand (ein Prädicat), eine Vorstellung des Bemerkens, hinzukommen, welche für den Hörenden eine zufällige ist. Das Merken ist gerichtet auf ein zufälliges Bemerken,

auf ein zufälliges Merkmal; und dieses wird gegeben im Zustandsworte (im Verbum). Das Standwort und das Zustandswort bilden demnach die beiden wesentlichen Bestandtheile des Satzes, und unterscheiden sich daher von allen andern Wortarten als die Hauptwörter. Alle andern sind Nebenwörter.

Doch der Begriff, mit welchem die Wörter verknüpft sind, ist keineswegs ein fest bestimmter; er hat in einem gewissen durch den Ausdruck bezeichneten Umfange eine gewisse Wandelbarkeit, die vom Sprechenden abhängt, und die nicht am Worte selbst, sondern nur aus der Zusammenstellung der Worte erkannt und verstanden wird. Die Wandelbarkeit des Begriffs ist eine mehrfache. Eine derselben ist die, daß die Wörter im eigentlichen — im schaulichen (concreten) oder im uneigentlichen — im denklichen (abstracten) — Sinne gebraucht werden (wie z. B. Kopf und Herz theils als Körpertheile theils als Verstand und Muth gedacht werden). — Eine andere Wandelbarkeit, deren Bestimmung vom Sprechenden abhängt, ist das Verhältniß eines Wortes zu den andern im Satze befindlichen Worten. Dieses kann beziehungslos oder selbstständig, es kann auch beziehend oder hinzustellend — mit kürzerm Ausdruck: es kann ständig (absolut) oder stellig (relativ) bestimmt werden. Der ständige oder stellige Gebrauch der Worte haftet mehr oder minder am Worte selbst, und ist außerdem theils Feststellung ohne hervortretenden Grund (Convenienz; wie z. B. das verschiedene Genus gleicher Begriffe in verschiedenen Sprachen, und ebenso die verschiedene Regierung gewisser Verben, Adjectiven und Präpositionen), theils absolute Bestimmung von Seiten des Sprechenden. — Diese Absolutheit und Relativität der Wörter dürfte vielleicht zweckmäßig mit den Worten Ständigkeit und Stelligkeit bezeichnet, und unter Stelligkeit namentlich der Begriff verstanden werden, den man sonst Regierung nennt, und mit Unrecht wie eine Qualität der Wörter betrachtet. Die sogenannten regierenden Wörter werden vom Sprechenden zur Regierung bestimmt.

Die Ständigkeit, das Ansich, des Standwortes (des Substantivs) ist zwiefach. Das Standwort ist theils Einzelname oder Eigenname, theils Gesammtname (Gattungsname); welcher letztere wiederum in der Sprache als schaulicher (concreter oder vorstellbarer) und als denklicher (abstracter oder nur begrifflicher) unterschieden

werden kann. — Die Stelligkeit des Standwortes, d. h. seine Beziehung zu andern Wörtern, ist im Deutschen eine dreifache. Um nämlich die Verknüpfung des Standwortes mit seinen Nebenwörtern zu begünstigen, werden in den meisten Sprachen die Standwörter auf Grund ihres Toncharakters in zwei Classen, die man als Wörter der gedrängten und gedehnten Tongattung unterscheiden könnte (und die man darum, weil in diesem Unterschiede auch jene geringe Anzahl von Worten aufgenommen ist, die den geschlechtlichen Gegensatz ausdrücken, fälschlich als Geschlechtsunterscheidung aufgefaßt hat), getheilt. Als uneigentliche (als symbolische) Benennung dürften für diesen Toncharakter der Standwörter die Namen männlich und weiblich beibehalten werden. Nur der Ausdruck sächlich ließe sich in keinerlei Weise rechtfertigen. Das sogenannte Neutrum steht nicht zwischen Masculinum und Femininum; es ist offenbar Modification des Masculinums, und dürfte daher vielleicht besser durch den Ausdruck männisch bezeichnet werden. Was aber das Genus überhaupt anbetrifft, so ist nicht zu sagen, die Standwörter haben Geschlecht, sondern sie regieren geschlechtlich; sie bestimmen geschlechtlich die Form ihrer Nebenwörter.

Die Ständigkeit des Zustandswortes, insofern dasselbe nämlich nur als Zustand (als Prädicat) gebraucht wird, ist eine zwiefache. Götzinger (Sprl. 27) unterscheidet unter den „zielloſen (intransitiven) Verben" solche, die ein Sein und andre, die ein Werden bezeichnen. Da jedoch das Werden allgemeiner Charakter der Zustandswörter ist, und überdieß diejenigen, die bei Götzinger unter dem Namen „Uebergangswörter" das Werden bezeichnen sollen, mit dem Zustandsworte sein, die andern aber, die das Sein bezeichnen sollen, mit haben verbunden werden, so habe ich diese ständigen (intransitiven) Zustandswörter besser zu unterscheiden geglaubt, wenn ich die mit sein sich verbindenden, und größtentheils eine Bewegung bezeichnenden, die gehemmten, dagegen die mit haben sich verbindenden die ungehemmten nenne.

Die Stelligkeit der Zustandswörter ist eine dreifache. Stellig oder bestimmter: mitstellig, wird nämlich ein Zustandswort gebraucht oder bestimmt, wenn es außer seiner zuständigen (prädicatlichen) Beziehung zum Vorstande (zum Subjecte) noch eine zweite oder auch dritte Beziehung zu einem oder auch zwei Gegenständen (Objecten) er-

hält. Diese Stelligkeit der Zustandswörter (sonst auch „Regierung" genannt) ist im Deutschen theils eine unmittelbar oder mittelbar auf einen Gegenstand, theils eine auf den Gegenstand als Merkmal gerichtete. Im ersten Falle ist die Stelligkeit eine auf den Gegenstand gerichtete oder eine zum Gegenstande gewendete, im andern eine merkmalige. Das Standwort erhält dadurch eine dreifache Gegenständlichkeit: es wird Richtstand (Acc.), indem der Zustand auf es unmittelbar einwirkt, es wird Wendestand (Dat.), wenn der Zustand mittelbar einwirkt, es wird Merkmalsstand oder kürzer: Maalstand (Genit.), wenn der Zustand sich auf dasselbe, als auf sein Merkmal, bezieht. — Diese Stelligkeit der Zustandswörter, die keineswegs am Worte haftet, sondern, wie gesagt, theils von der Uebereinkunft, theils von der Absicht des Sprechenden abhängt, wird sonst unter dem Namen Transitivität begriffen. Becker nennt die stelligen Verben objective und unter ihnen die, welche den Accusativ regieren (d. h. als unmittelbar auf den Gegenstand gerichtet regiert werden), transitive.

Besondere Formen dieser Ständigkeit und Stelligkeit der Zustandswörter sind die vorstandslose (unpersönliche) und die rückweisende (reflexive oder reciproke) Form. Jene wird theils durch das begriffslose „es", theils ohne dasselbe bezeichnet; diese erscheint im rückweisenden sich. Daß eine gewisse Anzahl von Zustandswörtern auf Grund ihres Begriffs ausschließend in diesen besondern Formen gebraucht werden, macht die besondere Form nicht zur Eigenthümlichkeit gewisser Zustandswörter. Die Form ist eine allgemeine; sie ist eine Art, wie die Zustandswörter gebraucht werden. Es giebt Zustandswörter, die in allen Formen gebraucht werden können; z. B. schreiben. Dieses kann ständig („ich schreibe"), einstellig („dem Sohne, den Brief") auch zweistellig („dem Sohne den Brief"); es kann vorstandslos und rückweisend („es schreibt sich gut auf diesem Papier") gebraucht werden. So wird das Zustandswort in seinen Beziehungen vom Sprechenden, nicht vom Worte selbst, bestimmt. —

Die Nebenwörter dienen dazu, die Satztheile, Vorstand und Zustand, überhaupt Standwort und Zustandswort, näher zu bestimmen, oder zu besondern (zu specialisiren). Was an diesen Wortarten näher bestimmt, d. h. als Besonderes bezeichnet werden kann, ist entweder der Grad des Merkens oder die Beschaffenheit des

Bemerkens. Sämmtliche Nebenwörter zerfallen daher in die beiden Arten: Merkwörter und Bemerkwörter. Unter jenem Namen begreife ich sämmtliche Pronomina und den Artikel, unter dem letztern alle andern noch übrigen Wortarten (Adjectiv, Adverbium, Zahlwort, Präposition, Conjunction, Interjection).

Die Merkwörter (die Pronomina) bezeichnen zwei Grade, den einfachen und den verstärkten. Ihr Gebrauch kann zwiefach sein. Sie können entweder das Merken auf das im Vorstellen Befindliche richten, oder auch zugleich den Gegenstand des Merkens sammt dem Merkworte ins Vorstellen einführen. — In erster Art werden die einfachen oder allgemeinen Merkwörter er, sie, es gebraucht. Sie weisen auf ein im Vorstellen befindliches Wort hin; und um unter den mehrern im Vorstellen befindlichen Wörtern bequemer unterscheiden zu können, werden diese nach Maßgabe ihres Toncharakters (sonst Geschlecht genannt) dreifach gesondert. Diese Merkwörter nenne ich Weisewörter. — Eine besondere Form des Weiseworts sind die Wörter: ich, du, wir, ihr. Sie unterscheiden das unmittelbar Vorgestellte (den Sprechenden und Hörenden) von dem mittelbar (vermittelst eines Wortes) Vorgestellten, und können allerdings als persönliche Weisewörter von dem unpersönlichen (er, sie, es), die ein als Wort Vorgestelltes bezeichnen, unterschieden werden. — Außer diesen ständigen Weisewörtern giebt es auch stellige oder mitstellige. Sie verknüpfen unmittelbar mit dem Merken ein Bemerken. Es sind die Worte: mein, dein, sein (ihr), unser, euer, ihr, welche unter diesem Namen aufgeführt werden.

Einen verstärkten Grad des Merkens bezeichnen die Hebewörter. Sie sind verstärkte Weisewörter; das er, sie, es ist in der, die, das verwandelt. Diese beziehen sich theils auf das Vorgestellte (und werden dann in der heutigen Grammatik Pronomina genannt), oder sie führen einen Begriff mit Nachdruck ins Vorstellen ein (und heißen dann bestimmter Artikel). Grammatisch findet unter beiden kein Unterschied statt. In ihrer Bedeutung als Nachdruck aber können sie eben sowohl auf ein Einzelnes des Begriffs als auf den ganzen Umfang desselben sich beziehn. — Auch die Hebewörter haben als ständige (zu welchen auch dieser und jener, wer, was,

welcher und solcher gehören) neben sich andere mitstellige, die ein beziehliches Merken anregen (nämlich: derselbe und derjenige).

Als die zweite Classe der Nebenwörter stellen sich den Merkwörtern die Bemerkwörter zur Seite. Wie die Merkwörter die logische Klarheit des Begriffs bestimmen, so dienen die Bemerkwörter dazu, die logische Deutlichkeit des Begriffs zu vermehren. Der Umfang der Verbindungsfähigkeit der Bemerkwörter ergiebt den Theilungsgrund. Der eine Theil derselben kann mit Standwörtern, Zustandswörtern und auch mit Bemerkwörtern verbunden werden. Diese nenne ich die allgemeinen Bemerkwörter oder Merkmalswörter, — kürzer: Maalwörter. Mit Beziehung auf ihre Grundform unterscheide ich sie als standliche Maalwörter oder Zahlwörter und als zustandliche Maalwörter (sonst Adjective genannt). Die Zahlwörter, deren Grundform mit den Standwörtern verbunden wird, theile ich, wie gewöhnlich, in bestimmte und unbestimmte (zu den letztern rechne ich: etliche, einige, manche, aber nicht viel, wenig); die bestimmten theilen sich in Gesammtzahlen und Sonderungs- oder Sonderzahlen (sonst Cardinal- und Ordnungszahlen genannt).

Als besondere Bemerkwörter werden diejenigen aufgeführt, die nur mit Zustandswörtern und mit Bemerkwörtern und nicht mit Standwörtern in der Form der Maalwörter (der Adjective) verbunden werden. Sie führen den Namen Vermerkwörter (sonst Adverbien), und theilen sich in weite, die entweder unmittelbar und ohne Wandlung mit Standwörtern verbunden, oder durch Ableitung in Maalwörter verwandelt werden können (z. B. hier, dort, einst), und in enge (z. B. sehr, schon, kaum, immer), die an und für sich in keinerlei Weise eine Verbindung mit Standwörtern eingehn.

Dagegen werden in stelliger Weise oder mitstellig, d. h. auf mehrere Worte sich beziehend, beide Arten der Bemerkwörter, Maalwörter und Vermerkwörter, gebraucht. Die Maalwörter können theils auf den Maalstand (auf den Genitiv, wie z. B. mächtig, werth, gewiß, fähig), theils auf den Wendestand (auf den Dativ, wie z. B. bewußt, lästig, gehorsam) bezogen werden. Aus den Vermerkwörtern sondern sich dagegen zwei Classen, von welchen die eine auf Standwörter, die andere auf Zustandswörter bezogen wird. Beide kann man unter dem Namen Verhältnißwörter zusammenfassen, und kann

sie als standliche und zustandliche Verhältnißwörter (von welchen jene die bisherigen Präpositionen, diese die Conjunctionen in sich fassen) unterscheiden. *)

Die standlichen Verhältnißwörter (die Präpositionen) bezeichnen das Verhältniß eines Standwortes oder Zustandswortes zu einem Standworte, welches Verhältniß durch die Standform (den Casus) des ins Verhältniß gestellten Standwortes bezeichnet wird. Insofern nun die standlichen Verhältnißwörter die Standung **) (Declination) bestimmen und dadurch sprachförmlich (grammatisch) sich unterscheiden, kann man sie Standungswörter nennen, und muß sie auf Grund ihrer Regierung, wie bekannt, in richtstandliche, wendestandliche, maalstandliche, und in solche, die den Richtstand und Wendestand regieren, eintheilen. — In Betreff der letztern muß jedoch bemerkt werden, daß das verwirklichte Verhältniß mit dem Wendestande (Dat.), jedes nicht wirkliche mit dem Richtstande (Acc.) bezeichnet wird.

Die zustandlichen Verhältnißwörter (die Conjunctionen) bezeichnen das Verhältniß eines Standwortes oder Zustandswortes zu einem Zustandsworte; und zwar zu demselben als Zustand (als Prädicat), mithin zum Satze. Darum kann man sie Satzungswörter nennen. Ihre sprachförmliche (grammatische) Geltung ist indessen, wie überhaupt die Form des Satzes, bisher unbeachtet geblieben, und man hat sie daher in der ältern Grammatik nur nach ihrer Bedeutung, in der neuern theils nach dem begrifflichen Verhältnisse der verbundenen Sätze, theils nach ihrer Bedeutung abgetheilt (s. o. S. 66). Doch ermangeln die Satzungswörter in Betreff ihrer Mannigfaltigkeit keineswegs des sprachförmlichen Charakters. Ihr grammatischer Unterschied beruht auf der Stelle, die sie selbst im Satze einnehmen und die zugleich dem Zustande zugewiesen wird. — Es giebt nämlich unter den Satzungswörtern eine Classe, die jederzeit die erste Stelle im Satze einnimmt (z. B. daß, obgleich, sobald, weil, wenn) und dem Zustande die letzte (eigentlichen die vierte) Stelle anweiset, und die dadurch von allen andern Satzungswörtern, von

*) Der Ausdruck Verhältnißwörter ist mangelhaft. Die Stelligkeit der Wörter (die sog. Regierung) gestaltet überall ein Verhältniß. Doch habe ich einen bessern nicht finden können.

**) Ein Ausdruck, dessen schon Harnisch sich bedient.

welchen einzelne (allein, oder, ſondern) zwar die erſte Stelle des Satzes, doch ohne Zuweiſung des Zuſtandes ans Ende, andere dagegen (z. B. aber, auch, darum, doch, zwar) ebenſowohl die erſte als eine andere Stelle einnehmen, beſtimmt ſich unterſcheidet. In der Satzlehre wird dieſe Claſſe, die nebſt dem Zuſtande die äußerſten Enden des Satzes einnimmt, als die Claſſe der einleitenden Satzungswörter, die übrigen dagegen als die Claſſe der ableitenden bezeichnet; in der Wortlehre aber können beide unter dem Namen der Stellwörter und Zuſtellwörter unterſchieden werden. *)

Uebrigens darf nicht vergeſſen werden, daß die Verhältnißwörter — die Standungs- und Satzungswörter — nicht ſowohl eine beſondere Claſſe von Wörtern ausmachen, als vielmehr eine beſondere Anwendung einer gewiſſen Anzahl von Vermerkwörtern ſind, von welchen allerdings viele nur in ſolcher Form, andere dagegen in beiderlei Weiſe, als bloße Vermerkwörter (Adverbien) und auch als Verhältnißwörter (als Präpoſitionen oder Conjunctionen), gebraucht werden.

Die ſogenannten Empfindungswörter (die Interjectionen) habe ich unter dem Namen Empfindungsformen den Vermerkwörtern zwar angereiht, doch aber nicht angeſchloſſen und zugezählt, weil ſie nicht die Geltung von Wörtern als Zeichen der Begriffe, ſondern nur die Geltung von Formen als Ausdrücken der Empfindungen, der Gemüthszuſtände haben. Indem nun dieſe Empfindungsformen in Empfindungslaute und in Empfindungswörter ſich theilen, ſo

---

*) Die der deutſchen Sprache eigenthümliche Form, das verbum finitum ans Ende des Satzes zu weiſen, iſt zwar bemerkt aber nicht erklärt worden. J. S. Vater bemerkt in ſeinem „Lehrbuche der allgem. Grammatik" (S. 139), daß „im Deutſchen die Hülfsverben auf eine ſonderbare Weiſe umgeſtellt werden; z. B. weil ich dich geſehen habe, ſehen werde". Und Schmitthenner meint (Urſprl. 278), daß „durch die der neubeutſchen Sprache eigenthümliche Art der Satzbiegung, da man im Beſtimmungsſatze die Copula, die im Hauptſatze in der Regel (!) zwiſchen Subject und Prädicat ſtehe, ans Ende ſtelle, das Sein ſehr ſchön als ein thatſächliches durch Subject und Prädicat beſtimmtes erſcheine, deſſen Verhältniß dann durch das voranſtehende Satzvorwort" (die Conjunction) „ausgedrückt werde". — Wie jedoch die Stellung der Copula das Sein als „thatſächliches" und daſſelbe „ſehr ſchön" bekunden könne, iſt unbegreiflich.

erhalten die letztern die Bedeutung von Wörtern, d. h. von Begriffszeichen, deren man sich als Empfindungszeichen bedient.

2.

Die Wortwandlung.

Es ist der eigenthümliche Character der neuhochdeutschen Wortwandlung, daß sie dieselbe mit den schwächsten Lauten und mit der möglichsten Sparsamkeit bezeichnet. Insofern nun die Wandlung überhaupt die besondern äußerlichen und formellen Verhältnisse der Begriffe, im Gegensatze zu den materiellen und wesentlichen Verhältnissen, wie dieselben durch den Sinn der Worte ausgedrückt werden, bezeichnet, gleicht die deutsche Wortfügung einer scharfen, aber sanft und fein schattirten Zeichnung. Die gesammte Wandlung wird nämlich mit fünf Stummlauten (Consonanten), mit drei Schmelzlauten (N, M, R) und zwei Zahnlauten (T, S), zu welchen Ein Stimmlaut (das stumpfe E) sich gesellt, als auslautenden Zeichen, bestritten. Der Anlaut Ge und der Auslaut D (ein geschwächtes T) sind Ableitungs- nicht Wandlungsformen. Die Auflaute (ä, ö, ü und i als Auflaut von e) sind Ableitungszeichen, die auch als Wandlungszeichen gebraucht werden; wogegen der Umlaut (die Verwandlung eines Stimmlauts in einen andern, z. B. fahre, fuhr) nur als Wandlungszeichen dient.

Die Wandlung der Standwörter und ihrer Nebenwörter (der Merk- und Maalwörter) nenne ich, wie schon bemerkt, Standung (Declination). Ihre eigentliche Bestimmung ist die Wandlung der Nebenwörter. Hier bezeichnet sie ein Dreifaches: die Zugehörigkeit (das Genus), den Umfang (die Zahl) und die Gegenstandlichkeit (den Casus). Grundlage der Standung sind die allgemeinen Weisewörter, welche Zugehörigkeit, Umfang und Gegenstandlichkeit nicht durch Wandlung, sondern durch besondere Wörter (er, sie, es, ihn, ihm, ihr, ihnen) bezeichnen; jedoch den Maalstand (den Genit.) unbezeichnet lassen. Die Stände der besondern oder persönlichen Weisewörter bilden sich aus der Verschmelzung der stelligen Weisewörter (mein, dein, sein, euer) mit ich (mich, dich, sich, euch, altd. juwich). Die Unterscheidung des Wendestandes (mir, dir) scheint eine spätere zu sein.

Die Standung selbst beginnt mit dem Hebeworte (der, die, das, dieser, jener ꝛc.). An diesem ist die Standung fest; dagegen an den Maalwörtern (an den Adjectiven) beweglich. Wo das Hebewort fehlt, übernehmen die Maalwörter die Standung desselben; wo es vorhanden ist, bezeichnen die Maalwörter ihre Zugehörigkeit nur durch das stumpfe E, Umfang und Gegenstandlichkeit durch En.

Die Standung der Standwörter bezweckt im Deutschen Anfügung an die Nebenwörter, und auch nur an die männlichen (und resp. sächlichen oder männischen) Formen derselben. In Betreff der Gegenstandlichkeit wird allein der Maalstand (der Genitiv) hervortretend, nämlich durch ein scharfes S, und in solcher Weise auch nur in einem Theile der männlichen (und männischen) Standwörter bezeichnet, wogegen der andere Theil in sämmtlichen Standungsformen das schmelzende N annimmt. Jenes scharfe S und dieses schmelzende N ergeben die beiden Standungsarten, die scharfe und die schmelzende. —

Die Steigerung (Comparation) ist bereits oben (S. 115) entwickelt worden. Nur die Zustandung bedarf noch der Erörterung.

Die Zustandung (Conjugation) bezeichnet die Formen, in welchen ein Merkmal als zufälliges, mithin als ein Bemerken auf Grund eines Merkens, und demnach als Zustand und als Satztheil, dargestellt wird. Das Zustandswort erscheint daher immer nur als wesentlicher Satztheil (als verbum finitum). Und so unterscheidet es sich von den Maalwörtern, die das Merkmal nicht als zufälliges, sondern als wesentliches bezeichnen. — Die Standform (der Infinitiv) und die beiden Maalformen (die beiden Participien), von welchen jene den standlichen, diese den merkmaligen Charakter haben — diese Formen legen den Charakter des Zustandswortes ab, und scheiden insofern von der Zustandung aus. Diese erstreckt sich allein auf Zustände der Vorstände (auf Prädicate der Subjecte); und zwar, wie sich eigentlich von selbst versteht, auf die einfachen Formen derselben, da jede zusammengesetzte Form nicht zur Wandlung (zur Conjugation), sondern zur Fügung (zur Syntax) gehört.

Zwei Zustandungsformen finden sich im Deutschen vor: die umlautende (spricht, sprach, gesprochen) und die gleichlautende (lebt, lebte, gelebt). Alle abgeleiteten Zustandswörter werden gleichlautend zugestandet; doch der Grund des Unterschiedes dieser Formen in

ihrer Anwendung auf Stammwörter (z. B. sehen, hören, riechen, schmecken) läßt sich nicht erkennen. Nur zeigt die Sprache offenbar die Tendenz, von der umlautenden in die gleichlautende Form überzugehn. Auch ist, so viel mir bekannt, das Gesetz, welches der Umlautung zu Grunde liegt, noch nicht zu Tage gelegt worden.

Grundlage der deutschen Zustandung (und überhaupt der der abendländischen Sprachen) ist das Zustandswort sein. Die Bezeichnung des Seins als des zufälligen ist ursprünglich ebenso durch besondere Wörter bewirkt worden, wie die der verschiedenen Stände (der Casus) im Weiseworte (er, sie, es). Und wie aus diesen Wörtern durch andeutende Anbildung (s. o. S. 75) die Standung, so ist aus den das zufällige Sein bezeichnenden Wörtern (bin, bist, ist, sei, sind, war, wesen) die Zustandung entstanden. Doch hat sich im Deutschen nur das St der zweiten Person als bestimmtes Fügungszeichen erhalten.

Faßt man nun die eigentliche Zustandung — die Bezeichnung der Zustände — in ihren einfachen Formen ins Auge, so stellen sich zwei Gegensätze, ein ständiger oder absoluter und ein stelliger oder relativer, heraus. Der letztere, der stellige, ist der klare und unbestrittene: ich meine die Formen der Beziehung des Zustandes auf den Vorstand. Man hat gemeint, sie als persönliche ansehn zu dürfen, und hat sie als Personalformen zusammengestellt. Aber im Deutschen giebt es nur Eine bestimmte Beziehungsform, nämlich die auf die Einheit der sogenannten zweiten Person hinweisende (du lebst, lebtest). Alle andern Formen des zugestandeten Zustandswortes zeigen entweder eine unbestimmte, auf mehrere Vorstandsformen hindeutende Beziehung (z. B. ich lebe, er lebe), oder lassen auch im nackten Stamme (z. B. er sprach, ich sprach) erkennen, daß die Beziehungsformen nicht allgemein sind, sondern nur dem Bedürfniß der Unterscheidung entsprechen. Dieser Gesichtspunkt schließt schon jede Beziehung auf eine sog. dritte Person aus. Denn immer dürfte die Beziehung auf drei Formen nur zwei derselben besonders unterscheiden.

Der zweite Gegensatz der Zustandsformen, der nicht auf irgend ein anderes Wort sich bezieht, sondern eine Bestimmtheit des Zustandes an sich ausdrückt und darum ein ständiger (absoluter) genannt werden darf, macht sich am deutlichsten in den umlautenden Zustandswörtern erkennbar. Den Unterschied, der im Zustandsworte sein durch unterschiedene Wörter bezeichnet wird (ich bin, ich war, sum, eram),

bezeichnen die umlautenden Zuſtandswörter durch verſchiedene Stimmlaute (ich ſpreche, ich ſprach, ich rufe, ich rief). Dieſe Formen ſind die Haupt- und Grundformen des Zuſtandswortes; denn andere neben ihnen (ich ſpräche, ich riefe) ſind offenbar abgeleitete. Daß jene Grundformen eine Zeitbeſtimmung enthalten, weil ſie an Zeit erinnern, iſt bisher allgemein angenommen worden. Indem aber Herling nachgewieſen hat (ſ. o. S. 120—124), daß die bekannteſten Sprachen urſprünglich, wie noch jetzt die deutſche und die ſemitiſchen, nur zwei einfache ſog. Zeitformen gehabt haben, die auch „an ſich keine Zeitangaben enthalten", ſtellt es ſich unwiderſprechlich heraus, daß dieſe beiden Formen eine andere Beſtimmung haben müſſen, daß aber auch die von Hrl. ihnen untergelegte nicht die richtige ſein kann.

Nach meiner Ueberzeugung iſt es vielmehr die Deutung, wodurch Herling die beiden Modus des Indicativs und des Conjunctivs erklären will, die den Unterſchied des bisher ſogenannten Präſens und Imperfects erklärt. „Der Conjunctiv", ſagt Htl. (ſ. „vergl. Darſtellung" ꝛc. S. 163), „iſt der Modus des bloß Gedachten, der Indicativ der Modus der Erſcheinung". Wie Hrl. zu dieſer Erklärung der Modus gelangt iſt, wird weiter unten ſich ergeben. Hier ſoll zunächſt nur gezeigt werden, daß dieſe Erklärung nicht den Modusunterſchied, wohl aber den Unterſchied der ſogenannten Zeitformen deutet.

An der Stelle, wo J. Grimm in ſeiner Grammatik (III, 345) vom grammatiſchen Genus handelt, ſagt er: „Ein geiſtreicher Schriftſteller *) hat den Grund dieſer" (am grammatiſchen Genus hervortretenden) „Erſcheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt. Es iſt von ihm anerkannt und beſtätiget worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrſchen: die verſtändige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die ſinnliche, zu einer anſchaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte". — Dieſer Unterſchied „zweier Richtungen" der Sprache iſt es in der That, der den Schlüſſel darbietet zu den Räthſeln, die an die bisherige Auffaſſung der in Rede ſtehenden Formen geknüpft geweſen iſt. Man hat die räumliche Gegenwart, wie ſie in der Sprache vermittelſt des

*) W. v. Humboldt in ſeiner Schrift: Sur la nature des formes grammaticales et sur le génie de la langue chinoise; Paris, 1827.

ſog. Präſens dargeſtellt wird, wie eine zeitliche, und ſo auch den Ausdruck der Erinnerung, die durch das ſog. Imperfect bezeichnet wird, wie eine Bezeichnung der Vergangenheit angeſehn. Die Sache aber verhält ſich ganz anders. Indem der Menſch in einer zwiefachen, in einer äußern, durch die Sinne vermittelten und durch die Sinne bedingten, und in einer innern, durch freie Reflexion bedingten und als Erinnerung oder Erwartung (als Präteritum oder Futurum) als Wunſch oder Ueberlegung (als Optativ oder Conditionalis) ſich geſtaltenden Welt lebt, ſo nimmt auch die Sprache dieſen zwiefachen Charakter an. Sie ſtellt das Denken theils als ein ſinnliches, theils als ein ſinnendes, oder, was daſſelbe iſt, theils als ein anſchauendes, äußerliches und vorgeſtelltes, theils als ein einſchauendes, innerliches und vorſtellendes heraus. — Dieſe beiden Darſtellungsweiſen oder Darſtellformen der Sprache (ſo glaube ich ſie nennen zu dürfen) erſcheinen nicht bloß in den Zuſtandsformen — nicht bloß im Umlaute und in der Endung te der gleichlautenden Zuſtandung — ſondern ebenſo auch in der Anwendung des Hebewortes (des demonſtrativen und relativen Pronomens) und im zwiefachen Wortſinne (im eigentlichen und metaphoriſchen) der Wörter. — Die Darſtellungs- oder Darſtellweiſen der Zuſtandung ſelbſt glaube ich am füglichſten unter den Namen die ſchauliche und denkliche, oder als Schaulichkeit und Denklichkeit unterſcheiden zu dürfen. — Die beiden Maalformen (die Participien), die erſichtlich von den beiden Darſtellungsweiſen abgeleitet ſind, erhalten ebenfalls eine rationellere Deutung, als ihnen bisher zu Theil wurde, da man ſie ſogar zwiefach, nicht nur als Präſens und Präteritum, ſondern auch als Activum und Paſſivum, unterſchied. — Endlich iſt es mir auch erſchienen, als wenn die Formen der denklichen Darſtellweiſe im Allgemeinen tiefere und dunklere Stimmlaute haben, als die der ſchaulichen. (So iſt namentlich das A in der denklichen Form, z. B. in ſtand, band, fand, nicht als ein helles anzuſehen, wie es jetzt ausgeſprochen wird, ſondern als ein dunkles, dem O und U nahe ſtehendes). *)

*) Für die Erklärung der ſemitiſchen und namentlich der hebräiſchen Verbalformen iſt, wie ich nicht anders glauben kann, die Abweiſung der Temporalbedeutung und das Anerkenntniß einer zwiefachen Darſtellungsweiſe entſcheidend. Wird das ſog. hebr. Futurum als die denkliche Form

Was endlich die sog. Mod·s (d. h. diejenigen Verbalformen, von welchen man nur zu sagen weiß, daß sie Formen — Modus — sind) anbetrifft, so wird es erst in Folge der vorstehend gegebenen Erklärung der sog. Tempora erklärbar, wie es möglich gewesen, ohne Anstoß des logischen Bewußtseins, die „Zeit- und Modusverhältnisse" als solche geltend zu machen, die trotz der Differenz ihrer Begriffe gegenseitig sich vertreten sollten (s. o. S. 116 ff.), und wie es überhaupt möglich ist, daß in den Sprachen, in welchen keine Modusformen sich entwickelt haben, dieselben durch Zeitformen dargestellt zu werden scheinen. — Der sog. Modus ist nämlich die Form der Ursprünglichkeit — die Ursprungsform — des Zustandes (des Prädicats). Die Ursprünglichkeit aber kann eine zwiefache sein: es kann der Zustand vom Vorstande oder vom Sprechenden ausgehen; er kann dem Vorstande anhaften, oder der Sprechende kann ihn dem Vorstande anheften. Beide Arten des Ursprungs liegen aber auch in der Darstellweise begründet. Das schauende Denken entnimmt die Zustände von den angeschauten Dingen, das sinnende oder denkliche Denken entnimmt sie aus sich selbst. Daher können allerdings die Ursprungsformen und die Darstellformen zusammenfallen. Sie können aber auch unterschieden werden. Auch in die Schaulichkeit kann der Sprechende den Zustand dem angeschauten Vorstande anheften, und ebenso einen anhaftenden Zustand desselben in die Denklichkeit überkommen haben;

---

aufgefaßt, so ist es vollkommen klar, wie dasselbe in seine Bedeutung nicht nur alle Tempora sondern auch alle Modus der abendländischen Sprachen einschließen kann. Das Vav conversivum — eine der monströsesten (und keineswegs durchgängig bestätigten, s. Richt. 2, 1. Ps. 78, 15.) grammatischen Fictionen — muß fallen; und mit demselben vielleicht auch die Art der Forschung wenigstens einen Anstoß erleiden, die das Denkwidrigste vorschützt, um nur nicht zu bekennen, daß sie das Problem nicht zu lösen vermöge. (Und will Gesenius, Lehrgeb. §. 87, 3. dieses Vav als abgekürzte Verbalform erklären, so übersieht er, daß es in dieser Form auch dem Hebräer nur als Verbindungspartikel gelten konnte). — Das Futurum aber, als denkliche Form anerkannt, läßt sehr bald das sog. Präteritum als die schauliche erkennen. Und sieht man beide Formen sehr oft in völlig gleicher Temporalbedeutung gebraucht (z. B. 1 Mos. 1, 10. Ps. 78, 13.), so wird es nur offenbar, daß ihnen eine solche Bedeutung gar nicht beiwohnt; wogegen sie im Unterschiede von schaulicher und denklicher Darstellungsweise schon 1 Mos. 1, 1. 2. vergl. mit V. 3 ff. bedeutsam aus einander treten.

es kann eine Heftform in der Schaulichkeit (ein Conjunctiv des Präsens) wie eine Haftform in der Denklichkeit (ein Indicativ des Imperfects) sich ausbilden. Wo diese Ursprungsformen (die Modus) sich vorfinden, da kann die Haftform der Denklichkeit im Begriff nur als Vergangenheit sich gestalten; wogegen in den Sprachen, die nur Darstellformen haben, die Denklichkeit in gleicher Weise Vergangenheit wie Zukunft, die beide denklich sind, bezeichnen kann. — Auch liegt hierin die Ursache, daß Herling die besonderen Formen der Darstellweise, die Haft- und Heftform (Indicativ und Conjunctiv), nicht wie besondere, sondern wie allgemeine — als die Formen „der Erscheinung und des Gedachten" — erklärt.

In Betreff des sog. Imperativs muß noch zuletzt bemerkt werden, daß derselbe, seinem Begriff zufolge, nur eine verstärkte oder nachdrückliche Heftform (ein Conjunctiv) ist, der jedoch seine Form von der Haftform (vom Indicativ) entlehnt, und in so fern allerdings als eine dritte Ursprungsform, als die haftlich dargestellte Heftform, deren auch sonst die Sprache fähig ist (z. B. „Du gehst", anstatt: „geh"), der Zustandung eingeordnet werden darf.

3.

Die Wortfügung.

Der fünfte Abschnitt meiner Sprachlehre, die Wortfügung, hat, wie es auch wohl in der Natur der Sache liegt, den größesten Umfang. Für den hier vorliegenden Zweck wird es indessen genügen, nur in gedrängter Kürze einen Einblick in das Wesen der Wortfügung zu eröffnen.

Das oben (S. 153 ff.) entwickelte bewegende Princip der Sprache — Merken und Bemerken — ist zugleich das verknüpfende und ordnende. Als verknüpfendes wird es unterstützt von den Fügungszeichen d. h. von den Standungs- und Zustandungszeichen (von den Declinations- und Conjugationsformen), die eine Beziehung auf ein anderes Wort bezeichnen. — Außerdem liegt es in der eigenthümlichen und wunderbaren Natur des Geistes, daß derselbe in sich nicht bloß ein einfaches Merken und Bemerken, sondern ein mehrfaches, und dasselbe in sehr verschiedenen Graden, gleichzeitig bewegen kann. Von der berühmten Geisteskraft Cäsars, der,

wie erzählt wird, „zugleich schreiben, lesen, hören, dictiren, und zwar vier bis sieben Briefe dictiren konnte", giebt jede etwas zusammengesetzte Periode eine, wenn freilich kleine, so doch durchaus ähnliche Probe. Während ein vorangehender Satztheil oder auch Satz das Merken fixirt und erst am Schlusse zur Befriedigung des Merkens, d. h. zum Bemerken, gelangt, ereignen sich vermittelst der eingeschobenen Zwischen- oder Nebensätze ebenso viel besondere Acte des Merkens und Bemerkens von geringern Graden und resp. kürzern Pausen. Aber diese Neben- und Unteracte wirken zugleich auf den Haupt- oder Oberact, und namentlich auf das im Vorstellen befindliche Merken desselben, deprimirend; und oft so, daß das Object des Merkens auf die Schwelle getrieben wird, und dann erneuert, d. h. abermals genannt werden muß, um das Bemerken anzuknüpfen. In allen Perioden, in welchen irgend ein Satztheil wiederholt wird, um mit dem andern verbunden zu werden, offenbart sich diese hemmende Wechselwirkung der Begriffe und Vorstellungen, und bestätiget Herbart's Psychologie, in welcher die Vorstellungen als Kräfte, die einander physisch bedingen, angesehen werden. Ebenso ist nur aus diesem Verharren im Vorstellen die stylistische Regel zu erklären, welche Wiederholungen ähnlicher Fügungen erlaubt, dagegen eine in zu kurzer Pause erfolgende Wiederholung selbst einzelner Wörter, die in einer mit dem Frühern nicht zusammenhängenden Verbindung stehen, (auch wohl auf eine Weite mehrerer Perioden) verbietet. — Auch die poetische Form der Rede — der Rhytmus und der Reim, das gleichmäßige Auf- und Niederschweben und in geregelten Pausen eintretende Zusammenklingen und Verschmelzen der Stimme — wird nur aus dem Verharren des Wortklanges im Vorstellen erklärbar. Und wenn nur der Reim solcher Worte erlaubt wird, die nicht vollkommen gleich, sondern gleich und ungleich sind, so zeigt es sich, daß nicht die vollkommene, sondern die unvollkommene Verschmelzung, die einen Contrast in der Einheit bildet, der Innerlichkeit des Ohres zusagt und angenehm ist.

In der Prosa fällt freilich das Gesetz der gebundenen Rede weg; doch darum wird sie keinesweges eine absolut ungebundene. Die Dichtung, als die Form der subjectiven und eigenmächtigen Gestaltung der Gedanken, bewegt sich in einem andern Rhytmus als die Prosa, welche die Sprache der Beobachtung und der Reflexion, die Sprache des objectiv bedingten Denkens ist. Hier ist der Rhytmus der Erscheinung

auch der Rhytmus der Sprache. — Wahrheit ist die Schönheit der Prosa; und Wahrheit ist Uebereinstimmung des Gedankens — nicht mit dem Gedachten, wie man zu definiren pflegt, sondern — mit der sinnlichen Erscheinung. Die mathematischen Axiome sind nur Bilder der Axiome, in welchen der Weltbau befestiget ist. Sie sind nur darum absolut wahr, weil das Absolute so ist. Daß jede Größe sich selbst gleich ist, wissen wir, weil Größen sich selbst gleich bleiben. Wäre die Welt ein absolutes Werden, so kämen wir nie auf den Einfall, A sei = A. Auch unser Denken könnte nie still stehen, wo nichts still stände.

Die Wahrheit — das Gesetz der Erscheinung — ist das Gesetz der Sprache. Was in der Erscheinung sich complicirt und verschmilzt, das complicirt und verschmilzt sich auch in der Sprache. Der Unterschied ist nur der, daß die Sprache die allgemeinen Formen der Erscheinungen und deren Bedingungen, aber nicht das Wesen derselben darstellt, und daß daher die allgemeine Form gestatten kann, was das Wesen verbietet. Das Gesetz der Form geltend zu machen und zu insinuiren, als wäre es das Gesetz des Wesens — darin besteht die Kunst der Lüge. Ein „hölzernes Eisen" und „singende Fische" sind richtige Sprachformen; denn die Erscheinung bezeugt im Allgemeinen, daß die Dinge theils wesentliche, theils zufällige Merkmale haben: aber im Besondern, wo das Eisen, wo die Fische erscheinen, da widerspricht die Erscheinung den sprachlichen Bildungen.

Die Ordnung der Natur im Allgemeinen ist daher die Ordnung der Sprache; die Ordnung der Natur im Besondern aber ist der Prüfstein des Gesprochenen. Die Formen der Natur, die Formen des Seins und des Werdens, sind das objective Princip nicht nur des Sprachinhalts, der Wortformen, sondern auch des Sprechens, der Wortfügung. — Aber subjectives Princip derselben ist das Merken und Bemerken. Dieses Princip macht das in der Erscheinung Gegebene zum Besitz des Geistes, und den Geist zum Besitzer der Erscheinung und resp. der erscheinenden Welt. Dieses Princip beherrscht die Wortfügung, insoweit das objective es gestattet, insoweit die Selbstständigkeit der Welt der Herrschaft des Menschen sich unterwirft. Der innige Zusammenhang des Menschen (des Adams) mit der Erde (mit der Adamah) macht überall sich erkennbar; und eine gründliche Einsicht in das Wesen des Menschen und in sein Thun kann

nur aus der Einsicht in diesen Zusammenhang geschöpft werden. Wo die relative Freiheit des Menschen wie eine absolute aufgefaßt und die Bedingtheit des Geistes von der Materie verkannt und als Materialismus (der doch nur da herrscht, wo die Materie allein Alles sein soll) vornehm abgewiesen wird, da bemächtiget sich zunächst der Unverstand der Herrschaft über das Denken, und kann, wie die neueste sich selbst so nennende „Geistesphilosophie" es lehrt, dasselbe bis zu dem Punkte des Wahnwitzes verführen, daß es in das ewige Nichts wie in das All hineinstiert und mit solcher Allseligkeit für den Verlust der Persönlichkeit sich entschädiget wähnt.

Die Sprachformen sind Zeugen, daß physiologische — daß Naturgesetze den Geist bedingen, und daß der Geist in realer, in bedingter und bedingender, Wechselwirkung mit der Natur steht. Die Natur weckt ihn (führt ihn ins Merken), bedingt ihn durch ihre Gesetze (durch das ihm aufgedrungene Bemerken), damit er sie wiederum bedinge durch sein Gesetz, und die Natur durch den Menschen geistig, göttlich werde; daß Gott komme zur Natur, aber nicht, wie Hegel wähnt, zu sich selbst vermittelst der Natur und des Menschen. — Sabbath, Ruhe, wird das Ziel der Weltschöpfung, und nicht nur das der ersten, sondern auch das der gegenwärtigen (Ebr. 4, 1.) genannt; Ruhe aber setzt einen Grund voraus, auf welchem sie beruht, und dieser Grund kann nicht allein als innerer, sondern muß als innerer und äußerer gedacht werden: als Geist, der die Natur zu seiner Ruhe bedingt, als Natur, die durch den Geist zu dessen Ruhe bedingt wird.

Die Wurzeln dieser Wechselwirkung legen sich in der Sprache, und namentlich in der Wortfügung, in dieser Wechselwirkung des naturnothwendigen Seins und Werdens mit dem freien Merken und Bemerken des Geistes, zu Tage. Und sind freilich diese Wurzeln höchst unscheinbar, so ist es doch eben ein Kennzeichen eines ernstern und tiefern Geistes, wenn er die Ursachen des Großen bis ins Kleinste verfolgt. Kein wissenschaftlich Gebildeter wird die mikroskopischen Arbeiten des Naturforschers neben den teleskopischen des Astromen verachten.

Bemerkungen sind es, die vermittelst der Sprache sich gestalten; Bemerkungen, die aus Bemerktem, wovon der eine Theil ins Merken gestellt, der andere als Bemerkbares zugestellt wird, entstehen.

Das Gewordene bildet die Theile, die Elemente; das Werden, die Verknüpfung, ist das Wesen der Bemerkung oder des Satzes. Der Act der Satzfügung ist ein einfacher; — das Gefügte dagegen kann vielfältig zusammengesetzt sein. Die Satzbildung aber erfolgt unmittelbar. Die unmittelbare Aussprache satzfähiger Worte, d. h. solcher, die das Merken anregen und demselben als Bemerken genügen können (Standwörter und Zustandswörter) bildet den Satz. Eine sogenannte Copula ist eine ebenso grundlose, als (wie sogleich sich zeigen wird) dem Wesen des Satzes widersprechende Fiction. Ans Merken, an die aufs Bemerken gerichtete Spannung des Geistes, schließt sich das Bemerken ebenso unmittelbar an, wie an das Einathmen das Ausathmen, und wie an den sich nähernden Magnet der Eisensplitter.

Jeder einfache Satz ist zweitheilig. Was jedoch im Vorstellen sich befindet, bedarf nicht des Worts. Worte sollen den Begriff ins Vorstellen erheben: wo daher der Begriff vorgestellt wird, oder, wo der fehlende Begriff auch ohne Wort nicht verfehlt werden kann, muß das Wort wegfallen. Das Vermerkwort ja oder nein ist ein vollständiger Satz, insofern es auf eine ausgesprochene und mithin im Vorstellen befindliche Frage sich bezieht. Dasselbe gilt von den Imperativen und von den vorstandslosen (unpersönlichen) Zustandswörtern, deren Subject sich von selbst versteht.

Einfach aber oder zweitheilig ist jeder Satz, dessen Zustand (Prädikat) unbefügt, d. h. nicht mit irgend einem andern Worte verbunden ist. Ob der Vorstand (das Subject) befügt ist oder nicht, ist in der Satzfügung gleichgültig. Denn der grammatische Character der Satzfügung beruht auf der Stellung der Satztheile. Die Befügung aber des Vorstandes verändert ihre Stellung nicht; wogegen jede Befügung des Zustandes, sei es eine einfache und einzelne, oder eine zusammengesetzte und mehrfache, ihre Stellung verändern kann, und daher einen dritten Theil des Satzes — außer dem Vorstande und Zustande den Nebenstand oder die Nebenstände — bildet. Je nachdem nun der Zustand befügt ist oder nicht, ist der Satz ein dreitheiliger oder ein zweitheiliger. — Es giebt aber auch viertheilige Sätze. Diese bilden sich, wo ein befügter Zustand oder ein dreitheiliger Satz mit einem Stellworte, d. h. mit einem Satzungsworte (mit einer Conjunction), oder mit einem Hebeworte (mit einem relativen Pronomen), welches als Stellwort eintritt, eingeleitet wird.

Aber nur auf den drei beweglichen Stellen des Satzes, nur zwischen dem Vorstande, Zustande und Nebenstande, gestaltet sich der Charakter des Satzes; und die Stelle, welche der Zustand (das auf den Vorstand unmittelbar sich beziehende Zustandswort) einnimmt — diese Stellung des Zustandes bestimmt den Charakter des Satzes.

Im zweitheiligen Satze kann der Zustand eine zwiefache Stellung haben; er kann vor oder hinter dem Vorstande stehn. Steht er hinter dem Vorstande, so richtet sich auf den Vorstand das Merken, mit dem Zustande geht das Merken ins Bemerken über; das Merken ist befriediget, die Bemerkung, der Gedanke ist vollzogen; das Denken schließt sich ab; der ständige, (selbstständige, in sich abgeschlossene) Satz ist gebildet. — Anders ist der psychologische Vorgang, wenn der Zustand vor den Vorstand tritt. Hier wird der Zustand ins Merken gestellt. Aber an und für sich kann ein Zustand — ein zufälliges Merkmal — nicht Gegenstand des Merkens sein; er kann es nur werden in Verbindung mit seinem Träger, mit dem Vorstande. Der Satz, ein Knüpfungsact, wird mithin ins Merken gestellt; der Satz, als solcher, soll eine Wandlung erfahren: ein dem Satze zufälliges Merkmal soll mit ihm verbunden werden. Mit einem Satze aber kann ein einfaches Merkmal sich nicht verbinden. Dieses könnte nur an den Vorstand des vorangehenden Satzes sich anschließen, der jedoch nicht unmittelbar ins Merken gestellt ist. Es bedarf daher eines vollständigen Satzes, um denselben als Bemerkbares an den ins Merken gestellten Zustand des vorangehenden Satzes zu knüpfen. Und darum begründet die vorangehende Stellung des Zustandes (des Prädicats) den stelligen Satz, der ebensowohl auf einen nachfolgenden als auf einen vorangehenden Satz sich beziehen kann (z. B. „Kommt Carl nicht heute, kommt er doch morgen“.). Im letztern Falle nenne ich ihn jedoch den zustelligen Satz. *)

*) Man hat bisher in allen Sprachlehren den sogenannten „invertirten Satz“ als den Fragesatz angesehn. „In jeder Frage“, sagt Becker (Or. 596), „wird das in Frage gestellte Glied des Satzes durch den Redeton und zugleich durch die invertirte Wortstellung hervorgehoben“. — Gäbe es indessen irgend eine Frageform oder gäbe es Fragewörter: wozu sollte dann noch „zugleich“ der Frageton dienen? Weil man aber bei jeder wirk-

Im dreistelligen Satze wird der Satz ständig, wenn der Zustand seine Stelle zwischen Vorstand und Nebenstand einnimmt. Welche Stelle Vorstand und Nebenstand (oder die mehrern Nebenstände) einnehmen, ist für den ständigen Charakter des Satzes gleichgültig, und hängt allein davon ab, welchen dieser Satztheile man ins Merken, und welchen man nebst dem Zustande ins Bemerken stellen will. Die sogenannte Inversion ist daher nicht grammatische sondern nur rhetorische Satzform.*) Wenn jedoch der Vorstand eines zweitheiligen ständigen Satzes ins Bemerken gestellt werden soll, so wird er dreitheilig gemacht, indem das begrifflose Es als Vorstand ins Merken gestellt wird (z. B. „Es braust der Wald;" „es wanken ganze Regimenter".).

Was endlich den stelligen Charakter des dreitheiligen Satzes anbetrifft, so wird derselbe ebenmäßig, wie im zweitheiligen, durch die vordere Stellung des Zustandes bezeichnet. Wenn jedoch die Stelligkeit des Satzes als eine besondere durch Satzungswörter (durch Conjunctionen) oder durch Hebewörter (durch relative Pronomina) dargestellt wird, und somit der Satz eine vierte — die einleitende — Stelle erhält (die jedoch den dritten Theil, den Nebenstand, nicht nothwendig

---

lichen Frage (die indirecte ist nicht Frage, sondern nur Ausdruck des Inhalts einer Frage) des Fragetones bedarf, und überdieß die Frage weder eine bestimmte Form, noch eine bestimmte Wortclasse ausschließlich gebraucht, so ist es ein Irrthum, gewisse Formen und Wörter der Frage unterzuordnen; ein Irrthum, der Becker'n sogar verleitet hat, stellige (relative) Sätze, die nicht einmal den Frageton haben, und gar keine Frage, sondern nur ein bedingendes Verhältniß zum nachfolgenden Satze aussprechen, wie einen „Fragesatz" (Or. 541), wie „interrogative Concessivsätze" und als „Formen einer Frage" (571) und sogar (240) die „conditionalen Nebensätze (z. B. Wenn euer Gewissen rein ist)" darum, weil sie vermeintlich „im Deutschen leicht die Form einer Frage annehmen (Ist euer Gewissen rein, so seid ihr frei) wie eine Frage (!) des Sprechenden" anzusehn.

*) Ein Beispiel möge zur Erläuterung dienen. Der dreitheilige ständige Satz: „der Knabe (V) springt (Z) lustig (n) im Hofe (n') herum" (n''), der außer Vorstand und Zustand drei Nebenstände hat, kann, ohne seinen ständigen Charakter zu verlieren, in folgender Art umgestellt werden: n Z V n' n'', n' Z V n n'', V Z n' n n''. Nur der dritte Nebenstand (n'') muß, weil er der trennbare Theil des Zustandswortes „herumspringen" ist, aus besonderm Grunde, den die Sprachlehre erörtert, die letzte Stelle einnehmen.

vorausſetzt), dann wird der ſtellige Charakter ein zwiefacher, und muß als ſtelliger (bedingender) und als zuſtelliger (bedingter) unterſchieden werden. — Im ſtelligen oder bedingenden Satze (z. B. „Wo man laut ſprechen hört"; „wer mit Wenigem zufrieden iſt") nimmt der Zuſtand die letzte, reſp. die vierte Stelle ein; im zuſtelligen Satze dagegen (z. B. „Wer da fragt, dem muß man antworten; wenn er will, kann er gut ſchreiben") nimmt der Zuſtand die zweite Stelle hinter dem Stellworte, oder, wo ein ſolches nicht gebraucht wird, die erſte ein.

In dieſen Formen geſtaltet ſich im Deutſchen die Satzfügung; und auf Grund dieſer Formen muß der Periodenbau oder die Vollſatzfügung (die z. B. als zweigliedrige in die gegenfügige, beifügige und nebenfügige ſich theilt) beurtheilt werden, wenn die Sprachlehre ihren ſpecifiſchen Charakter, nämlich als Darſtellung der Formen, bewahren ſoll.

Auf den Periodenbau hier näher einzugehn, oder auch die Bildung der Satztheile (die z. B. auch die zuſammengeſetzten Formen der bisherigen Conjugationstabellen einſchließt), wie ſie in meiner Sprachlehre entwickelt wird, darzuſtellen, liegt nicht im Zwecke der gegenwärtigen Schrift. Die hier mitgetheilten Hauptſätze des von mir entwickelten Sprachſyſtems werden zureichen, Geſtaltung und wiſſenſchaftlichen Gehalt deſſelben dem kundigen Leſer erkennbar zu machen.

Ob nun und inwiefern meine Sprachlehre, wie ich ſie im vorſtehenden Abriſſe charakteriſirt habe, den Anforderungen der rationellen Sprachforſchung und reſp. eines rationalen Sprachunterrichts entſpreche, bleibt, wie natürlich, der Beurtheilung der Leſer anheim geſtellt. Mir lag es ob, meine Arbeit darzubieten; ob man ſie zweckmäßig finde, muß die Zukunft lehren. Sollte ſie indeſſen Intereſſe erwecken, ſo werde ich mich Allen zum Danke verpflichtet erkennen, welche durch Subſcription (deren Anzeige ich auf buchhändleriſchem Wege an die auf dem Titel genannte Buchhandlung zu richten bitte) meinem Unternehmen Vorſchub leiſten. Die Bedingungen definitiv feſtzuſtellen, vermag ich in dieſem Augenblicke nicht. Meine Sprachlehre, die urſprünglich nicht auf gegenwärtige Vorbereitungsſchrift angelegt geweſen, und daher nicht bloß vom

didaktischen sondern auch vom kritischen Gesichtspunkte ausgehend verfaßt ist, bedarf noch, nachdem nun die Kritik beseitigt worden, der Ueberarbeitung. Nach ungefährer Schätzung dürfte ihr Umfang etwa 25 bis 27 Bogen, der Subscriptionspreis $1^1/_6$ oder $1^1/_4$ Thlr. betragen. Subscribentensammlern würde, wie gebräuchlich, das elfte als Freiexemplar zugesichert werden.

Was endlich noch im Allgemeinen die hier vorliegende „Vorbereitungsschrift" anbetrifft, so dürfte wohl Mancher sich versucht fühlen, als Abschweifung es zu mißbilligen, wenn sie nicht selten den rein grammatischen Gesichtspunkt aus dem Auge zu verlieren scheint, wo sie auf das allgemeinere, auf das systematisch-philosophische, und auf das allgemeinste, auf das moralisch-religiöse Gebiet sich begiebt, und dort länger verweilt, als es unmittelbar im Zweck einer Verhandlung über rationelle Sprachforschung liegt.

Aber es gilt hier in der That nicht bloß eine Verhandlung über Grammatisches. Es liegt zugleich eine allgemein wissenschaftliche, es liegt eine moralisch-religiöse Frage zur Entscheidung vor. Schon in der Einleitung (S. 6 ff.) ist darauf hingewiesen worden; und mit großer Bestimmtheit trat mir wiederum das Dilemma, in welches der „gesammte grammatische Unterricht in der Volksschule" gegenwärtig gestellt wird, vor Augen, als mir in diesen Tagen, da der Druck meiner Schrift dem Ende sich naht, die „rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" (Juli und August 1844) in die Hände kamen. — Der Herausgeber derselben, Dr. A. Diesterweg, erinnert hier (S. 51) an die „Klagen", welche „von Vielen, am stärksten von Günther, Hülsmann und Wackernagel über den deutschen Unterricht in niedern und höhern Schulen, wie er seit Becker und Wurst" (zu welchen auch er selbst, Diesterweg, sich gesellt habe) „gäng und gäbe geworden, erhoben würden". — „Nach der übereinstimmenden Meinung dieser Drei", sagt Dstrw., „habe dieser Unterricht grundverderbliche Folgen:"

„Er hemme die unbewußte, natürliche, gesunde Sprachentwickelung des Kindes, reize auf widernatürliche Art den unreifen Verstand zu Reflexionen und Abstractionen, verkümmere auf diese Weise die Gemüthsentwickelung, das Wesentliche aller Tiefe und Liebenswürdigkeit, Gesund-

heit und Frische, veranlasse den jungen Menschen zu eitler Bespiegelung seiner selbst, statt frisch und frei in die Welt zu schauen und hineinzuwachsen, unterminire den Glauben und das Vertrauen zu Gott und Menschen, lege den Grund zu der jetzt herrschenden, nur zum Negieren geneigten Geistesrichtung, kurz er enthalte eine, alle gesunden Früchte natürlicher Entwickelung vergiftende Wurzel". — „Man würde es nicht glauben", setzt Dstrw. hinzu, „wenn es nicht wahr wäre".

Warum aber sollte man es nicht glauben? — Zwar behauptet Diesterweg (S. 59): „Noch soll, trotz mancher Mängel, vielleicht auch Fehler, eine gründlichere, wissenschaftlichere Grammatik als die Becker'sche geschrieben werden!" Kann man aber diesem Worte beistimmen? Kann man eine Grammatik eine „wissenschaftliche" nennen, welche, indem sie die endlichen Sprachformen durch den unendlichen Sprachsinn, und die Formen durch das Geformte, durch ihr Product, erklären will, der allgemeinsten Bedingungen des Wissenschaftlichen — der bestimmten Begrenzung ihres Objects und der Richtung auf die Gründe desselben — ermangelt? Darf man in den Wunsch einstimmen: „Wollte Gott, die Lehrer der höhern Schulen verführen einmal consequent nach Wurst und Becker, und sämmtliche Lehrer erbauten den gesammten Sprachunterricht auf dem Grunde, den jene legen"? — Kann es wünschenswerth sein, die Consequenz der subjectiven Deutung, wie sie bei Becker herrscht, überall an die Stelle der Consequenz objectiver Forschung gesetzt zu sehen? Wenn freilich Diesterweg fragt: „Haben Becker und Wurst den wirklichen Fortschritt in der That gehemmt? so wird Niemand ihm widersprechen, sobald er antwortet: „Diese Frage muß man, vis-à-vis des frühern Unterrichts, unbedingt verneinen". Wenn er aber fortfährt: „Auch jetzt noch sind die Werke Beider allen Lehrern unbedingt zu empfehlen: Becker um seiner Wissenschaftlichkeit, Wurst um der Didaktik willen", — so glaube ich in Betreff der „Wissenschaftlichkeit" des Becker'schen Systems mit vorliegender Schrift nicht nur die unbedingte, sondern auch jede bedingte Empfehlung desselben vor Allen, denen es mit der Wissenschaft Ernst ist, entkräftet zu haben. Hier schließe ich mich an die „Polemik" an, von welcher Dstrw. (S. 34) sagt, daß sie „jetzt, wie bekannt, gegen den gesammten grammatischen Unterricht in der Volksschule geführt werde", und deren „Klagen" er selbst, wie oben gezeigt worden, registrirt.

Die neuere Grammatik ermangelt der wissenschaftlichen Grundlage, ermangelt der wissenschaftlichen Entwickelung: und dennoch stellt sie eine übermäßig reiche Entwickelung heraus. Man erinnere sich nur an die Verwickelung der sogenannten „logischen" Seite der Grammatik, die der grammatischen gegenübergestellt wird; man erinnere sich an die oben (S. 78 ff.) kritisch erörterten Gegensätze der „Anschauungs- und Denkformen", der „vollkommenen und weniger vollkommenen" Gedankenverbindungen und Tonverhältnisse; an die Gegensätze von „Person und Sache", von „Unterart und Individuum"; an den „realen, moralischen, logischen, adversativen, möglichen, innern und äußern Grund" (S. 88), an die sieben Differenzen der einen Differenz des Haupt- und Nebensatzes (S. 99), u. dgl. mehr: und man wird nicht in Abrede stellen können, daß unter einem solchen Schwalle die langsamern Köpfe, die das lernen wollen, ermüden und erliegen müssen, weil sie überall die Stützen, die einsichtlichen Gründe, vermissen, an welche sie das Gehörte knüpfen und ins Gedächtniß niederlegen könnten; wogegen den beweglichern, mit einem guten Wortgedächtniß und einigem Combinationsvermögen begabten, Naturen, wenn und indem sie das lernen, das Uebelste begegnet, was beim Lernen begegnen kann, daß sie das Lernen verlernen; — daß sie gewöhnt werden, auf Grund von Ansichten, auf Grund des Scheinens ihr Meinen, und auf Grund des Meinens ihr Wissen zu bauen, und jeden flüchtigen Gedanken, wenn er irgendwie polirt erscheint, wie absolute Wahrheit geltend zu machen. — Ein leicht fertiges Denken, ein Denken, das sich nicht anstrengt, nicht strenge ist, hat nicht weit bis zum leichtfertigen Denken, und dieses nicht weit bis zu einer — „alle gesunden Früchte vergiftenden Wurzel" — bis zur Leichtfertigkeit; — bis zu einer Leichtfertigkeit, die auf ihrem Gipfelpunkte und in der Reife ihrer Entwickelung ohne Schaam (a. a. O. S. 40) es zu behaupten wagt, daß „ihr Thun" (nicht etwa nur „mit einer Richtung, welche die Vernünftigkeit der Dinge wenigstens nicht als oberstes Merkmal gelten lasse", sondern auch) mit der Richtung, die „den Zweck" (sage: den Zweck) „des Menschenlebens nicht in das diesseitige Leben sondern in ein Jenseits hineinlegt, contrastiren müsse" (sic); — „contrastiren müsse" mit dem, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" (Joh. 18, 36.); „contrastiren müsse" mit denen, die da sagen, gesagt haben und sagen

werden: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" (Ebr. 13, 14.); „contrastiren müsse" — mit dem Christenthume und dessen Grund- und Zielpunkte — mit der Hoffnung der Auferstehung von den Todten!

„Der moderne Lehrer", sagt Diesterweg, soll „in dem Schüler den Menschen, d. h. den Erdenbürger, bilden". Wohl! Das sollte der moderne wie der antike Lehrer thun. Wenn aber der „moderne" Lehrer den Erdenbürger zum Erdenbürger und nicht zum Himmelsbürger bilden, wenn er nicht lernen und lehren soll, was 1 Cor. 15, 47—49 gesagt ist, *) sondern seine Zöglinge, ungeachtet ihrer angeborenen Menschenwürde und ihres Verstandes, mit der ihnen beigebrachten Bildung so tief hinabdrücken soll, daß sie hoffnungslos „davon fahren, wie das Vieh" (Ps. 49, 21): so ist solche neue und neueste Weisheit zwar nicht eine neu erfundene (auch die Corinther führten solch „böses Geschwätz" im Munde), doch ist sie, was sie sein will, nach dem Zeugniß des Apostels (Jac. 3, 15), nämlich, „irdisch und menschlich", ist aber auch, was sie nicht meint, ist auch „teuflisch": denn solch „böses Geschwätz verdirbt gute Sitten" (1 Cor. 15, 33.). — Gegen dieses Contrastiren und „Contrastiren-Müssen" mit der „Weisheit von oben her" protestire und polemisire ich auch in dieser meiner Schrift über „rationelle Sprachforschung". Denn die Irrationalität der heutigen Sprachforschung stellt nur das irrationale Denken heraus, das solchem Geschwätze im 19. Jahrhundert, welches ein „philosophisches" sich dünkt, Grund giebt. Hier stehe ich auf Seiten der Polemik, welche, wie Drstw. beschwerend sich äußert, „jetzt gegen den gesammten grammatischen Unterricht in der Volksschule geführt werde".

Wenn aber Diesterweg fortfährt, und meint, diese Polemik „habe die Tendenz, jenen Unterricht ganz und gar aus der Volksschule zu entfernen, und lehne sich an das noch allgemeinere Streben, den rationalen Unterricht überhaupt aus der Schule zu verbannen", so könnte ich einer Tendenz und einem Streben, welches „dem Lästerer Raum

*) „Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch, der andere Mensch ist der Herr vom Himmel. Welcherlei der Irdische ist, solcherlei sind auch die Irdischen; und welcherlei der Himmlische ist, solcherlei sind auch die Himmlischen. Und wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen".

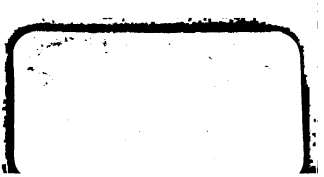
gäbe", und der Bewußtloſigkeit, die, den chriſtlichen Buchſtaben im Munde führend, den Geiſt im Munde zu haben meint, Vorſchub leiſtete, nimmermehr beitreten; einer Tendenz nimmermehr beitreten, die jenes böſe Geſchwätz des Unglaubens durch ein nicht minder böſes, aber gläubig gefärbtes Geſchwätz verdrängen wollte. „Werdet nicht Kinder an dem Verſtändniß", ſagt der Geiſt Chriſti (1 Cor. 14, 20.); an der Bosheit ſeid Kinder, an dem Verſtändniß aber ſeid vollkommen". — Hier ſteht Dieſterweg in ſeinem guten Rechte, wenn er (a. a. O. S. 40) ſagt: „Wir ſind Lehrer der modernen Schule, und das Princip der modernen Schule heißt Rationalität. Wer wirklich ein Lehrer der Gegenwart iſt, verfährt rational, in doppeltem Sinne; einmal in dem, daß er die Functionen, welche er unterrichtend und erziehend in dem Zögling oder Schüler hervorruft, und zugleich die Wirkungen, die er hervorruft, nach ihrem urſachlichen Zuſammenhange und nach ihrem Verlaufe begreift; dann in dem, daß er will und es darauf anlegt, daß der Schüler alles das, was er lernt, nach Möglichkeit begreifen ſoll". — So ſoll es ſein.

Rationalität ſoll das Princip der „modernen Schule" heißen, denn Rationalität heißt das Princip der modernen wie der antiken Gottesſchule; Rationalität: doch nicht nach der Weiſe derer, die da meinen, ein Bibelcitat müſſe überall als Beweis gelten (das **demonstrandum** ſei zugleich **demonstrans**), aber auch nicht nach der Weiſe Solcher, die mit einem Witz die Bibel abzufertigen glauben. Rationalität — die wahre — iſt ſelbſtſtändige und gewiſſenhafte Abwägung der Gründe; iſt die Rationalität, welche Vernunft iſt, inſofern ſie vernimmt, und Verſtand, inſofern ſie verſteht; inſofern ſie das Entſtehen des Vorſtehenden erforſcht und kennt. „Der Verſtand", ſagt Herbart (Lehrb. z. Pſychol. S. 20) ſehr richtig, „iſt die Fähigkeit des Menſchen, ſeine Gedanken nach der Beſchaffenheit des Gedachten zu verknüpfen".

Hier aber gilt es ein Erwachen auf dem Gebiete des Denkens; ein Erwachen aus den aprioriſtiſchen Träumen, da man ſich dünken läßt, man philoſophire und gewinne das Weltall als geiſtiges Eigenthum, wenn man es mit einem aprioriſch präparirten Gedankennetze überſpinnt. — Man will die Welt begreifen. Aber man beſinnt ſich nicht, daß es verkehrt iſt, die Welt begreiflich machen, und ihre Ka-

tegorieen, wie die Schule ſich ausdrückt, „ſetzen“ zu wollen; d. h. die Objecte in das Gefüge der Gedanken einzuſpannen, anſtatt umgekehrt die Gedanken nach der Beſchaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.

Was ſoll das Denken? — Die Wahrheit ſoll es ſuchen; aber nicht bloß, um im Beſitze der Wahrheit, im Beſitze eines treuen Bildes der Dinge zu ſein. Die Wahrheit, das Bild, ſoll ins Weſen einführen; und das Denken ſoll mit dem ſinnlich Bekannten vertraut, es ſoll den Menſchen im Weſen der Dinge heimiſch machen. Die neuere Philoſophie hat das Gegentheil gewirkt. Sie hat die Welt dem Menſchen entfremdet. Als man lehrete, das Anſich der Dinge ſei unerkennbar, verwandelte man die Welt in ein die Sinne umgaukelndes Dunſtbild; und mit der Realität der Welt raubte man dem Bewußtſein die Realität des Schöpfers.

Das Denken muß umkehren. Es muß in ſich gehen und inne werden, daß Nichts in ihm iſt, was es nicht von außen empfangen hätte; es muß lernen, gewiſſenhaft und treu an die Objecte ſich hingeben. Der Verſtand muß forſchen, damit er verſtehe, wie die Dinge geworden, und dann die Vernunft vernehme, wie ſie ſind. So wird man wieder im Werden das Sein, im Wechſel das Beharrende, im Zeitlichen das Ewige, in der Schöpfung den Schöpfer, d. h. im Bedingten den Bedingenden — überhaupt aber die große Wahrheit erkennen, daß alle Entwickelung ihr beſtimmtes und bedingtes Ziel hat.

Wer das weiß, iſt geſchickt, „wirklich ein Lehrer der Gegenwart“ zu ſein und wahrhaft rational zu verfahren, wenn er die Gegenwart als Wurzel der Zukunft erkennt, und ſein Thun und Lehren von dem Geiſte durchdrungen iſt, der da ſpricht (Gal. 6, 7.): „Was der Menſch ſäet, das wird er erndten“.